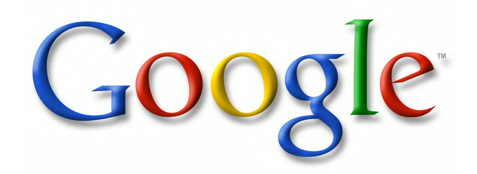
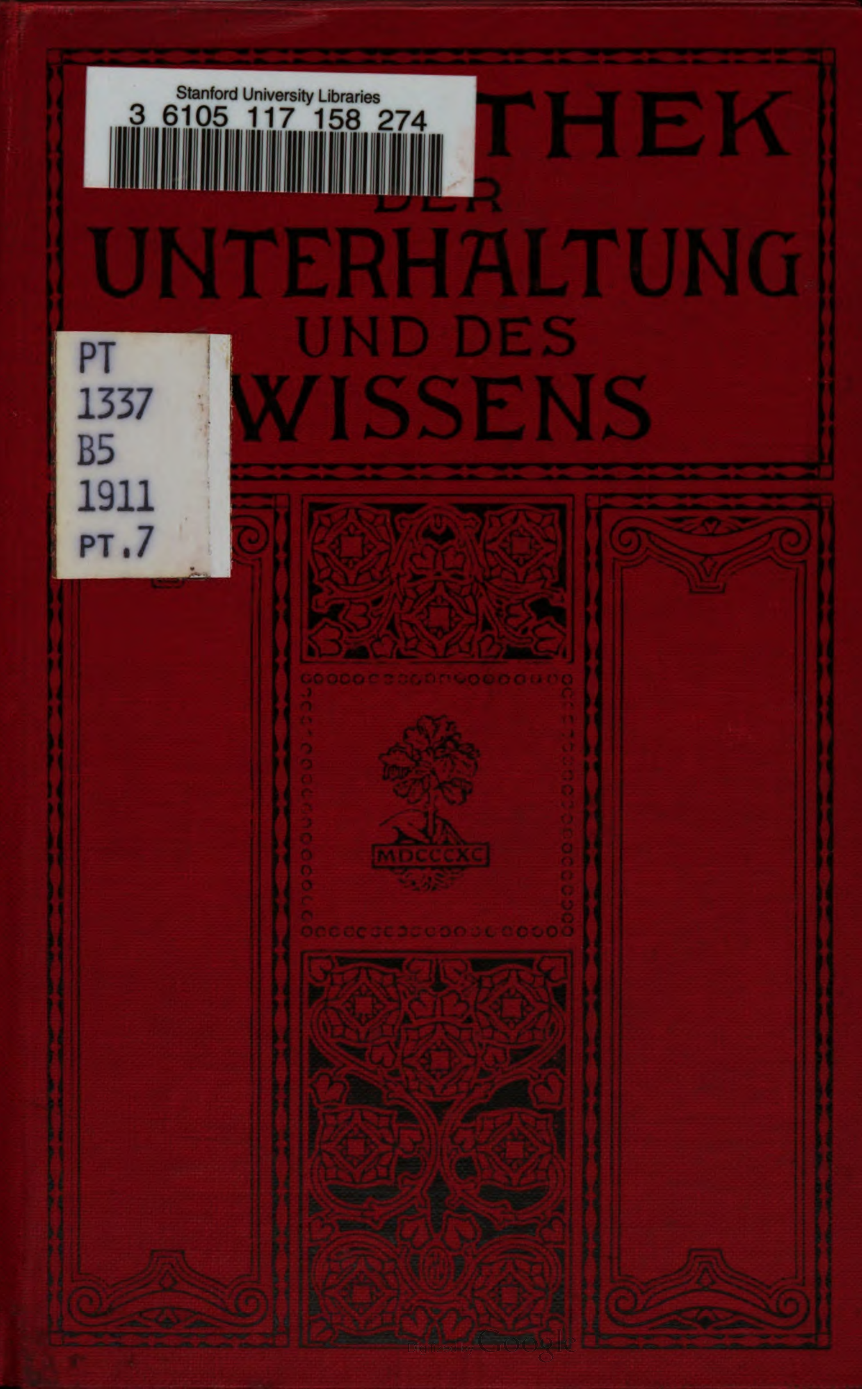


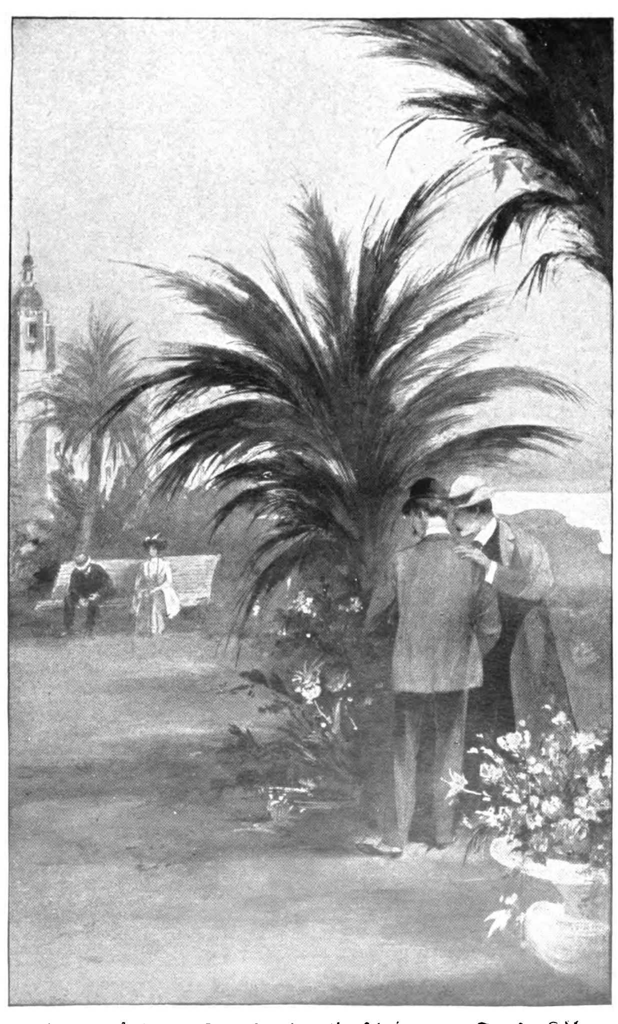


THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC


Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



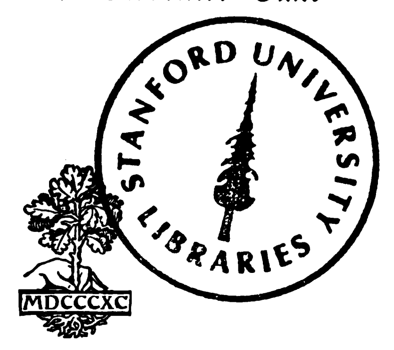


Zu der Erzählung „Der Hundertlirenschein" von Fr. O. Kühne.
(S. 85)
Originalzeichnung von Th. Volz.



Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Siebenter Band

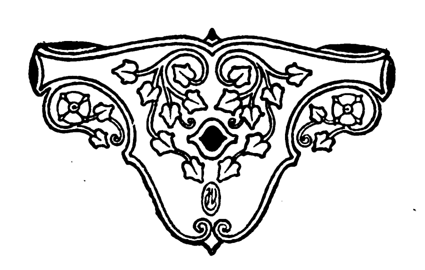


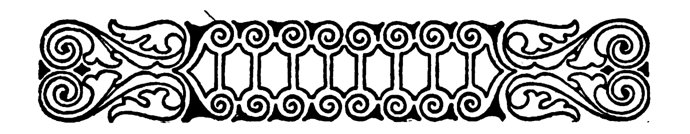
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoecker.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreißigstes Kapitel.



Die im Gerichtsaale hervorgerufene Verblüffung war eine derartig allgemeine, daß selbst der Vorsitzende im ersten Moment kein Wort der Zurechtweisung für den Angeklagten fand, sondern bald den Distriktsanwalt, bald den Verteidiger und dann wieder Ben Slotery anstarrte.

In der ersten Bestürzung hatte Frank Ramsay den Versuch gemacht, Ben beim Ärmel zu packen und auf seinen Sitz niederzuziehen, wie dies im Laufe der Verhandlung bereits häufig genug geschehen war. Doch seine halb erhobene Hand sank wieder auf die Tischplatte nieder, seine Sinne waren im Augenblick so verworren, daß er kaum nachdenken konnte und nur so viel begriff, daß dieser ungeheuerliche Vertrauensbruch — in seinen eigenen Augen erschien ihm wenigstens die Handlungsweise seines Klienten als ein solcher — den Anfang vom Ende bedeutete.

Der Distriktsanwalt hatte zuerst seine Geistesgegenwart zurückgewonnen. „Angeklagter," wendete er sich an Ben, der hochaufgerichtet, bleich und mit fanatisch funkelnden Augen dastand und ihn anstarrte, „Sie wollen endlich aussagen?"

„Ich will aussagen."

„Wissen Sie auch, daß Sie beim gegenwärtigen Stande der Verhandlung als Staatszeuge aussagen müssen, also von mir befragt werden und Antwort auf jede Frage geben müssen?"

„Als ob das einen Unterschied machte," erklärte Ben Slotery mit geringschätzigem Achselzucken, „ob Sie oder wer sonst mich fragen, mehr als die Wahrheit kann ich keinem Menschen sagen, und gerade dazu bin ich entschlossen!"

Der Verteidiger hatte sich inzwischen wieder genügend gesammelt, um Einspruch erheben zu können.

Aber Ben Slotery maß ihn mit flammendem Blicke, und drohend ballten sich seine Fäuste, als Frank ihn ohne weiteres wieder auf seinen Sitz niederziehen wollte. Rasch trat er einen Schritt zurück. „Ich habe nicht voraussehen können, wohin das alles führen muß," erklärte er. „Ich habe wie ein Verbrecher, nein, tausendmal schlimmer noch, wie ein Dummkopf gehandelt! Mögen mich nun die Folgen meines unklugen Tuns treffen! Aber so erbärmlich feige bin ich nicht, um das Weib, das meinem Herzen so nahe gestanden wie kein anderer Mensch in der Welt, verunglimpfen und ungerecht beschuldigen zu lassen — und wer mich daran zu hindern wagt, den schlage ich nieder, denn er ist mein Feind! Ich will jetzt aussagen!"

Mit herrischer Gebärde schritt er auf den Zeugenstuhl zu, in dem noch immer Nellie saß, halb ohnmächtig und den Ausdruck qualvollen Entsetzens in den verstörten Mienen.

Ehe ihn jemand daran hindern konnte, hatte er ihre Hand ergriffen, doch nur, um sie sofort wieder loszulassen. „Du hast mir wehe getan, bitterlich wehe," rief er, „aber ungerecht soll dich kein Mensch beschuldigen dürfen!"

„Und du — du stelltest mich an den Pranger?“ war alles, was sie erwiderte.

Doch schon waren auf einen Wink des Richters Gerichtsbeamte zwischen sie getreten, und die Polizeimatrone hatte Nellie mit sanfter Gewalt aus dem Zeugenstuhl aufgerichtet und zur Seite geführt.

Mit einem geringschätzigen Lächeln, das so viel bedeuten mochte, als daß er sich wohl oder übel der Gewalt fügen müßte, setzte sich Ben Slotery in den Zeugenstuhl. Dann, als sein Blick auf das leichenblaß gewordene Gesicht seines Verteidigers fiel, lächelte er wieder, aber mit ganz anderem Ausdrucke als kurz zuvor, denn nun schien sein Lächeln dem Wissenden zu sagen, daß dieser sich nicht deshalb zu bangen brauchte, etwa von ihm bloßgestellt zu werden.

„Sie haben soeben erklärt, daß die anonyme Anzeige, auf Grund deren Ihre Verhaftung erfolgte und die gegenwärtig zur Verhandlung stehende Anklage gegen Sie erhoben wurde, von Ihnen selbst herrührt,“ wendete sich der Distriktsanwalt an den nunmehr zum Zeugen Gewordenen, der inzwischen nach amerikanischem Recht, das in dieser Hinsicht keinen Unterschied kennt, wie jeder andere Zeuge auch vereidigt worden war. „Halten Sie Ihre Äußerung auch jetzt noch aufrecht?“

„Gewiß,“ lautete die Antwort, „ich selbst bin der Verfasser jener anonymen Anzeige. Sie brauchen mich deswegen nicht so ungläubig anzuschauen. Aus Ihrem Lächeln, das meinen gesunden Menschenverstand anzuzweifeln scheint, mache ich mir ebensowenig wie aus der Meinung aller hier im Saal Befindlichen. Ja, ich erstattete jene Anzeige, und meine Absicht war es auch, es zur Anklageerhebung gegen mich kommen zu lassen, mag Ihnen dies auch noch so sonderbar vorkommen.“ Dann, ohne dem Distriktsanwalt auch nur Zeit zur

Einflechtung einer Frage zu lassen, begann der sich an seinen eigenen Worten Erwärmende ausführlich zu schildern, was ihn zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht hatte, sein Leben aufs Spiel zu setzen, einzig und allein zu dem Zwecke, um berühmt zu werden und als anerkannte Dichtergröße in den Mund der Leute zu kommen.

Der Distriktsanwalt hatte es aufgegeben, ihn durch Zwischenfragen zu unterbrechen. Nicht minder als alle übrigen Anwesenden, den Richter nicht ausgenommen, stand auch er unter dem Banne der Worte des zum Zeugen gewordenen Angeklagten.

Immer lebendiger, anschaulicher und packender sprach Ben Slotery, mit glühenden Farben schilderte er den verzehrenden, ewig unbefriedigten ehrgeizigen Drang, der ihm die Seele leer gebrannt, wie auf seinem Dornenpfade sich die Enttäuschungen gehäuft, wie er Jahr um Jahr nur an verschlossene Türen gepocht und all sein Mühen und Streben nach Anerkennung mit geringschätzigem Hohn oder frostigem Achselzucken beantwortet worden war, und wie er endlich in der stetig wachsenden Angst gelebt, daß das teuerste Wesen auf der Welt, die Geliebte seines Herzens, an ihm irre werden und sich von ihm zurückziehen könnte.

„Das war es, was mich zu dem verzweifelten Schritte getrieben, der mich vor die Schranken des Schwurgerichts gebracht hat,“ schloß er. „Ich dachte mir Ruhm und Liebe durch mein unerhörtes Wagestück zu erringen. Ruhm habe ich genug eingeheimst, und meine verzehrende Gier nach seinem Besitze erscheint mir heute schon unverständlich, doch meine Liebe und damit das einzige, was mir das Dasein wertvoll machte, war mir längst zuvor gestohlen worden!“ rief er mit bebender Stimme. „Nun beurteilen Sie meine Handlungsweise,

wie Sie wollen, denn seitdem ich weiß, daß das Weib, das mir Treue und Ausdauer, Glauben an mich und mein Talent mit feierlichen Worten gelobt, mich an den erstbesten anderen, der ihr bessere Versorgung versprach, verraten konnte, habe ich für die Welt und was sie zu vergeben hat, nur noch Verachtung übrig! Und wenn's denn gesagt sein soll: eigentlich tut mir's leid, daß ich den Schuft Chadwick nicht wirklich auf dem Gewissen habe, denn dann hätte ich mich an dem Räuber meines Lebensglückes wenigstens gerächt!"

Der Richter ließ klirrend seine Gabel niedersausen. „Wir sind hier nicht versammelt, um uns über die persönlichen Ansichten des Angeklagten unterrichten zu lassen," erklärte er.

„Auch ich ließ dem Angeklagten absichtlich den weitesten Spielraum," nahm nun der Distriktsanwalt wieder das Wort, „aber auf solche Weise kommen wir nicht weiter. Sie erklären also," wendete er sich wieder an Ben, „daß Sie zum Selbstverräter geworden sind, um durch das gegenwärtige Gerichtsverfahren die Aufmerksamkeit der Welt zu erzwingen?"

Ramsay wollte Einwand erheben, doch Ben wies seinen Beistand zurück. „Ich fühle mich der Inquirierkunst des Anklägers gewachsen," meinte er achselzuckend. — „Sie verwechseln die Begriffe," wendete er sich dann wieder direkt an diesen, „von Selbstverrat kann keine Rede sein, da ich an dem gewaltsamen Ende des Anwalts nicht mehr Schuld trage als etwa Sie selbst. Ich benützte einfach meine zufällige Kenntnis von verschiedenen Vorgängen, die sich in jener Nacht im Freehurster Parke zugetragen haben, um daraus eine Anzeige zu konstruieren, die als Köder für die Staatsanwaltschaft dienen sollte. Und wie Sie sehen, ist mir dies recht gut gelungen."

„Meiner Ansicht nach nur zu gut,“ bemerkte der Distriktsanwalt bissig. „Aber wie wollen Sie beweisen, daß diese Anzeige wirklich von Ihnen herrührt?“

Ben Slotery trug ein überlegenes Lächeln zur Schau. „Sehr einfach. Ich schrieb diese anonyme Anzeige in der Kanzlei meines Jugendfreundes Frank Ramsay, meines gegenwärtigen Verteidigers, und zwar in seinem Beisein.“

Ramsay war aschfarben im Gesicht geworden, dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und seine Bestürzung über die Selbstverständlichkeit, mit der Ben aussprach, was die Wiedervernichtung einer aufblühenden Anwaltspraxis zur Folge haben mußte, ließ ihn erzittern. Er fühlte mehr, als er dies wirklich sah, wie die Blicke aller forschend auf ihm ruhten.

„Ich — ich habe eine persönliche Erklärung abzugeben!“ brachte er heiser hervor.

Doch mit abwehrender Handbewegung kam ihm Ben zuvor. „Ausreden lassen!“ sagte er dann. „Selbstverständlich bekam Anwalt Ramsay nichts von der Denunziation zu sehen, sondern ich benützte nur seine Schreibmaschine und sein Papier, beides in der Voraussicht, daß ähnliche Fragen an mich gestellt werden könnten, wie dies jetzt tatsächlich der Fall ist.“

Der Richter räusperte sich, er hatte schon die ganze Zeit verschiedene ihm vorliegende Dokumente geprüft und miteinander verglichen, ja sie sogar gegen das Licht gehalten, um die Wasserzeichen im Papier zu studieren. „Was der Angeklagte sagt, trifft zu,“ erklärte er dann. „Es handelt sich allerdings bei dieser Eingabe, die Anwalt Ramsay erst heute früh zu den Akten gab, und der anonymen Anzeige hier“ — er hob beide Aktenstücke in die Höhe — „um dieselbe Papiersorte, auch dieselbe Schreibmaschine scheint benützt worden

zu sein, wenigstens machen sich charakteristische Merkmale verschiedener Buchstaben, die immer etwas zu weit nach rechts zu stehen kommen, sich also halb mit dem nächstfolgenden Buchstaben verschmelzen, in beiden Dokumenten gleichmäßig stark bemerkbar, auch das Farbband scheint das gleiche."

„Es stimmt," sagte Ben, als nun beide Schriftstücke vom Distriktsanwalt zuerst, dann der Reihe nach von den Geschworenen besichtigt und miteinander verglichen wurden. „Ich preise jetzt meine Vorsicht, denn sie hat genügt, um eine Unschuldige vor weiterer Verunglimpfung zu bewahren." Dabei zwinkerte er seinem Verteidiger verstohlen zu, fast in der Manier eines übermütigen Jungen, der dem gestrengen Lehrer glücklich ein Schnippchen zu schlagen verstanden hat, ohne direkt lügen zu müssen, denn in Wirklichkeit hatte Frank Ramsay es auch abgelehnt gehabt, Einsicht in die Denunziation zu nehmen. Doch die nächsten Worte des öffentlichen Anklägers gaben Bens Zügen ihren vorigen düsteren Ausdruck wieder zurück.

„Der Angeklagte dürfte mit seiner Ansicht vereinzelt dastehen," sagte der Distriktsanwalt mit schnell wiedergewonnener Ruhe. „Die Staatsanwaltschaft hat keinerlei Veranlassung, besonderes Gewicht auf die Urheberschaft der anonymen Anzeige zu legen. Es ist für den uns beschäftigenden Fall ganz gleichgültig, wer den Denunzianten machte, aber die von dem Angeklagten gespielte Rolle läßt ihn in immer merkwürdigerer Beleuchtung erscheinen. Die Worte eines Mannes, der mit eiserner Stirn zu behaupten wagt, daß er die Öffentlichkeit hinters Licht geführt und die den Gerichten dieses Staates schuldige Achtung schnöde verletzt, ja sein eigenes Leben gefährdet habe, nur um flüchtigen Tagesruhm zu gewinnen, der nervenstark

genug ist, um uns den Köhlerglauben zuzumuten, daß er mit der Folgerichtigkeit des geborenen Fabulisten sich ein Märchen ausgedacht habe, gerade genügend spannend, um zu einer sensationellen Gerichtsverhandlung auszureichen, und doch wieder viel zu harmlos, um schädliche Folgen für ihn selbst zeitigen zu können — eines Mannes also, dem nichts heilig und hoch ist, der das geschriebene Gesetz und die Rechte des Herzens gleichmäßig brutal mit Füßen tritt, wenn er dadurch seiner Eitelkeit zum Siege verhelfen zu können glaubt — dessen Worte wiegen leicht, denn kein Mensch kann entscheiden, wo bei ihm die Wahrheit endigt und das luftige Reich phantastischer Erfindung beginnt. Einem solchen Manne ist das Lügen zum unabweisbaren Bedürfnis geworden, er braucht es für sein Leben wie seine Lungen die Luft. Er belügt sich selbst, berauscht sich derart an den Erzeugnissen der eigenen Einbildung, daß er sie schließlich für wirkliche Geschehnisse nimmt. Es hieße die Geschworenen beleidigen, wagte ich auch nur anzunehmen, daß die Beteurungen des Angeklagten irgendwelchen Eindruck auf sie hervorbringen könnten. Dieser Mann hat ein frivoles Spiel mit dem Herzen einer schwachen, vielleicht auch törichten Frau getrieben!" rief er mit starker Stimme, indem er zugleich mit der Rechten drohend auf Ben Slotery wies. „Gewissenlos und dreist hat er ein Wagnis unternommen, das dem vom Eigendünkel Verblendeten als ein bloßer Spaziergang durch der Themis ernste Hallen zum heiteren Tempel des Ruhmes vorkommen mochte, aber die ihn erfüllende Geringschätzung seiner Mitmenschen und die allzu große Sicherheit, in die er sich gewiegt, sind ihm verhängnisvoll geworden wie schon so manchem Manne vor ihm, der die erhabene Gerechtigkeit verspotten und sich dienstbar machen zu können glaubte.

Neidlos muß ich dem Angeklagten zugeben," schloß der öffentliche Ankläger, sich des gewaltigen Eindrucks seiner Worte auf die Geschworenen wohl bewußt, „daß er sehr geschickt operiert hat, sein frivoles Spiel mit dem heiligen Recht wäre ihm, dem raffinierten Fabulisten, wohl auch geglückt, wenn — ja wenn es keine ausgleichende Gerechtigkeit gäbe und das, was er für ewig im Schoße jener ersten Oktobernacht begraben glaubte, nicht dennoch einen Mitwisser gefunden hätte! Mögen Sie es nun Zufall oder höhere Schickung nennen, aber sicherlich ist den Manen des toten Chadwick ein Rächer in der Person des Zeugen Doyle entstanden. An seinem beschworenen und unerschüttert gebliebenen Zeugnis scheitern nicht nur alle Unschuldsbeteurungen des Angeklagten, sondern offenbart sich auch dessen würdelose Verlogenheit. Gestützt auf dieses Zeugnis trägt die Anklage keinerlei Verlangen nach Vorführung weiteren Belastungsmaterials."

Als sich der Staatsanwalt setzte, war es wiederum beängstigend still im Saale geworden, und die mehr als ernsten Mienen, die die Geschworenen jetzt zur Schau trugen, weissagten Ben Slotery keinen günstigen Ausgang des von ihm selbst heraufbeschworenen Prozesses.

Daran konnte auch die Ansprache des jungen Verteidigers nichts ändern. Sie war ungemein scharf gehalten, und es fehlte auch nicht an gereizten persönlichen Anspielungen und gelegentlichen Ausfällen gegen den mit einem überlegenen Lächeln dafür quittierenden Ankläger. Doch gerade die seinen Ausführungen mangelnde sachliche Ruhe ließ sie matt und wenig überzeugend auf die Anwesenden einwirken. Die Geschworenen blickten gelassen darein, wie Männer, die sich bereits eine feste Meinung gebildet haben und nun

nur aus angeborener Höflichkeit oder weil sie es doch nicht ändern konnten, aufmerksam zuhörten.

Das blieb auch so bei der weiteren Vernehmung der in ziemlicher Anzahl aufgebotenen Entlastungszeugen, so große Mühe sich Frank Ramsay auch gab, durch deren Vorführung den tiefen Eindruck der von der Anklage vorgebrachten Schuldbeweise wieder zu verwischen. Dazu kam auch noch eine sich immer stärker bemerkbar machende Befangenheit, die dem jungen Anwalt die volle Entfaltung der ihm innewohnenden Fähigkeiten erschwerte.

Auch der Bericht über die nachträgliche Ausgrabung der Leiche Chadwicks und deren Untersuchung durch bekannte Spezialärzte zeitigte kein nennenswertes Ergebnis. Die in Amerika allgemein gebräuchliche Einbalsamierung der Leichen hatte jegliche Spur, die zu praktischen Feststellungen hätte führen können, zerstört, daneben hatte auch die Zersetzung der inneren Organe solche Fortschritte gemacht, daß vom ärztlichen Standpunkte aus die Frage offen bleiben mußte, auf wessen Seite das Recht weilte, jedenfalls wurde die vom Coroner noch immer hartnäckig verfolgte Selbstmordtheorie ebensowenig erschüttert als die von Erik gemachten gegenteiligen Angaben. Die chemische Untersuchung der abgebrochenen Nadelspitze hatte dagegen dargetan, daß es sich bei der rotbraunen Schicht wirklich um Menschenblut handelte, ebenso auch bei einem am Manschettenknopf entdeckten vermeintlichen Rostflecken.

Die steigende Nervosität des jungen Verteidigers machte sich in seiner immer größer werdenden Gereiztheit unliebsam bemerkbar, er verfuhr beim Verhör der Zeugin mit unnötiger Härte und verscherzte sich besonders gründlich die Sympathien des Publikums, als er Viola Connelly einem ermüdenden Zeugenverhör

unterwarf und aus ihr das Geständnis herauszubekommen suchte, daß auch sie in jener Nacht im Parke geweilt hatte.

Dann, als Viola mit der Ruhe eines guten Gewissens erklärt hatte, daß sie frühzeitig zu Bett gegangen, sich aber in ihrem Schlafzimmer noch stundenlang mit Nellie unterhalten habe, kam Frank auf den Gartenhut und die an diesem befestigt gewesene Nadel zu sprechen.

„Können Sie wirklich unter Eid behaupten, daß Sie den Hut in Chadwicks Händen zurückließen, als er im Verlaufe der ihm von Ihnen gewährten Unterredung gegen Sie zudringlich wurde?“

„Ja, ich entsinne mich genau, daß er nach meiner Hand haschte, in der ich meinen Gartenhut hielt. Als er diesen beim Rande zu fassen bekam, ließ ich den Hut los, wendete mich und lief eilig nach dem Herrenhaus zurück.“

„Und Chadwick behielt den Hut in der Hand?“

„Wie soll ich das wissen? Ich weiß nur, daß ich am nächsten Morgen danach suchen ließ, aber der Hut war und blieb verschwunden.“

„Wann erklärte Chadwick, daß er sich erschießen wollte, falls Sie ihm Ihr Jawort verweigerten?“

„Das trug sich während jener Aussprache zu.“

„Und wann ging diese Aussprache vor sich?“

„Unmittelbar vor dem Essen, das um sechs Uhr abends begann.“

Der Verteidiger biß sich auf die Lippen, als der Distriktsanwalt eingriff und erklärte, daß Nellie, ihrem eigenen Eingeständnis zufolge, noch um neun Uhr abends auf der Veranda eine flüchtige Zusammenkunft mit Chadwick gehabt habe, wobei ihr dieser mit Leichtigkeit die Waffe habe zurückgeben können. Damit war der

auf die Geschworenen beabsichtigte Eindruck verpufft, und in seinem Unmut unterzog Frank Ramsay auch Nellie einem nochmaligen Kreuzverhör.

Auch dies geschah in denkbar schrofffster Weise, und die Empörung der Zuhörerschaft machte sich wiederholt in mißbilligendem Gemurmel Luft. Wiederholt mußte der Richter ihn daran erinnern, daß die im Zeugenstuhl Sitzende nicht die Angeklagte sei, bis es schließlich gar zu einem offenen Streit zwischen dem Angeklagten und seinem Rechtsbeistand kam und Ben sich in dürren Worten jegliche weitere Verdächtigung seiner früheren Verlobten verbat.

„Wenn sie schuldig ist, so bin ich's auch!" rief er in den Saal hinein, ohne sich von dem die Gabel schwingenden Richter daran hindern zu lassen. „Nein, dann kann vielmehr nur ich schuldig sein, denn ich verharrte nach ihrem Fortgang noch an Ort und Stelle und sah ihr nach, wie sie durch den Mondschein den Terrassenweg hinaufeilte."

„Vielleicht spricht der Angeklagte in diesem Punkte ausnahmsweise die Wahrheit," bemerkte der Distriktsanwalt sarkastisch, „denn er ist ja auch schuldig!"

„Warum immer den gesunden Menschenverstand auf den Kopf stellen?" unterbrach ihn Frank Ramsay erregt. „Kann die Zeugin, statt, wie sie behauptet, in der Tropfsteinhöhle Schutz gesucht zu haben, nicht, ohne daß mein Klient dies wahrzunehmen vermochte, wieder umgekehrt und in der Absicht, sich dort zu verbergen, in den Aussichtskiosk gehuscht sein? Dort mag sie sich auf einer Bank niedergekauert und ganz zufällig den noch dort liegenden Gartenhut der Zeugin Connelly in die Hand bekommen haben. Will man dann weiter schließen, so kann man sich ganz gut vorstellen, daß die Nadel sich in ihre Hand verirrte und darin verblieb.

Bei ihrer zweifellosen seelischen Erregtheit mag sie die Waffe auch zu ihrem Schutze in der Hand behalten haben. Sie hörte dann den Wortwechsel zwischen Doktor Pettit und Chadwick, wobei sie ganz gut einer Sinnestäuschung zum Opfer gefallen sein und den ersteren mit meinem Klienten verwechselt haben kann. Nachher traf sie mit Chadwick selbst zusammen, unter der Einwirkung der soeben erst von ihr belauschten Auseinandersetzung, die ihr die Augen über die verbrecherische Handlungsweise ihres vermeintlichen Gatten geöffnet haben mußte, kam es zum Streit zwischen ihm und ihr. Einen solchen Vorgang lassen auch die Aussagen des Zeugen Doyle wahrscheinlich erscheinen. Chadwick wurde brutal, wohl gar handgreiflich, und sie stieß in blinder Wut zu, ohne in ihrem dunklen Drange vielleicht mehr zu beabsichtigen, als sich zu verteidigen. Doch ein böser Zufall leitete ihren Stoß, und Chadwick brach entseelt zusammen."

Ein verzweifeltes Aufschluchzen Nellies unterbrach seine Ausführungen, Ben aber pflanzte sich drohend vor ihm auf, und er würde sich an ihm vergriffen haben, hätten ihn die Gerichtsdiener nicht gewaltsam zurückgehalten.

Minuten hindurch machte sich die allgemeine ungeheure Erregung in lärmendem Getöse Luft, bis es endlich den fortgesetzten Anstrengungen des öffentlichen Anklägers, sich verständlich zu machen, gelang, leidliche Ruhe herzustellen.

„Wenn die Verteidigung die eine ihr in den Kram passende Aussage des Zeugen Doyle akzeptiert, dann muß sie auch die unabweisbaren Folgerungen aus seinen übrigen Aussagen mit in den Kauf nehmen und vor allen Dingen den Nachweis erbringen, wer der Mann war, der der Dame im roten Automantel später bei

der Verbringung der Leiche nach dem Herrenhause behilflich war!“ rief er. „Will man sich schon einmal in Vermutungen ergehen, so erscheint es jedenfalls höchst glaubhaft, daß der Angeklagte, wie er ja selbst behauptet, wieder an den Ort des Stelldicheins zurückkehrte — mit dem Unterschied vielleicht, daß er die Stätte nicht verlassen, wohl aber Chadwick noch im Streite mit der Zeugin begriffen fand. Und da bedarf es nur geringer Phantasie, um sich auszumalen, wie dann alles weitere sich folgerichtig abspielen mußte und der Anwalt von der Hand des jähzornigen, aus allen Glückshimmeln gestürzten Liebhabers fiel.“

Ein schluchzender Aufschrei Nellies unterbrach ihn. Mit flehend erhobenen Händen hatte sie sich an den wie entgeistert dastehenden Angeklagten gewendet. „Ben, sage es doch, daß es nicht so gewesen ist, daß ich unschuldig bin! Du weißt sicherlich, was sich noch zugetragen hat. Du mußt es ja wissen, Ben! Warum läßt du mich so quälen?“

Immer mehr lockerten sich die Bande der Ordnung im Saale, es bedurfte zur Wiederherstellung der Ruhe der ganzen richterlichen Autorität, und die Wogen hochgradiger Erregung glätteten sich erst wieder, als Nellie, trotz ihres jammernden Protestes, mit Anwendung von sanfter Gewalt aus dem Saal geführt worden war.

Daß der Angeklagte sich die Sympathien, falls er sie überhaupt besessen, nunmehr gründlich verscherzt hatte, das bewies das Beifallsgemurmel am Ende einer erneuten Replik des öffentlichen Anklägers.

„Ich kann nur nochmals betonen,“ rief er unwillig und mit einem Blicke voll Verachtung auf Ben, „daß die schwächliche Haltung des Angeklagten und der ihm fehlende Mut zur Wahrheit am vernichtendsten gegen ihn zeugen. Sein offenes Geständnis könnte vielleicht

seine Tat in milderem Lichte erscheinen lassen, doch sein verstocktes Leugnen und die unmännliche Art, wie er den Verdacht gegen ein schutzloses Weib, das er geliebt zu haben vorgibt, aufkommen läßt, brechen über ihn den Stab!"

Der Richter mußte mit Räumung des Saales drohen, ehe das wilde Beifallsgeschrei wieder verstummte.

Bleich vor Erregung und mit rollenden Augen war Ben Slotery von seinem Stuhl aufgesprungen. Er trat einen Schritt auf den Distriktsanwalt zu und maß ihn mit funkelnden Augen, nicht anders, als ob er sich auf ihn stürzen und ihn zu Boden schlagen wollte. Sekundenlang brannten ihre Blicke ineinander, dann wendete sich Ben von ihm ab und den Geschworenen zu. „Machen Sie doch ein Ende und sprechen Sie mich schuldig!" rief er, gewaltsam die Gerichtsdiener abwehrend, die ihn zu seinem Sitze zurückzerren wollten. „Warum diese Komödie noch länger fortsetzen? Ich will es nicht dulden, daß jene — jene Frau um meinetwillen leiden soll und man mich obendrein noch für die Brutalität dieses offiziellen Büttels verantwortlich macht! Ich wollte sie nicht in diese Sache verflechten, ich habe kopflos gehandelt und mich in ein Wagnis eingelassen, ohne zu bedenken, was für Folgen es für Dritte haben könnte! Ich dachte nur an die mich selbst bedrohende Gefahr, und sie verlachte ich. Obendrein habe ich auch noch Unglück gehabt. Wäre jener Bahnschaffner nicht verunglückt und der Unbekannte, der mir auf der Landstraße das Gesicht mit seiner Zigarre versengte, kein feiger Lump, dann hätte ich mein Alibi beweisen können. Nun, es hat nicht sein sollen, tun Sie also, was Ihnen beliebt. Stände ich an Ihrer Stelle, spräche ich mich vielleicht selbst schuldig. Aber das — das arme Mädchen" — er wippte mit der Schulter nach dem Platze,

wo vorhin Nellie gesessen hatte — „hat's nicht getan, konnte es nicht tun — und wenn tausend meineidige Lakaien das Gegenteil behaupten!"

Der Richter hatte den Beamten durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß sie den Angeklagten aussprechen lassen sollten. Nun gebot er aber energisch Ruhe. „Plädiert der Angeklagte selbst für schuldig?" fragte er kurz und förmlich.

Mit einer Handbewegung wies Ben auf seinen Verteidiger. „Fragen Sie den Herrn dort, aber jedenfalls will ich es nicht länger erlauben, daß meinetwegen eine Unschuldige verdächtigt wird."

Frank Ramsay wendete sich mit einer zuversichtlichen Miene, die grell von seinen geheimen Befürchtungen abstach, an den Richter. „Euer Ehren, das von der anderen Seite vorgebrachte sogenannte Beweismaterial verdient diese Bezeichnung so wenig, daß ich um Abweisung der Klage bitten möchte."

„Antrag abgewiesen," antwortete der Richter, ohne eine Miene zu verziehen.

Ebenso unbeweglich blieb Frank Ramsays Gesichtsausdruck, denn natürlich hatte er es gar nicht anders erwartet, sondern nur durch diesen kecken Vorstoß die nachhaltige Wirkung der Worte des öffentlichen Anklägers etwas abschwächen wollen. Doch er bezweifelte innerlich, daß ihm seine Absicht gelungen war. Die zwölf Geschworenen zeigten merkwürdig verschlossene Mienen, und das war entschieden kein günstiges Zeichen.

„Ich werde alsdann noch einmal den Zeugen Doktor Pettit befragen müssen," fuhr Frank fort.

Der Richter antwortete nicht, es schien, als habe er die letzte Bemerkung Franks nicht einmal gehört und sei sich ebensowenig des peinlichen Eindrucks bewußt, den der Eintritt der plötzlichen Stockung überall im

Saale hervorbrachte. Schon vor einer Weile war ein Gerichtsdiener hinter seinen Stuhl getreten und hatte ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, die von ganz besonderer Wirkung auf ihn gewesen sein mußten, denn durch sein marmorstarres Gesicht war ein merkwürdiges Zucken gegangen. Doch nur durch Sekunden war er unschlüssig geblieben, dann hatte er unter schwachem Kopfschütteln dem Boten eine Weisung zugeflüstert und dieser sich aus dem Saale entfernt. Mit in die Hand gestütztem Kopfe hatte der Richter, als habe sich nichts ereignet, die Verhandlung weitergehen lassen.

Jetzt aber war der Bote wiedergekommen, und man konnte es ihm ansehen, daß der Zettel, den er nun dem Richter überreichte, irgend etwas Wichtiges, sicherlich aber nichts Erfreuliches enthalten mußte. Als der Richter einen Blick auf den Zettelinhalt warf, da schien es wieder, als ob hinter der ehernen Maske ein unendliches Weh zum Durchbruch kommen wollte. Aber auch jetzt ging das wieder vorüber.

Der Richter warf einige Worte auf den Zettel, händigte ihn dem Boten wieder ein und schaute dann mit einer zerstreuten Miene, als ob er sich erst wieder sammeln müßte, den Verteidiger an. Doch als dieser seine Erklärung wiederholte und der Richter darauf Erik in den Zeugenstuhl zurückrufen ließ, da klang seine Stimme so sachlich kühl und von jeglicher Menschenschwäche unbeeinflußt wie immer.

Frank Ramsay stand mit über der Brust verschränkten Armen und schaute den Zeugen hinter düster gefurchten Brauen eine Weile durchbohrend an, bevor er zu sprechen begann. Natürlich war seine Haltung dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege zu machen, und auch einige Berichterstatter spitzten in aller Eile noch die Bleistifte, während ein besonders kecker Zeitungs-

mann hurtig Frank Ramsay abknipste, der in seinem Blatte noch am selben Abend mit der lapidaren Überschrift: „Sein Waterloo“ erschien.

„Zeuge, Sie sind sich klar darüber, daß dieselben Verdachtsgründe, die gegen meinen Klienten zeugen, auch auf Sie zutreffen, sogar noch in erhöhtem Maße, da Sie selbst unter Eid einräumten, in der Nacht zum 1. Oktober eine persönliche Auseinandersetzung recht bedenklicher Natur mit Anwalt Chadwick gehabt zu haben?“

„Ich will im Interesse des Angeklagten wünschen, daß diese Indizien ihn ebenso unbegründet verdächtigen, wie dies bei mir der Fall sein würde, befände ich mich an seiner Stelle,“ lautete die kühle Antwort.

„Ich möchte noch einmal auf die neulich von Ihnen über Ihren Fund unten am Strande gemachten Aussagen zurückkommen,“ fuhr Ramsay tastend fort. „Sie erklärten, daß Ihres Wissens niemand in der Nähe weilte, als Sie die Hutnadel im Grase glitzern sahen?“

„Ich kann mich lediglich auf meine frühere Aussage beziehen, wonach ich niemand in der Nähe erblickte, obwohl ich mich sorgsam nach allen Richtungen umschaute.“

„Es fiel mir auf, daß Sie damals bei Stellung dieser Frage in auffälliger Weise mit Ihrer Antwort zauderten — ja, ja, Sie brauchen mich nicht so befremdet anzuschauen, denn ich bemerkte es wohl und habe mir den Vorfall notiert. Ich wiederhole es, Zeuge, Sie waren sich offenbar unschlüssig darüber, welche Antwort Sie erteilen sollten, und darum frage ich Sie auf Ihren Eid, ob Sie wirklich nichts wahrgenommen haben, was einen Schluß darauf zuließe, daß das Auffinden der beiden Gegenstände durch Sie doch von dritter Seite beobachtet

wurde. Als gebildeter Mann müssen Sie sich ohne weiteres gesagt haben, daß man Sie beobachtet hat, denn wie hätte man sonst im Jagdpavillon ausgerechnet Ihre Sachen nach den beiden Fundstücken durchsuchen können? — Besinnen Sie sich, Zeuge," drängte er, als Erik immer noch zögerte. „Sie müssen selbst die geringfügigste Wahrnehmung, die Sie in jenem Moment etwa gemacht haben, angeben, und wenn es sich um das Auftauchen eines Luftballons oder das Erscheinen eines Segels draußen auf der See handelte."

Erik atmete gepreßt auf, es widerstrebte ihm ungemein, von Dingen zu sprechen, die ihm höchst wahrscheinlich nur eine Sinnestäuschung vorgegaukelt hatte, deren Erwähnung aber ihn leicht in der häßlichen Rolle eines Denunzianten erscheinen lassen konnte, er hatte sich auch für berechtigt gehalten zu schweigen, nun aber, wo man ihn so direkt fragte, durfte und konnte er nicht länger ausweichen. Aber mühselig genug fiel ihm die Aussage, wie er damals jenes sterngleiche Funkeln im Turmfenster des Krankenpavillons wahrgenommen haben wollte und es in ihm den Eindruck hervorgerufen hatte, als beobachte man von dort aus sein Tun durch ein Fernrohr, in dessen Linse sich die Sonnenstrahlen spiegelten. „Das ist natürlich nur eine Vermutung von mir, nichts weiter, darum habe ich meine damalige Beobachtung auch bisher verschwiegen," setzte er rasch hinzu. „Da ich wußte, daß sich im Turm oben ein mit astronomischen Instrumenten ausgestatteter Raum befindet, so löste sich sozusagen automatisch in mir die durch nichts weiter begründete Vorstellung aus, daß es sich um eine von der Sonne beschienene Fernrohrlinse handeln müßte. Ebensogut kann der Schein aber auch durch eine Unebenheit in der Glasscheibe hervorgerufen worden sein."

„Dann muß ich den Zeugen Connelly befragen.“ Ramsay wendete sich an den Bankier, noch ehe dieser seinen Platz verlassen hatte. „Bleiben Sie nur ruhig, wo Sie sind. Haben Sie an jenem Mittag Ihre Privatsternwarte oben im Turm aufgesucht?“

Der Bankier verneinte und erklärte, daß er seines Wissens dem Turmzimmer schon verschiedene Tage zuvor nicht nahe gekommen und es seither überhaupt nicht mehr betreten habe, da ihm jeder weitere Aufenthalt in Freehurst gründlich verleidet worden sei.

Ramsay blätterte hastig in seinen Notizen. „Ich werde Sie doch noch einmal in den Zeugenstuhl bemühen müssen,“ eröffnete er dann dem Bankier, der seinem Rufe ersichtlich unwillig Folge leistete. „Es handelt sich nämlich um eine Äußerung des Zeugen Pettit. Dieser erklärte uns, daß Sie Ihrem eigenen Zugeständnis nach im Laufe des ersten Oktobernachmittags den von ihm bewohnten Pavillon, während er selbst im Herrenhause weilte und eine Unterredung mit Ihrer Tochter hatte, betreten haben sollen.“

Connelly nickte. „Das ist allerdings richtig. Ich nahm an, daß Doktor Pettit das Herrenhaus inzwischen wieder verlassen und sich nach dem Pavillon zurückbegeben habe. Da ich mit ihm zu sprechen wünschte, suchte ich ihn dort auf, hielt mich aber keine Minute lang im Pavillon, als ich ihn leer fand, auf, sondern kehrte unverweilt nach meinem Hause zurück, wo ich in der Bibliothek Doktor Pettit im Gespräche mit meiner Tochter vorfand. Etwa eine halbe Stunde später begleitete ich ihn nach dem Pavillon, und bei dieser Gelegenheit war es, wo er die beiden Fundstücke, die er mir vorzuzeigen versprochen hatte, zu vermissen vorgab.“

Ramsay sah ihn verwundert an. „Sie sagen das

in einem Tone, als ob Sie den Angaben wenig Glauben entgegengebracht hätten?"

Connelly schaute gequält darein. „Es wäre mir, offen gestanden, angenehm, wenn ich auf diese Sache nicht einzugehen brauchte."

„Das kann ich Ihnen nicht ersparen, Sie müssen sich selbst sagen, daß in der Frage nach der Person des wirklichen Täters diese Nadel eine außerordentlich wichtige Rolle spielt."

„Nun denn, wenn es durchaus gesagt werden muß, so bleibt mir nur einzuräumen übrig, daß ich den Angaben Doktor Pettits überhaupt keinen Glauben beimaß."

„Soll das heißen, daß Sie Zweifel an der Wahrheitsliebe des Zeugen hegten?"

Der Zeuge nickte matt. „Ich ging von der Erwägung aus, daß Doktor Pettit mir gegenüber unaufrichtig handelte und überhaupt nichts im Grase gefunden habe. Ich wurde die Empfindung nicht los, als ob er schon in aller Morgenfrühe, als er mir erklärte, daß und warum Chadwick nicht durch einen Revolverschuß getötet worden sein konnte, nach einem bestimmten, zuvor von ihm entworfenen Plane verfuhr." Er stockte wieder und schaute wie abbittend in der Richtung, wo er Erik vermutete, blickte aber rasch wieder weg, als er dessen Augen mit durchdringendem Ausdrucke auf sich gerichtet sah. „Es ist mir wirklich peinlich, in solcher Weise von einem Manne sprechen zu müssen, der mir — nun ja, der mir sehr nahe stand, und den ich auch heute noch hochschätze."

„Bitte, enthalten Sie sich aller nicht hierher gehörigen Bemerkungen," unterbrach ihn Frank Ramsay kühl, „sondern berichten Sie uns, was Ihnen an dem damaligen Gebaren des Zeugen aufgefallen ist."

„Well, mir kam es vor, als hätte Doktor Pettit in der Nacht zuvor den Kopf verloren gehabt, sich vom Jähzorn zu einer raschen Tat hinreißen lassen und scheute nun vor der Anwendung keines Mittels zurück, das ihm Deckung bringen konnte. Meiner Ansicht nach, die — die ich leider auch heute noch aufrechthalten muß," fuhr er nach kurzem Stocken fort, „hatte er es darauf abgesehen, in mir die Vorstellung zu erwecken, als ob Chadwick unten im Parke wirklich mit der Hutnadel erstochen worden sein mußte."

„Aber wie kamen Sie dann selbst dazu, in solch eigentümlicher Weise handelnd einzugreifen?" fragte der Verteidiger kopfschüttelnd.

„Sie wollen wissen, warum ich mit meinem eigenen Blute nachhalf?" entgegnete Connelly mit trübem Lächeln.

„Nicht nur das, sondern warum Sie überhaupt in eine Täuschung des Coroners und eine Vertuschung eines derartig schweren Verbrechens willigten."

„Darauf glaube ich schon früher Antwort gegeben zu haben. Ein Mann sagte einmal irgendwo, daß jemand, der in gewissen Lebenslagen den Verstand nicht verlöre, überhaupt keinen zu verlieren habe. So muß es wohl mir ergangen sein, denn heute erscheint mir meine damalige Handlungsweise selbst nicht mehr verständlich. Aber ich hatte Angst um meine Schwester, der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie wieder in jene schreckliche Anstalt zurückgebracht werden könnte, war mir einfach fürchterlich. Wir hatten uns immer sehr lieb gehabt, meine Schwester und ich, und ihr namenloses Unglück hat die Ärmste meinem Herzen nur noch näher gebracht." Er hielt einen Moment inne und starrte düster vor sich nieder. „Dann kam die Angst dazu, daß der Verlobte meines einzigen Kindes in den

Fall verwickelt sein könnte, und diese unbestimmte Furcht steigerte sich angesichts des seltsamen Benehmens des Doktors zu immer schreckvollerer Gewißheit, bis ich schließlich von seiner Schuld vollständig durchdrungen war. Nun ja, da erschien es mir als erlösender Ausweg, dem wirklichen Täter in seinem Bemühen, die Tat als Selbstmord erscheinen zu lassen, nachzuhelfen. Daß Chadwick der Schußwunde doch erlegen war, erschien mir um so wahrscheinlicher, als ich in der kritischen Nacht einige Schüsse fallen hörte."

„Wann wollen Sie diese Schüsse gehört haben?" unterbrach ihn Ramsay. „Der Zeuge Doyle, der doch im Parke weilte, erklärte auf ausdrückliches Befragen, kein schußartiges Geräusch gehört zu haben."

„Schon möglich," erklärte Connelly, „denn nach der Schallrichtung zu schließen schienen die Schüsse hinter dem Herrenhause oder weiter unten beim Parkausgange gefallen zu sein, und der Wind kam von der Bai her, trug den Schall also nicht zum Strand hinunter. Ich kann nur wiederholen, daß das Geräusch ein so dumpfes war, daß ich mich auch getäuscht haben kann, darum erwähnte ich auch bisher noch nichts davon. Zudem hörte ich es, ehe ich das Herrenhaus verließ, um im Krankenpavillon wegen des Verbleibs meiner Schwester nachzufragen."

Der Verteidiger zögerte einen Moment mit der nächsten Frage, die besonders wuchtig herauskam. „Sie nehmen also an, daß Doktor Pettit der Täter ist und es als Arzt verstanden hat, die Leiche Chadwicks derartig zu präparieren, daß es wirklich den Anschein hatte, als ob er der Stirnwunde nicht erlegen sein konnte?"

„Nein," rief der Bankier und streckte in großer Erregung beide Hände aus, „in solch unumwundener Weise möchte ich meinen Verdacht nicht wiedergegeben

haben, denn es handelt sich doch nur um eine Vermutung von mir, deren Vorhandensein mich seither genugsam gequält hat — und — und immer wieder steigen in mir Zweifel an deren Richtigkeit auf. Ich kann mir's nicht denken, daß Doktor Pettit so schnöde und so — so feige gehandelt haben könnte!"

„Ihre Privatempfindungen haben mit dem hier zur Verhandlung gelangenden Falle nichts zu schaffen," erklärte der Verteidiger achselzuckend. Er schaute fragend den jungen Arzt an. „Sie haben gehört, was der Zeuge Connelly hervorgebracht hat. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Ich habe meinen beschworenen Aussagen nichts hinzuzufügen," erklärte Erik.

„Sie halten sie aufrecht?"

„Durchaus."

„Und Sie, Zeuge Connelly," wendete sich der Verteidiger nochmals an den Bankier, „Sie bleiben gleichfalls dabei, daß Sie um jene Mittagstunde das Turmzimmer nicht betreten und den Zeugen Pettit nicht durch ein Fernrohr bei seiner Suche beobachtet haben?"

„Ich kann nur dasselbe sagen, was der Zeuge soeben erst zum Ausdruck gebracht hat. Diese ewige Wiederholung bereits gestellter Fragen hat keinen Wert, denn ich beharre auf jedem Worte meiner Aussage!" erklärte Connelly mit erhobener Stimme.

„Nun gut, dann muß ich die Zeugin Betsy Greene nochmals auf den Stuhl berufen," erklärte Frank Ramsay.

Der Richter nickte Gewährung, und der Gerichtsclerk ließ den üblichen Aufruf erschallen. Jedoch Minuten vergingen, ohne daß die Zeugin im Saale aufgetaucht wäre, bis endlich ein Gerichtsdiener erklärte, daß sie schon am Vormittage von einem Beamten der Polizei-

zentrale auf Grund eines Haftbefehls nach dem Essexstreetpolizeigericht abgeholt worden und seitdem nicht wieder zurückgekehrt sei.

Einunddreißigstes Kapitel.

Alles horchte erstaunt auf. Am erstauntesten war offenbar der Vorsitzende. Er ließ den mit Beaufsichtigung des Zeugenraums beauftragten Beamten rufen, und auf diesen entlud sich der ganze Unwille des Richters wegen der Eigenmächtigkeit, mit der er die Zeugin aus seiner Obhut hatte nehmen lassen, ohne zuvor Anzeige zu erstatten. Der Mann entschuldigte sich, denn es habe sich nur um eine private Strafanzeige geringfügiger Natur gehandelt, und zur Verhaftung der Zeugin sei nur geschritten worden, weil sie eine richterliche Vorladung zum vorigen Tage unberücksichtigt gelassen habe.

Eine telephonische Anfrage beim Essexstreetpolizeigericht ergab, daß die Zeugin wegen tätlichen Angriffs gegen ihre bisherige Kosthauswirtin in zwanzig Dollar Strafe genommen, und da sie einen solchen Betrag nicht bei sich gehabt, bis zu seiner Herbeischaffung unter Obhut der Polizeimatrone im Gericht festgehalten worden sei. Nunmehr sei aber die Strafe vor etwa zwanzig Minuten gezahlt worden und die Zeugin bereits wieder nach dem Kriminalgerichtsgebäude unterwegs.

Schon nach Verlauf weniger Minuten erschien Betsy Greene, hübsch, selbstbewußt und doch bescheiden wie immer, im Saale und setzte dem Richter in kurzen Worten auseinander, was sich im Essexstreetpolizeigericht zugetragen hatte. „Meine bisherige Kostwirtin hatte die Dreistigkeit, ohne mein Vorwissen Bestandteile meiner Garderobe zu tragen,“ berichtete sie. „Als

ich dahinter kam und sie zur Rede stellte, wurde sie obendrein noch unverschämt, und da verließ mich auch die Ruhe. Ich ergriff in der Eile den erstbesten Gegenstand und warf ihn ihr an den Kopf. Leider war es ein mir gehöriger kostbarer Bilderrahmen aus Goldbronze, der dabei in Stücke ging — und für das Loch im Kopf der Kosthauswirtin mußte ich zwanzig Dollar Strafe zahlen," setzte sie lächelnd hinzu.

„Aber warum entsprachen Sie denn der gestrigen Vorladung nicht oder machten mir Mitteilung? Dann hätte ich einfach die Vertagung der Verhandlung vor der Polizei verfügt."

„Ich bin doch ausgezogen, und die Kostwirtin hatte mir die Vorladung, gerade als ich beim Einpacken begriffen war, in die Hand gedrückt. Ich dachte, es handle sich um eine nachträgliche Forderung, und da ich bereits alles bezahlt hatte, warf ich das Papier auf den Tisch, ohne es überhaupt zu lesen."

„Wann trug sich das zu?" erkundigte sich der Richter.

Betsy dachte einen Augenblick nach. „Es war am letzten Dienstagabend."

„Sie hatten also keine Ahnung davon, daß Sie von der Wirtin verklagt worden waren?"

„Nein, ich wußte selbst nicht, was ich eigentlich dazu sagen sollte, als mich der Polizist heute früh ohne weiteres verhaftete."

„Die Angelegenheit ist jetzt erledigt?"

„Ja, die Polizeimatrone war so freundlich und besorgte mir Geld von Bekannten. Bis das aber kam und ich die Strafe bezahlen konnte, vergingen einige Stunden."

Damit war der Zwischenfall beendigt, und Betsy mußte sich im Zeugenstuhle niederlassen.

„Sie hatten während der Dauer Ihres Dienstver-

hältnisses in Freehurst den dortigen Krankenpavillon, in dem Miß Irene Connelly untergebracht ist, ständig verschlossen zu halten?“ nahm Frank Ramsay sein Kreuzverhör mit der Zeugin auf.

Diese nickte zustimmend.

„Wenn also jemand den Pavillon betrat, so konnte dies nur mit Ihrem Vorwissen geschehen?“

„Gewiß. Zur Außentür hatten Mister Connelly und ich passende Schlüssel, aber die zum Innenkorridor führende Tür war meiner alleinigen Obhut anvertraut, und ich besaß hierfür den einzigen Schlüssel. Selbst Mister Connelly mußte dort klingeln und warten, bis ich ihm öffnete. Er war übrigens der einzige Mensch, der jemals Miß Connelly aufsuchte, und auch er kam höchstens einen Tag um den anderen.“

„War dies auch im Laufe des 1. Oktober der Fall? — Verstehen Sie mich richtig, Zeugin, ich spreche nicht von jenem Morgenbesuche, sondern will wissen, ob der Bankier um die Mittagstunde in den Pavillon kam und sich nach dem Turmzimmer begab, wo die Fernrohre und dergleichen Instrumente untergebracht sind.“

Die Zeugin dachte kurze Zeit nach, dann schüttelte sie verneinend den Kopf. „Meines Wissens betrat Mister Connelly den Pavillon an jenem Tage nicht wieder. — Aber dort sitzt er ja selbst,“ unterbrach sie sich lächelnd, als ihr durch den Saal schweifender Blick den Bankier traf. „Warum erkundigen Sie sich nicht direkt bei ihm?“

Frank beachtete ihren Einwurf nicht. „Jemand anders hielt sich an jenem Tage nicht im Pavillon auf?“ fragte er weiter.

„Niemand.“

„Haben Sie selbst das Turmzimmer betreten?“

„Schon möglich, denn das geschah beinahe täglich," erklärte die Zeugin, ohne darauf zu achten, welches Befremden ihre Worte bei den Anwesenden hervorriefen.

„Sie weilten also an jenem Mittag im Turmzimmer und beschäftigten sich wohl gar mit einem der Fernrohre?" fragte der Verteidiger.

Betsy schaute ihn unbefangen an. „Warum nicht?" gab sie zurück. „Ich hatte ja nicht gerade die Erlaubnis Mister Connellys zum Betreten des Turmzimmers, aber da Miß Irene immer so viele Freude zeigte, wenn sie durch die Fernrohre schauen durfte und weit draußen auf der See ein Schiff entdecken konnte, so nahm ich sie fast täglich nach dem Turmzimmer mit, zumal das auf ihr ganzes Wesen beruhigend einwirkte."

„Und das geschah auch am 1. Oktober?"

Die Zeugin dachte eine kurze Weile nach. „Ja, wir waren auch am 1. Oktober im Turmzimmer. Aber lange vor der Mittagstunde, schon um elf Uhr vormittags nahm ich Miß Irene mit hinunter nach dem Garten, den Mister Connelly eigens für seine Schwester hat anlegen lassen — er ist mit einer hohen Mauer eingeschlossen, und man kann von ihm aus den Pavilloneingang nicht überblicken — ganz richtig," unterbrach sie sich dann plötzlich, „ich ließ bei jener Gelegenheit die Innentür offen und verschloß nur die äußere Pavillontür. — Waren Sie während der Mittagstunde vielleicht doch im Pavillon, Mister Connelly?" wendete sie sich direkt an diesen.

Doch der Bankier schüttelte nur stumm mit dem Kopfe, und die Zeugin konnte wieder abtreten, während Erik von neuem im Zeugenstuhle Platz nehmen mußte.

„Wie Sie jetzt wohl einsehen werden, war die vermeintlich von mir gemachte Beobachtung wirklich kaum

einer Erwähnung wert," konnte er zu sagen sich nicht enthalten.

Frank zuckte die Schultern. „Sie besuchten gestern, unmittelbar nach Ihrer Ankunft in New York, den Zeugen Connelly in dessen Wohnung?" fragte er unvermittelt.

„Ja, das heißt, zunächst begab ich mich nach meinem eigenen Haus und von dort nach der Connellyschen Wohnung."

„Was veranlaßte Sie zu einem solchen Besuche?"

„Ich sollte meinen, daß Mister Connelly hierüber schon genügend Auskunft erteilt hätte," lautete der ausweichende Bescheid.

„Er sagte uns, daß Sie zu ihm gekommen wären, um mit ihm Rücksprache wegen desselben Dokuments zu nehmen, durch dessen Vorzeigung Chadwick Sie bei ihm hatte unmöglich machen und die Aufhebung Ihrer Verlobung herbeiführen wollen. Ist das richtig?"

„Allerdings, aber —"

„Keine Ausflüchte, Zeuge!" unterbrach ihn der Verteidiger scharf. „Warum suchten Sie Connelly in einer solchen Sache auf? Noch dazu in einem Augenblicke, wo wenige Stunden zuvor hier im Saale dieses nämliche Dokument zum Gegenstand sehr eingehender Erörterungen gemacht worden war — Auseinandersetzungen, die sich wiederum auf sehr bestimmten und Ihnen persönlich nichts weniger als günstigen Zeugenaussagen aufbauten."

Tiefe Blässe bedeckte Eriks Wangen, seinem Blicke wohnte etwas Ratloses inne, als er ihn nun zu der Bank, wo Connelly saß, hinüberschweifen ließ. Doch dieser schien auf eine solche Gelegenheit nur gewartet zu haben, denn geradezu herausfordernd nickte er, und sein auf den Zeugen gerichteter Blick konnte nicht gut

mißverstanden werden. Natürlich war der kurze Vorgang von Hunderten beobachtet worden. Und ebenso gewahrte man, wie nunmehr auch aus den sich härtenden Zügen des jungen Arztes unbeugsame Entschlossenheit sprach.

„Ich fand gestern bei der Durchsicht der während meiner Abwesenheit eingelaufenen Briefschaften auch eine Zuschrift des Bankiers Connelly vor, wenigstens rührte die Adresse von seiner Hand her, und es handelte sich auch um einen seiner mir wohlbekannten Umschläge, wie sie in Freehurst benützt zu werden pflegen, mit dem vorgedruckten Absendervermerk oben links in der Ecke. Hier ist der Umschlag.“ Damit griff er in die Tasche und brachte zögernd das Kuvert zum Vorschein, das am Abend zuvor Veranlassung zu der so stürmisch endenden Unterredung zwischen ihm und Connelly gegeben hatte.

„Das Kuvert ist leer?“ fragte der Verteidiger enttäuscht, nachdem er den zerknitterten Umschlag mit einem geringschätzigen Blicke gemustert hatte.

„Es ist leer, da der Inhalt mit dem hier zur Verhandlung stehenden Falle nichts zu tun hat. Was das Kuvert selbst anbetrifft, so kann sich Mister Connelly zwar genau entsinnen, daß die an mich lautende Adresse von ihm wirklich niedergeschrieben wurde, doch will er dies bereits im Laufe des Sommers getan und den Umschlag, weil ihm ein Tintenklecks darauffiel, in den Papierkorb geworfen haben.“

Der Verteidiger, der neben den öffentlichen Ankläger getreten war, betrachtete wieder forschend die Adresse. „Der Brief wurde Mitte Oktober im Postamt Union Square aufgegeben.“

„Genau so wie das kleine Paket mit der Hutnadel und dem Manschettenknopf!“ fiel der Distriktsanwalt bedeutsam ein.

Auch der Richter besichtigte nunmehr das Kuvert und ließ es alsdann auch den Geschworenen vorlegen.

„Mitte Oktober weilten Sie ja bereits in Frankreich,“ konstatierte dann der Verteidiger, zu Erik gewendet.

Dieser nickte bestätigend.

William Connelly wurde in den Zeugenstuhl berufen, und Ramsay hatte gegen seine Befragung durch den öffentlichen Ankläger nichts einzuwenden. Doch diese war nur kurz, Connelly stellte unter Berufung auf seinen Zeugeneid energisch in Abrede, mit der Absendung des Briefes an den jungen Arzt etwas zu tun gehabt zu haben.

„Nach Ihrer Meinung muß das von Ihnen in den Papierkorb geworfene Kuvert also wieder aus diesem gefischt worden sein?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Das ist die einzig mögliche Vermutung.“

„Sehr richtig! Wer könnte aber Zugang zu dem in Ihrem Arbeitszimmer stehenden Papierkorb gehabt haben?“

„Hm, so ziemlich jedermann, der sich in Freehurst aufhielt. In meinem Arbeitszimmer ist ein sogenannter Selbstklavierspieler aufgestellt, und obwohl meine Tochter und ich, sowie wohl sämtliche meiner Gäste geübte Klavierspieler sind, so sammelten wir uns doch häufig um das Spielpiano, wenn es besonders schwierige Werke unserer Klassiker wiederzugeben galt.“

„Somit hätte also jeder Ihrer Gäste sich den Umschlag aus dem Papierkorb aneignen können?“

„Zweifellos.“

„Können Sie sich vorstellen, wer ein Interesse daran gehabt haben sollte, sich in den Besitz eines solchen Umschlags zu setzen?“

„Nein. Ebensowenig kümmere ich mich um den

Inhalt von Papierkörben. Das bleibt meinem jeweiligen Butler überlassen."

„Mister Connelly hat vollständig recht," erklärte gleich darauf der in den Zeugenstuhl berufene Jack mit einer so feierlichen Miene, als sei seine Aussage von entscheidender Wichtigkeit. „Die Reinigung sämtlicher Herrschaftszimmer erfolgte unter meiner direkten Oberaufsicht, wenn ich selbstverständlich auch niemals persönlich einen Papierkorb ausgeleert habe, das blieb dem Zimmermädchen überlassen. Geleert wurde der Papierkorb jede Woche einmal. Der jeweilige Inhalt wurde selbstverständlich immer verbrannt."

„Das Kuvert hier ist aber offenbar nicht mitverbrannt worden." Der Distriktsanwalt hob den Umschlag hoch.

„Je nun, immer vorausgesetzt natürlich, daß Mister Connelly das Kuvert wirklich in den Papierkorb geworfen hat, sollte es eigentlich mitverbrannt worden sein," betonte der Butler. „Trotz unserer bedauerlichen Differenzen wird mir Mister Connelly sicherlich das Zeugnis nicht verweigern, daß ich immer sehr gewissenhaft und zuverlässig gewesen bin, sonst würde ich nicht an die fünf Jahre den so verantwortlichen Posten in seinem Hause bekleidet haben. Aber wir hatten einen windigen Sommer, und unsereins kann die Augen nicht überall zugleich haben. Mag sein, daß ich gerade an jenem Tage, wo sich das Kuvert mit im Papierkorb befand, nicht darauf achthaben konnte. Das Kuvert mag von einem Windstoß entführt worden sein. Ein Unbefugter kann es gefunden haben. Das ist immerhin möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich."

„Sie selbst haben natürlich das Kuvert samt Inhalt im Postamt Union Square nicht aufgegeben?" erkundigte sich Ramsay.

„Wenn ich ein derartiges Dokument aufgefunden hätte, so würde ich es sicherlich nicht Doktor Pettit zugeschickt haben, ich hätte es einfach dem Distriktsanwalt gebracht und damit meine Pflicht als Staatsbürger erfüllt.“

„Haben Sie deshalb etwa Nadel und Manschettenknopf anonym zugeschickt?“ fragte der Verteidiger plötzlich, was zur Folge hatte, daß Jack ordentlich aus dem Sessel hochfuhr.

„Aber ich muß doch sehr bitten — in einer derartigen Weise befragt man doch nicht einen unbescholtenen Mann! Das ist doch ein Skandal!“

„Wissen Sie auch,“ ließ der Anwalt nicht locker, „daß Doktor Pettit behauptet, diese beiden Gegenstände seien ihm gestohlen worden?“

„Wagen Sie es, mich etwa als einen Dieb hinzustellen?“

„Zeuge, mäßigen Sie sich!“

„Fällt mir gar nicht ein,“ schnaubte Jack und warf sich in die Brust. „Meine Ehre ist mein höchstes Gut! Sie haben kein Recht, mich zu beschimpfen — nein, Euer Ehren,“ sprudelte er weiter hervor, als auch der Richter ihm zu schweigen gebot, „und wenn Sie mich wegen Mißachtung des Gerichts einsperren lassen, so will ich doch nicht still sein. Es gab schon Richter, die hinterher wegen entehrender Verbrechen ins Zuchthaus wandern mußten, von Anwälten hat das Volk überhaupt keine gute Meinung, Fürsten sind beim Falschspiel ertappt worden, ja es gibt sogar unehrliche Butler. Aber deswegen hat unsereiner doch seine Ehre!“

Zwei Gerichtsdiener nahmen den noch immer Protestierenden beim Arme und geleiteten ihn mit sanfter Gewalt zu seinem Sitze neben dem Wärter zurück. Frank Ramsay aber wendete sich, kaum daß

sich Erik wieder im Zeugenstuhl niedergelassen, an ihn mit der Frage nach der Beschaffenheit des ihm von unbekannter Hand zugeschickten Dokuments.

„Darüber habe ich nichts anzugeben," erklärte Erik. „Wie ich bereits gesagt habe, hat der Inhalt dieses Schriftstücks mit der gegenwärtigen Verhandlung nichts zu tun."

„Wo befindet sich das Dokument? Tragen Sie es bei sich?"

„Nein, ich hinterlegte es heute früh in einer Bank."

„Obwohl Sie sich sagen mußten, daß man Sie zur Vorlage des Dokuments veranlassen würde?"

„Gerade weil ich dies voraussah und zu verhindern wünschte, daß von diesem erbärmlichen Schriftstück außer mir jemand Einsicht nehmen könnte, verschloß ich es in einem Sicherheitsfache."

„Wissen Sie auch, daß Sie ein solch eigenmächtiges Tun wegen Mißachtung des Gerichts ins Gefängnis bringen kann?"

Doch ohne auf die Erregtheit des Verteidigers zu achten, schüttelte Erik ungläubig mit dem Kopfe. „Ich denke von der Rechtspflege in meinem Vaterlande zu hoch, als daß ich annehmen könnte, man würde mich zur Vorlage eines Dokuments zwingen, das die Ehre eines teuren Toten, der sich gegen derartige infame Verdächtigungen nicht verteidigen kann, beschimpft."

„Sie vergessen nur," höhnte der Verteidiger, den seine sachliche Ruhe immer mehr verließ, „daß Chadwick es war, der dieses Dokument noch unmittelbar vor seinem Tode besessen haben muß — und er hatte Ihnen schmachvolle Enthüllungen für den nächsten Morgen angedroht. Ist es nun nicht mehr als seltsam, daß er diesen nächsten Morgen nicht mehr erleben konnte, und der große Unbekannte so liebenswürdig

war, Ihnen dieses Dokument in einem an Sie adressierten Kuvert, das Sie übrigens recht gut selbst aus dem Papierkorb gefischt haben können, zuzusenden?"

Erik maß ihn mit einem Blicke voll unverhüllter Geringschätzung. „Sollten Ihre Schlüsse nicht etwas — voreilig sein?" fragte er dann von oben herab. „Vergessen Sie gefälligst nicht, daß mich am Tage der Postaufgabe des Briefes das Weltmeer in seiner ganzen Breite vom Union Square trennte."

„Als ob man nicht jemand mit der nachträglichen Besorgung eines derartigen Briefes beauftragen könnte!" meinte Ramsay spöttisch.

Erik wurde dunkelrot im Gesicht, und seine Linke fuhr nach dem Herzen, aber er zwang die ihm auf den Lippen schwebende heftige Entgegnung entschlossen nieder. „Welches Interesse sollte ich an einer solchen Handlungsweise gehabt haben?" fragte er statt dessen. „So viel sollte doch selbst dem gelehrten Verteidiger einleuchten, daß nur der Mörder Chadwicks diesem das bewußte Dokument nebst anderen Papieren abgenommen haben kann, man müßte denn völlig unwahrscheinliche Zufallsmöglichkeiten in den Kreis seiner Berechnungen ziehen. Hätte ich also das Dokument, an dessen Besitz mir so viel liegen mußte, wirklich in die Hände bekommen, so würde ich doch hinterher keine solch kindische Komödie aufgeführt, sondern das Schriftstück einfach vernichtet haben."

„Dann halten Sie also Mister Connelly für den Mörder, weil Sie sich gestern in der Absicht zu ihm begaben, ihn wegen der Absendung des Dokuments zur Rede zu stellen?"

„Diese Vermutung stammt von Ihnen, nicht von mir. Ich begab mich einfach zu Mister Connelly, um Klarheit zu schaffen."

„Dann beantrage ich hiermit den Erlaß einer richterlichen Verfügung, durch die dem Zeugen die sofortige Herbeischaffung des fraglichen Dokuments unter Strafandrohung für den Zuwiderhandlungsfall anbefohlen wird,“ wendete sich Ramsay an den Richter.

Der Richter schaute Erik, der bleich und in ersichtlich großer innerlicher Erregung vor ihm stand, eine Weile forschend an. „Sie haben den Antrag gehört?“ fragte er dann.

„Ich bitte, mich nicht in eine Lage zu bringen, die meine Bestrafung wegen Mißachtung des Gerichts nach sich ziehen müßte,“ stieß Erik mit heiser klingender Stimme hervor, während in seinen Mienen der Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit hervortrat. „Man kann unmöglich von einem Sohne verlangen, das Andenken seines nicht nur von ihm hochverehrten Vaters — eines Mannes, der durch ein reichgesegnetes, langes Leben seinen Mitmenschen ein leuchtendes Beispiel gegeben, durch Bekanntgebung gewisser perfider Verdächtigungen zu entwürdigen, zumal das Dokument absolut nichts enthält, was darauf schließen ließe, daß es sich im Besitze Chadwicks oder seines Mörders befunden haben könnte. Es handelt sich einfach um den Entwurf einer gegen meinen Vater gerichteten Strafanzeige oder einer Anklageschrift — ich weiß das selbst nicht, aber ich weiß, daß ich eher ins Gefängnis wandern, als die Hand zur Beschimpfung des teuren Toten bieten würde, und dies um so weniger, als das Schriftstück, das Chadwick als Waffe gegen mich verwenden wollte, nur unbewiesene gegen meinen Vater erhobene Verdächtigungen, aber nichts enthält, was den Gang dieser Verhandlung beeinflussen könnte.“

Einen Moment noch schaute der Richter Erik tief in die Augen. „Antrag abgewiesen,“ verkündete er

dann, „da dem Zeugen zu glauben ist, daß er das Dokument gestern erst empfangen hat, es somit auch nicht seine während der Nacht zum 1. Oktober betätigte Handlungsweise beeinflussen konnte.“

Erik atmete, wie von einer schweren Last befreit, erleichtert auf und neigte sich dankend vor dem Richter, während der Distriktsanwalt sich gleichmütig niedersetzte und Frank Ramsay mit finster gefurchter Stirn und einer Stimme, in der grimmige Enttäuschung noch nachzitterte, erklären mußte, daß er keine weiteren Fragen an diesen oder an andere Zeugen zu stellen hätte, aber nochmals Abweisung der Klage beantrage.

Der Richter wies diesen in jedem Prozeß nach Beendigung der Zeugeneinvernahme gestellten Antrag ohne weiteres ab.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ankläger und Verteidiger traten zu kurzer Rücksprache zusammen, und dann beantragte Frank Ramsay Vertagung der Verhandlung bis zum übernächsten Tage.

Doch auch hier entschied der Richter gegen ihn. „Wir haben morgen Sonntag, und es wäre eine ungerechtfertigte Härte gegen die Geschworenen, wollte ich sie den Feiertag über unter Klausur halten,“ eröffnete er. „Dazu kommt noch eine Mitteilung, die mir heute mittag zugegangen ist, wonach im Befinden der Gattin des Geschworenen Cregan eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten ist — darum brauchen Sie nicht gleich das Schlimmste anzunehmen,“ wendete er sich tröstend an den völlig gebrochenen Mann, der mit einem dumpfen Wehelaut von seinem Sitze hochgefahren war, „es liegt noch durchaus keine Lebensgefahr vor, wenigstens solange das Fieber nicht noch höher steigt.“

Cregan streckte die gefalteten Hände bittend aus. „Lassen Sie mich zu meiner Frau," brachte er dumpf hervor, „ich halt' es nicht länger aus. Ich hör' sie immer rufen, das klingt mir immer in den Ohren — so bang, so schrecklich bang, als ob sie von mir noch ein letztes liebes Wort hören möchte, ehe sie für immer von mir geht!" Und als der Richter nur stumm mit dem Kopfe schüttelte, wurde er noch dringlicher. „Haben Sie denn kein fühlendes Herz in der Brust?" schrie er. „Ich bin doch kein Verbrecher! Sie haben doch selbst ein krankes Kind daheim — wie können Sie denn hoffen, daß Ihrer sich der Herrgott erbarmt, wenn Sie so schrecklich hart gegen mich sind! Lassen Sie mich heimgehen, es ist doch noch ein Ersatzgeschworener da!"

„Ich darf eine solche Anordnung nicht treffen, weil ich nicht die Berechtigung dazu besitze, in der Besetzung der Jurybox rein privater Gründe halber eine Änderung eintreten zu lassen, und ich sage Ihnen offen, Juror Cregan, daß selbst ein unglücklicher Ausgang — Sie verstehen mich, und Gott gebe, daß solche Heimsuchung Ihnen erspart bleibe — mich nicht dazu bestimmen könnte, Ihrem Gesuche zu entsprechen, denn das Gesetz schreibt ausdrücklich vor, daß der Ersatzgeschworene nur im Falle der Behinderung eines Jurors, die in dessen eigener Person zu finden ist, an dessen Stelle treten darf, also wenn ein Juror stirbt oder wenigstens so schwer erkrankt, um ihm die weitere Teilnahme an den Verhandlungen unmöglich zu machen, oder wenn ihm Eidesverletzung nachgewiesen oder seine Verhaftung eines Verbrechens wegen angeordnet wird."

Cregan faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und starrte verstört den Richter an. „Ah, dieses schreckliche, erbarmungslose Gesetz!" stöhnte er. „Sind wir denn nicht Menschen von Fleisch und Blut? Und wenn

das Schlimmste geschieht, und meine arme Frau sollte — o mein Gott, der bloße Gedanke daran —"

„Tragen Sie Ihr Geschick mit männlicher Ergebung. Ich kann Ihnen nicht helfen," entschied der Richter kurz. Sein Gesicht blieb unbeweglich, dann aber, als das laute Aufschluchzen des sich verzweifelt Gebärdenden dumpfes Murren im Saale hervorzurufen begann, sagte er langsam: „Wenn es Sie trösten kann, in Ihrem Herzeleid einen Genossen zu wissen, so lassen Sie sich gesagt sein, daß mein liebes Kind heute mittag, während ich die Verhandlung leitete, gestorben ist. Es hat nach seinem Vater bis zuletzt verlangt. Vorhin kam meine Gattin, um mir diese Mitteilung zu machen. Auch sie rief in ihrer Not nach ihrem Gatten, aber ich durfte die Verhandlung nicht unterbrechen. So schickte sie mir einen verzweifelten Brief herein. Wir sind Männer und müssen unsere Pflicht tun," schloß er tonlos, „nun setzen Sie sich und stören Sie den Fortgang der Verhandlungen nicht weiter."

Wieder war es still im Saal geworden, und manch scheuer Blick streifte die leicht gebeugt sitzende Gestalt des Richters, der auch jetzt etwas seltsam Unpersönliches innewohnte, und gar mancher im Saale gedachte der kleinen Seele, die vor ihrem Scheiden aus dieser Erdennacht vergeblich nach dem Vater hatte rufen müssen, weil diesen die Pflicht ferngehalten und er einer jener häufig auf der amerikanischen Richterbank anzutreffenden Männer war, die eher Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib dahingeben, als daß sie von ihrer Pflicht lassen — Richter, die Recht sprechen und ginge darüber die Welt zugrunde.

„Wir fahren in der Verhandlung fort, und ich erteile das Wort der Verteidigung," fuhr der Richter unter dem beklommenen Schweigen der Versammlung

fort. „Die zu entscheidenden Fragen sind derartig einfach und jedem gesunden Menschenverstande ohne weiteres verständlich, daß die Jury voraussichtlich zur Fällung ihres Wahrspruches nur kurze Zeit gebrauchen wird. Ich hege die bestimmte Erwartung, daß mich in meinem Bestreben, alle unnötigen Härten fernzuhalten, beide Seiten unterstützen werden."

Da nach amerikanischem Recht der öffentliche Ankläger auf die von der Verteidigung vorgebrachten Argumente antwortet, war die Reihe an Frank Ramsay, mit seiner Rede zu beginnen. Er stand mit gefurchter Stirn und mit nichts weniger als dem Vorgefühl sicheren Sieges. Er hatte längst eine Schlußrede, von der er sich eine zündende Wirkung auf die Geschworenen versprochen gehabt, verfaßt, aber sie jetzt zu halten, war angesichts der verschiedenen unvorhergesehenen Wechselfälle im Laufe der Verhandlung völlig ausgeschlossen, und statt mit glänzenden Schlagern aufzuwarten, mußte er nun sachlich die Verdachtsmomente zu zerpflücken suchen — und dabei glaubte er nicht einmal mehr an seines Klienten Unschuld!

Die Geschworenen setzten sich zurecht, auch im Zuhörerraum wurde das übliche Fußscharren laut, dann wurde es still, und der junge Verteidiger sah sich uninteressiert blickenden Gesichtern gegenüber, wohin er auch schauen mochte. Selbst die Geschworenen schienen nicht sonderlich gespannt darauf, was er zu Ben Slotерys Gunsten vorzubringen hatte.

„Gentlemen von der Jury," begann Frank indes in solch zuversichtlichem Tone, als sei nur ein Wahrspruch, der seinem Klienten die Freiheit wiedergab und ihn selbst in die erste Reihe erfolgreichster Kriminalanwälte stellte, möglich, „wohl selten hat ein Verteidiger so wenig Ursache gehabt, sich kurz zu fassen, wie gerade ich, denn je weitere Fortschritte wir in diesem merk-

würdigsten aller Prozesse, die jemals das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zu konzentrieren vermochten, gemacht haben, desto erstaunter mußte ich mich fragen, wo eigentlich die die Schuld meines Klienten erhärtenden Überführungsbeweise geblieben sind. Wenn wir uns unparteiisch danach fragen und die wirklichen Ergebnisse dieser allerdings recht abwechslungsreich verlaufenen Verhandlungstage nochmals vor unserem geistigen Blicke vorbeipassieren lassen, so bleibt davon nichts weiter übrig als einige wenige tatsächliche und obendrein an sich vollständig harmlose Feststellungen. Wir wissen jetzt, daß mein Klient mit der Zeugin Fresham ein nur von ihm ernst genommenes Liebesverhältnis unterhalten hat, daß er von der jungen Dame höchst schnöde behandelt worden ist, daß er in seiner Verblendung nicht von dieser vielseitigen jungen Dame lassen zu können glaubte und sie darum in jener kritischen Nacht um eine letzte Aussprache, durch die er sie wiederzugewinnen hoffte, ersucht hatte. Er begab sich zur brieflich von ihm vorausbestimmten Zeit nach Freehurst, und von dem Augenblicke an, wo er den Park betrat, setzten eine Reihe von Zufälligkeiten ein, von denen eine jede bei nüchterner Betrachtung als völlig unerheblich und beweislos betrachtet werden muß, die aber in ihrer Gesamtheit, obendrein in solch unübertrefflicher Weise von der Anklageseite wirksam gruppiert, bei naiv veranlagten Naturen schlimmen Verdacht gegen meinen Klienten rege machen können. Aber selbst wenn dieser künstlich aufgebauschte Verdacht zu Recht bestände, so wäre damit gegen meinen Klienten noch lange kein so überzeugend und gewichtig wirkendes Beweismaterial zusammengebracht, auf Grund dessen man ihm das Leben absprechen und ihn des Mordes schuldig erklären könnte.

Wägen wir die Ergebnisse dieser Verhandlung sachlich und ohne jede Voreingenommenheit ab, so kommen wir ohne weiteres zu dem Schlusse, daß meinem Klienten wenigstens die Rechtswohltat vernünftigen Zweifels zugebilligt werden muß. Wie wäre das auch anders möglich angesichts der unüberbrückbaren Widersprüche zwischen den verschiedenen Zeugenaussagen. Gelogen ist unter allen Umständen worden, die eine oder die andere Person, die den Zeugenstuhl eingenommen, hat sich meineidig gemacht, das ist klar. Mir widerstrebt die Anmaßung der Schiedsrichterrolle, wem von diesen miteinander derartig in Widerspruch geratenen Zeugen am meisten Glaubwürdigkeit beizumessen wäre. Sie haben diese Eindrücke genau so auf sich einwirken lassen wie auch ich. Die Zeugin Fresham hat in feierlicher Weise beteuert, daß sie meinen Klienten mit Anwalt Chadwick hat streiten hören, der Butler Doyle widersprach diesem Zeugnis und erklärte unter Eid, daß Doktor Pettit der nächtliche Widersacher des Anwalts gewesen sei. Die Richtigkeit seiner Aussage wird von Doktor Pettit, dem dritten Zeugen, zwar bestätigt, aber er erklärt eidlich weiter, daß sich aus dem in Tätlichkeiten ausgearteten Wortwechsel keinerlei Weiterungen ergeben hätten.

Hier steht nun Wort gegen Wort, und sehr fraglich bleibt es, ob den Versicherungen meines Klienten weniger Glauben beizumessen ist als den uns durch Doktor Pettit gemachten Aussagen. Gewiß, mein Klient hat sich verschiedentlich widersprochen. Aber versetzen Sie sich in seine Lage, stellen Sie sich die Gefühle eines Mannes vor, der im Vollbewußtsein seiner Unschuld auf den geradezu beispiellosen Einfall kam, die ganze Welt zu düpieren und ihr eine sensationelle Gerichtsverhandlung mit ihm selbst als tragischen Helden

aufzuzwingen — eine Verhandlung natürlich, die nur seinen ehrgeizigen Zielen dienstbar gemacht werden sollte, und der sich nun plötzlich in Schlingen gefangen sieht, von deren möglichem Vorhandensein er zuvor keine Ahnung hatte, mit Entsetzen erkennen muß, daß er die von ihm so frivol gerufenen Geister nicht wieder zu bannen vermag. Mit einem Wort, die Lage dieses mit der nüchternen Realität unseres Justizwesens gänzlich unvertrauten und immer nur in höheren Regionen schweifenden Dichters gleicht dem Kinde, das in Verkennung der Gefahr sich allzu dicht an den Rand eines Abgrunds gewagt hat, nun die Erde unter seinen Füßen abbröckeln spürt und nicht mehr auf sicheren Grund zurück kann. Übrigens ist die Anklage, gegen die mein Klient sich verteidigen muß, so ungeheuerlicher Natur, daß es einer ungleich energischeren Männlichkeit, als sie ihm zuteil geworden ist, bedürfte, um ihr gegenüber kalt und gefaßt zu bleiben. Zugegeben, mein Klient hat eingestanden, daß er der Urheber der anonymen Anzeige ist, aber gerade deren Inhalt verrät seine totale Unkenntnis mit den wirklichen Vorgängen in jener ersten Oktobernacht. Hätte er wirklich einen Streit mit Chadwick gehabt, so würde er, schon um die Anzeige wirkungsvoller zu gestalten, sicherlich darauf Bezug genommen haben. Der Umstand allein, daß er sich auf seine Unterredung mit Miß Fresham und seine in deren Verlauf ausgestoßenen Drohungen gegen Chadwick beschränkt hat, beweist zur Genüge, daß er von einem Wortwechsel, in den der Anwalt später verwickelt wurde, überhaupt nichts wußte. Mit anderen Worten: als der Streit zwischen Doktor Pettit und Chadwick sich zutrug, da war mein Klient bereits auf dem Wege zur Bahnstation, was ohne weiteres erwiesen worden wäre, wenn der Unbekannte, der ihn

auf der Landstraße anrempelte, mehr Mannesmut gezeigt und sich zur Zeugnisgabe gemeldet hätte.

Ich wiederhole es, Gentlemen von der Jury, in diesem Fall steht Wort gegen Wort, und Ihrer pflichtgemäßen Entscheidung muß es überlassen bleiben, wem Sie mehr Glauben schenken wollen, meinem Klienten oder Doktor Pettit. Beide sind unbescholtene Männer, mein Klient hat sich sogar in diesen Tagen der Demütigung und Heimsuchung als ein starkes dichterisches Talent entpuppt, bedeutend genug, um die ganze Welt von sich sprechen zu machen. Solchen idealgestimmten Naturen haftet immer etwas Träumerisches an, sie sind nie und nimmer Männer der raschen Tat und alles, nur keine Verbrechernaturen! Und welch raffinierte Verschlagenheit gehört zur Ausführung eines Verbrechens, wie es Ihnen zur Aburteilung überwiesen wurde! Der Täter hantiert mit seinem Opfer wie etwa der angehende Anatom auf dem Seziertisch, der für die nächste Vorlesung seines Professors die Leichen vorrichtet. Nur jemand, der durch gewohnheitsmäßige Hantierung mit Leichen jegliche Scheu vor des Todes düsterer Majestät verloren hat, kann in diesem Falle als Täter in Betracht kommen.

Fern sei es von mir, gegen einen Zeugen irgendwelche Verdächtigung aussprechen zu wollen. Aber die meinem Klienten schuldige Rücksicht zwingt mich doch, an Sie die offene Frage zu richten, wem Sie mehr glauben würden, meinem Klienten oder Doktor Pettit, vorausgesetzt, daß die anonyme Strafanzeige diesen letzteren verdächtigt hätte und er jetzt als Angeklagter vor Ihnen stände. Vermochte schon die bloße Unfähigkeit meines Klienten, seine mit dem letzten Nachtzuge nach New York bewerkstelligte Rückfahrt durch Zeugen zu beweisen, ihn als den Mörder Chadwicks zu

charakterisieren, obwohl er nur harmlose, gar nicht ernst gemeinte Drohungen gegen ihn ausgestoßen hat, in welch ungleich höherem Maße müßte dies bei Doktor Pettit der Fall sein, zumal dieser sich nachweislich mit Chadwick noch eine halbe Stunde vor seinem tragischen Ende herumgestritten, tätlich an ihm vergriffen und ihn mit dem Tode bedroht hat! Selbstverständlich, Gentlemen von der Jury, müssen Sie diesen Gesichtspunkt mit in Betracht ziehen, wenn Sie sich bei Fällung Ihres Verdikts natürlich auch nur von tatsächlichen Erwägungen beeinflussen lassen dürfen. Genau so, wie Sie auch das zumindest unaufgeklärte Verhalten der Zeugin Fresham kritisch würdigen müssen, obgleich Sie kein Verdikt darüber abzugeben haben. Damit will ich wiederum keine Verdächtigung der Zeugin beabsichtigt haben, denn an Sie und nicht an mich tritt die Aufgabe heran, zwischen den einander so unüberbrückbar widersprechenden Aussagen, wie sie die Zeugen Doyle und Fresham gemacht, zu unterscheiden und durch Ihren Spruch die Wahrheit an den Tag zu bringen."

Leises Murren machte sich im Saal bemerkbar, als der Verteidiger die Aussagen der beiden Zeugen nochmals kritisch zerpflückte und, ohne eine direkte Verdächtigung auszusprechen, doch immer deutlicher seinen Glauben an eine Verschuldung Nellies durchsickern ließ. Und es kam zu direkten Äußerungen des Mißfallens, als er darauf zu sprechen kam, wie eigentümlich doch die so offen zur Schau getragene Abneigung des Butlers gegen die Zeugin Fresham berühren und notwendigerweise zu der Vermutung führen müßte, daß die Quellen zu dieser Feindschaft in gewissen unaufgeklärt gebliebenen Begebenheiten in der ersten Oktobernacht gesucht werden müßten. „Die Rolle, die dieser Butler in jener Nacht

gespielt hat, erscheint mir dringend aufklärungsbedürftig zu sein!“ rief er schließlich in den Saal hinaus. „Dieser Mann entpuppt sich als ein richtiger Hans Dampf in allen Gassen; es gelang ihm durch ganz merkwürdige Zufälle, fast alle wichtigen Vorgänge in jener Nacht als Augen- oder Ohrenzeuge zu beobachten. Und wenn es Vermutungen gibt, die auch ohne schlüssige Beweisführung sich nach allgemeinem Dafürhalten mit der Wirklichkeit decken, weil eben der Verlauf der Dinge so und nicht anders gewesen sein kann, so geht meine Vermutung dahin, daß der Butler an den Vorgängen in jener Nacht ungleich mehr beteiligt gewesen ist, als er uns wissen zu lassen wünscht!“

In seinem wohlmeinenden Bestreben, alles anzuführen, was seinem Klienten nützlich sein konnte, wurde Frank Ramsay redselig, er geriet in Wiederholungen, an die sich immer mit lebhaften Anzeichen der Mißbilligung aufgenommene Anspielungen verdächtigender Natur gegen Dritte reihten. Als er darum schließlich seine Rede in einem warmen Appell um Freisprechung Bens ausklingen ließ, hatten die Mienen auf der Geschworenenbank nichts von ihrer frostigen Zurückhaltung verloren.

Diese Grundstimmung im Saale verstärkte sich noch, als sich nun der Distriktsanwalt erhob und mit seiner scharf zugespitzten Schlußansprache begann. „Die Verteidigung versprach uns, sich kurz zu fassen, aber sie ist trotzdem recht ausführlich geworden, und was noch mehr zu bedauern ist, wir haben leider nur Worte, reichlich gespickt mit Verdächtigungen gegen dritte Personen, zu hören bekommen. Was mich anbelangt, so könnte ich mich auf das halbe Schuldeingeständnis des Angeklagten beziehen und alles weitere vertrauensvoll dem gesunden Menschenverstande der Geschworenen

anheimgeben. Aber dieser Ansatz zu einem Geständnis ist ebenso unwahr und theatralisch zurechtgestutzt wie des Angeklagten ganzes Auftreten vom Anbeginn der Verhandlung. Er möchte sich, nun alle seine anderen Hilfsmittel erschöpft sind, als Opernhelden aufspielen, der für die treulose Geliebte sein Leben in die Schanze schlägt. Aber wir befinden uns nicht im Theater, wo derartige, unter bengalischer Beleuchtung begangene Heldentaten stürmischen Applaus entfesseln, und ebensowenig ist der Angeklagte ein hochbezahlter Tenor, sondern er steht als Angeklagter vor der zugleich nüchternsten und heiligsten Stätte auf Erden, dem Gericht, um sich als ein neuer Kain zu verantworten, der seinen Bruder Abel erschlagen hat. Alles, was der Angeklagte zu seiner Verteidigung vorgebracht hat, ist eitel Spiegelfechterei, kein wahres Wort ist daran. Es mag ja sein, daß man es einem Angeklagten nicht sonderlich verübeln kann, wenn er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Hals von der drohenden Schlinge zu retten bestrebt, aber es wirkt doch peinlich demütigend, wenn ein unstreitig hochbegabter Mann, der sein lange verkanntes Talent nun im hellsten Glanze allgemeiner Anerkennung erschimmern sieht, zu solch niedrigen Mitteln, wie Lüge und Verdächtigung unschuldiger Dritter, greift. Wer, wie er uns berichtete, Mut genug zeigte, als ein moderner Herostrat sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, um seinen Namen unsterblich zu machen, sollte nicht im letzten Moment aus Angst um dieses selbe Leben knieschwach werden, sondern von ihm müssen wir erwarten, daß er sich nicht nur in die Löwenhaut des Übermenschen hüllt, sondern als ein solcher wenigstens den Mut zur Wahrheit besitzt.

Wo blieben denn nun die Unschuldbeweise, die uns der Angeklagte zu erbringen versprach? Statt sich zu

entlasten, beschuldigt er andere. Ich habe keine Veranlassung, mich für die Zeugin Fresham sonderlich zu erwärmen, indessen nicht ihr Geschick ist es, das sich in dieser Verhandlung erfüllen soll, wenn sie sich auch am gleichen Orte später zu verantworten haben mag. Aber ist es eines amerikanischen Gentlemans würdig, eine Frau zu verdächtigen, die seinem Herzen einmal nahe gestanden hat? Und wenn der Angeklagte so schuldlos wäre, wie er schuldig ist, so hätte die einfachste Anstandspflicht von ihm verlangt, daß er schon um dieses jungen Weibes willen, das, abhängig von seiner Schonung und Liebe, durch sein eigenes frivoles Zutun in eine so verfängliche Lage gebracht worden ist, die Schuld auf sich nahm, statt die Bedauernswerte mitleidlos an den Pranger zu stellen. Aber er posiert nicht nur als Schuldiger, sondern er ist wirklich so schuldig wie die Hölle selbst. Seine gegen den Zeugen Doktor Pettit ausgesprochenen Verdächtigungen sind ebenso grundlos, wie sie durchsichtig sind, denn kein halbwegs vernünftiger Mensch würde derart widersinnig gehandelt haben, geschweige ein Mann von der geistigen Beschaffenheit des Zeugen Pettit, dessen fachmännischer Scharfblick zudem gerade die wirkliche Todesursache des Anwalts Chadwick ergründet hat. Er würde sicherlich alles getan haben, um jegliche Verdachtspur von sich abzulenken oder ganz zu verwischen, aber sicherlich hätte er in einem solchen Falle Connelly auf die fehlende Blutung nicht aufmerksam gemacht.

Gewiß, wenn der Angeklagte den Nachweis führen könnte, daß er mit dem letzten fahrplanmäßigen Zuge wirklich die Rückfahrt nach New York angetreten hat, dann, aber auch nur dann würde das Gericht die uns vom Zeugen Doktor Pettit gemachten Angaben unter die Lupe nehmen, sie nachzuprüfen und sich mit seiner

Person näher zu beschäftigen haben. Aber da der Angeklagte diesen Nachweis schon aus dem einfachen Grunde nicht erbringen kann, weil er den fraglichen Zug zur Rückfahrt nicht benützt hat, so ist und bleibt er für uns die einzige Person, die nach menschlichem Ermessen die Tat begangen haben kann. Zugleich auch der einzige Mann, der einen wirklichen Grund dazu hatte, Chadwick feindlich zu sein, ein Mann, sage ich, der durch sein heftig aufbrausendes Wesen und den ihn charakterisierenden Jähzorn zur Begehung einer derartig raschen, blutigen Tat förmlich prädestiniert zu sein scheint. Ein Mann von seinem Schlage kann die Eröffnung, daß das von ihm abgöttisch geliebte Mädchen schon seit Jahr und Tag heimlich das Weib eines anderen gewesen ist, nicht ruhig aufnehmen, alles in dem rachsüchtig Veranlagten mußte nach Genugtuung schreien, und er nahm sich diese mit der eigenen Hand, als ein unglückseliger Zufall ihm gleich darauf Chadwick in den Weg führte.

Man komme mir nicht mit unaufgeklärten Widersprüchen! Abgesehen davon, daß gewisse Verhandlungsergebnisse das Vorliegen von Leichenberaubung wahrscheinlich machen — denn meiner Überzeugung nach wurden dem Toten gewisse Papiere in der Absicht abgenommen, sie später erpresserisch zu verwerten — so lehrt uns die Erfahrung, daß Fälle wie der heute uns beschäftigende nie und nimmer vollständig aufgeklärt werden können. Für unsere Zwecke genügt es zu wissen, daß der Angeklagte sich zur kritischen Zeit im Park befunden hat, daß ihm aus dem Mund der Zeugin Fresham eröffnet wurde, wie er sich keinerlei Hoffnung auf ihren Besitz mehr machen durfte, da sie sich zugunsten Chadwicks entschieden habe. Wir wissen ferner, daß der Angeklagte sich zu Todesandrohungen gegen

den Anwalt hinreißen ließ. Wir wissen, daß der Revolver, mit welchem dem Opfer die Stirn durchschossen wurde, dem Angeklagten gehörte und ihm jedenfalls von Miß Fresham eingehändigt worden ist. Wir wissen, daß der Zeuge Doyle unter seinem Eide behauptet hat, daß er zwei Personen, die höchst wahrscheinlich identisch mit der Zeugin Fresham und dem Angeklagten gewesen sind, dabei beobachtet hat, wie sie den Leichnam Chadwicks ins Herrenhaus getragen haben. Wir wissen, daß es der Zeugin Fresham möglich war, unbemerkt ins Herrenhaus zu gelangen, nicht aber Doktor Pettit, der im Jagdpavillon wohnte, und schließlich wissen wir, daß Chadwick tot ist und der Angeklagte halb und halb die Tat eingestanden hat. Sie können dieses halbe Geständnis ebensowenig unberücksichtigt lassen als die Aussagen des Butlers, so unsympathisch dessen Person Ihnen vielleicht auch vorkommen mag. Aus allen diesen Gründen können Sie nur ein Verdikt auf Schuldig im Sinne der Anklage finden, und es einstimmig abzugeben, sind Sie nicht nur dem eigenen Gewissen, sondern gegenüber Gesetz und Recht verpflichtet. Nun gehen Sie hin, Gentlemen von der Jury, und tun Sie Ihre Pflicht!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

„Wenn Sie den Angeklagten des Mordes im ersten Grade schuldig finden, so ist der Tod die gesetzliche Sühne für sein Verbrechen!"

Mit diesen Schlußworten entließ der Richter, nachdem er in unparteiischer und leidenschaftsloser Weise die übliche Rechtsbelehrung erteilt hatte, die Geschworenen in ihr Beratungszimmer.

Harry Prendergast war es zumute, als trennte ihn vom freundlichen Gestern, das ihn als zwar sorgen-

geplagten, aber unendlich glücklichen Menschen gekannt, und dem trüben Heute eine Ewigkeit. Rings um ihn schienen sich Mauern aufgetürmt zu haben, die ihn von all denen, die er liebhatte, schieden, selbst von seiner kleinen Frau, die er, sehr zu seiner fassungslosen Bestürzung, während der letzten Verhandlungstage im Zuhörerraume wahrgenommen hatte. Ach, die Ärmste, wie sie sich mühte, seine Aufmerksamkeit rege zu machen, und ihn mit glückstrahlenden Blicken begrüßte, als ihr dies endlich gelungen war! Wie sie auch ihre Nachbarn davon zu unterrichten bestrebt war, daß ihr Mann zu den zwölf guten und getreuen Männern gehörte, die über Leben und Tod des Angeklagten zu entscheiden hatten!

Unter anderen Umständen hätte dieser mit solch naiver Freude zur Schau getragene Stolz der kleinen Frau Harry mit Genugtuung erfüllt, jetzt aber bereitete ihm das aus ihren blauen Augen leuchtende Kinderglück körperliches Unbehagen, und er kam sich wie ein Henker vor, der dazu ausersehen ist, niederzureißen und zu vernichten, was zu erhalten doch sein höchstes Glück ausmachte.

Wie der Kopf ihn schmerzte, wie das Nachdenken ihm wehe tat! Diese ihn unaufhörlich bestürmenden Vorstellungen, was die nächste Zukunft schon in ihrem Gefolge mit sich bringen mußte, waren die fürchterlichste Seelenfolter, die er sich zu denken vermochte.

Was immer auch geschehen mochte, in jedem Falle mußte er den Henker spielen. Tod war es, was er einem Unschuldigen brachte, wenn er weiter schwieg. Und Tod mußte er über einen Schuldigen verhängen, wenn er vor Gott und seinem eigenen Gewissen bestehen und männlich seine Pflicht erfüllen wollte.

Aber der Schuldige war der Bruder seiner lieben kleinen Frau!

In dem Augenblicke, als er als letzter hinter den sich quer über das erhöhte Podium nach dem Beratungszimmer begebenden Geschworenen her schritt, hatte er eine schreckhafte Vision, die seinen letzten Zweifel mit einem Schlage beseitigte. Zum Greifen lebendig sah er vor sich die schlanke, schlotterige Gestalt des Angeklagten, wie dieser entlang der Bahnhofhalle in Long Island City durch die weit offene Einfahrt des Ferryhauses zum Pier lief, wo das Fährboot für die nach New York zurückkehrenden Passagiere bereit lag.

Sprunghaft plötzlich hatte sein Gehirn diese rein mechanisch gemachte Wahrnehmung, die er im Laufe der Wochen ganz vergessen gehabt, wieder eingeschaltet. Ja, er hatte nach der Ankunft im Bahnhof von Long Island City den Angeklagten vor sich her schreiten sehen — nur einen Moment zwar, denn gleich darauf hatten sich die Gestalten der Mitpassagiere, die es nicht weniger eilig mit dem Nachhausekommen gehabt hatten, zwischen ihn und Ben Slotery geschoben. Aber diese blitzartige Wahrnehmung genügte zur Erbringung des Alibis, hatte doch der Staatsanwalt selbst in seiner Schlußrede gesagt, daß die Anklage im selben Moment haltlos in sich zusammenbrechen müßte, wo der Angeklagte seine Rückkehr nach New York mit dem letzten Zuge beweisen konnte. Und diesen Alibibeweis konnte er, Harry Prendergast, erbringen!

Unwillkürlich wendete er sich, auf der Schwelle zum Geschworenenzimmer angelangt, noch einmal nach dem Saale um, instinktiv und aus dem Gefühl heraus, daß er sein Wissen in die ganze Welt hinausschreien müßte. Doch da packte ihn auch schon der begleitende Hilfsscheriff bei der Schulter, schob ihn ohne viel Federlesens vollends über die Schwelle, warf die Tür mit derbem Krache hinter ihm zu und ließ den Schlüssel draußen zweimal im Schlüsselloch herumfahren.

Die Geschworenen waren eingesperrt, und sie sollten es bis zur Fällung ihres Wahrspruchs bleiben. Die Zeit des unschlüssigen Harrens war vorüber, jetzt hieß es handeln.

Harry war dicht neben der Tür stehen geblieben, mit fast blödem Blicke starrte er durch den unfreundlichen Raum mit dem rohgezimmerten Tisch in der Mitte, um den ein Dutzend lehnenloser Schemel gestellt waren. Sonst enthielt das Zimmer keinerlei Möbelstücke, nicht einmal Wasser zum Trinken oder Waschen war zur Hand. Man gewährt im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" den Jurors absolut keine Bequemlichkeiten, läßt sie sogar erforderlichenfalls Tage und Nächte in dem schlechtventilierten Raume ausharren in der leicht begreiflichen Absicht, sie zum schleunigen Fällen eines einstimmigen Verdikts zu bestimmen.

Die übrigen elf Geschworenen hatten bereits am Tische Platz genommen. Der Schemel neben Cregan war frei geblieben. Dieser schaute sich ungeduldig nach Harry um und winkte ihm nervös zu, sich zu beeilen.

„Nur rasch, ihr Herren, nur rasch abgestimmt!" brachte er rauh hervor. „Es könnte schon geschehen sein! Ich muß heim zu meinem Weibe!"

Doch Harry hörte ihn nicht. Mit demselben abwesenden Blicke wie zuvor beobachtete er das ihm unverständlich erscheinende Tun des Obmanns, als welcher der zuerst gewählte Geschworene gilt. Dieser hatte eine auf dem Tische stehende Stimmurne zurechtgerückt und war nun dabei, einen Papierbogen zu falten und ihn in schmale, gleichmäßige Stücke zu zerreißen.

Während Harry noch staunend darüber nachdachte, was solch kindische Spielerei zu bedeuten haben konnte, ging es auch schon ruckgleich durch seinen Körper, und

die Erkenntnis raubte ihm förmlich den Atem, daß der Mann Stimmzettel zurechtmachte. Jedem der Geschworenen würde solch ein Zettel eingehändigt werden, auch ihm selbst. Jetzt gewahrte sein Blick auf dem Tische auch eine Anzahl Blei- und Blaustifte. Jeder dieser gleichgültig oder verdrossen dareinschauenden, an Geist und Körper gleichmäßig abgespannten Männer würde nun ein kurzes Wort auf den Zettel schreiben — schuldig oder unschuldig — und damit war über das Schicksal eines Menschenlebens entschieden, und der Mann, der mit wildpochendem Herzen jetzt draußen auf das Urteil seiner Richter harrte, würde entweder als Freigesprochener mit stolz erhobenem Haupte den Gerichtsaal verlassen und sich am Sonnenglanze seines jungen Dichterruhmes wärmen können — oder aber man brachte ihn unter starker Bewachung gefesselt nach Sing Sing und sperrte ihn dort in einer der ominösen Zellen ein, die samt und sonders auf denselben Korridor münden, genau so wie die kleine Eisentür an der hinteren Querwand, die zum Hinrichtungszimmer mit dem elektrischen Stuhl darin führt.

Wie im Traume nahm Harry Prendergast auf dem ihm zugewiesenen Schemel Platz, er sah vor sich auf dem Tische einen der schmalen Papierstreifen liegen, rein mechanisch hatte er einen Bleistift zur Hand genommen — und nun sollte er seinen Wahrspruch niederschreiben. Aber welcher konnte und durfte es sein? Wer sollte sterben müssen? Der fremde Mann, der ihn kaum etwas anging und durch sein unaufrichtiges Wesen ihn persönlich gründlich abstieß, der aber schuldlos war — oder seiner kleinen Frau Bruder, der ihm selbst als ein solcher teuer geworden war? Und nicht nur Erik allein mußte dann sterben, sondern alles Glück ging aus Harrys Leben. Auch seine kleine Frau würde

den fürchterlichen Schlag nicht überwinden können. Sie würde wie eine entblätterte Rose welken und sterben, denn sie konnte nur im Sonnenschein gedeihen.

Ein Schauer faßte Harry an, und er fröstelte. Wie konnte es nur Menschen geben, die so unpersönlich pflichttreu zu sein vermochten, wie dieser Richter! „Wir sind Männer und müssen unsere Pflicht tun," hatte er gesagt. Das klang so selbstverständlich einfach — aber welche Opfer verlangte das Gebot der unbeirrten Pflichterfüllung in Wirklichkeit! Wer ihm gehorchen wollte, durfte nicht zaudern, über Leichen hinwegzuschreiten, zuckende Menschenherzen zu zertreten, sein eigenes Glück daranzugeben.

Aber was sollte er nun tun, wie sich entscheiden? Einen Mann, dessen Unschuld er beweisen konnte, in den Tod schicken, war nichts anderes als vorbedachter Mord! Aber Mord war es auch, entlarvte er den wirklich Schuldigen, denn zwischen diesem und dem Gesetz stand alles, was Harry an Glück besaß! Nein, er konnte Erik nicht verraten, er konnte es einfach nicht tun, denn dann sprach er zugleich seiner kleinen unschuldigen Frau das Todesurteil!

Scheu streifte sein Blick die Geschworenen. Diese saßen zumeist noch nachdenklich über ihre Papierstreifen gebeugt, die sie mit der einen hohlen Hand schützend verbargen, damit die Nebenmänner nicht lesen konnten, was sie niederschrieben. Manche waren damit auch schon fertig geworden, hatten den Zettel vorschriftsmäßig vierfach zusammengefaltet und spielten nun gedankenlos damit wie mit einem gewöhnlichen Stückchen Papier, als wenn dessen Inhalt nicht über ein Menschenleben entscheiden müßte.

Unter den letzteren befand sich auch Cregan. Er war wohl zuerst von allen mit seinem Wahrspruch

fertig geworden. Nun hielt er das Papierchen in der Hand und schaute starr auf den behäbigen Obmann, als könnte er es nicht erwarten, bis dieser den zu beiden Seiten sitzenden, zuvor durch einfachen Zuruf erwählten Protokollführern Auftrag zum Einsammeln der Zettel gab.

Dann glaubte Harry plötzlich vor sich einen Ausweg zu sehen. Freigesprochen oder schuldig erklärt konnte der Angeklagte nur werden, wenn alle die um den Tisch sitzenden zwölf Männer dasselbe Wort auf ihre Zettel schrieben — schuldig oder unschuldig. Waren die Meinungen geteilt, konnte auch nur ein einziger Geschworener nicht mit der elffachen Majorität übereinstimmen, so war diese dagegen machtlos, und die Jury konnte sich nicht einigen, wenn dieses einzige abweichende Votum bei jeder folgenden Abstimmung unverändert blieb. Im schlimmsten Falle blieb dann die Jury über Sonntag eingeschlossen und hatte zwei Nächte in diesem aller Bequemlichkeit baren Raume zuzubringen, so gut oder schlecht es eben gehen wollte. Konnte sich dann die Jury immer noch nicht einigen, so wurde sie vom Richter entlassen und der Angeklagte aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem zweiten Prozeß vor einer neuen Jury festgehalten.

Bis es aber dazu kam, dachte Harry weiter, mochte er mit seinem Schwager längst Rücksprache genommen und diesen dazu veranlaßt haben, sich in Sicherheit zu bringen. Er hatte weiter Zeit genug, seine kleine Frau schonend vorzubereiten — und was ihn selbst betraf, je nun, er war auf New York schließlich nicht angewiesen, sondern konnte, wenn er erst seiner Zeugenpflicht genügt hatte, ebensogut nach Chicago übersiedeln, wo gute Illustrationszeichner auch nicht zu verhungern brauchten.

Freilich, für den Gefangenen war es hart, der Seelenfolter einer neuen hochnotpeinlichen Verhandlung überantwortet zu werden. Doch über dieses Bedenken kam Harry verhältnismäßig leicht hinweg, denn seiner Meinung nach geschah es Ben Slotery ganz recht, wenn er für sein frivoles Unterfangen, das den Anlaß zu all dem Schrecklichen gegeben, büßen mußte. Ungleich härter fiel ihm der Gedanke an Cregan, der vor Sehnsucht nach seinem todkranken Weibe schier verging. In den wenigen Tagen ihres Beisammenseins hatte er einen tiefen Einblick in das Seelenleben dieses nach außen hin so rauhen und unscheinbaren Mannes gewonnen, und eine innere Stimme sagte ihm, daß es unverantwortlich handeln hieß, den Ärmsten noch länger von daheim fernzuhalten. Aber im Vergleich zu dem Elend, das er im anderen Falle über sich selbst und alle seine Lieben verhängen mußte, erschien ihm die Cregan zugedachte Qual verhältnismäßig unbedeutend — und schließlich ging er auch gleich von der schlimmsten Möglichkeit in seiner Erwägung aus. War es nicht wahrscheinlich, daß Cregan, schon weil ihm der Boden unter den Füßen brannte, einfach für Freisprechung, als dem voraussichtlich kürzesten Wege zur Beendigung des Verfahrens, gestimmt hatte? Ein Mann, der wie er vom Himmel eine Gunst erbat, mußte sich ohnehin in nachsichtiger Stimmung befinden. Von den übrigen Geschworenen aber mochten etwelche, vielleicht sogar die Mehrzahl, auch hinreichend Zweifel an der Schuld des Angeklagten hegen — und traf dies zu, so mochten selbst die auf Verurteilung Erpichten zu einer Änderung ihrer Meinung überredet werden können. Sie hatten ja keinerlei Veranlassung dazu, so unerbittlich starr auf einem Schuldigspruche zu bestehen.

Damit war Harry auch bereits zu einem Entschlusse

gekommen. Er schrieb „Unschuldig“ auf seinen Zettel, faltete ihn, legte ihn in die Urne und setzte sich dann wieder auf seinen Schemel.

Die meisten Stimmen waren inzwischen abgegeben worden, nur der Versicherungsagent, der mit seinem eigenen Urteil längst fertig geworden war, debattierte noch im Flüstertone mit seinem immer noch zaudernden Nebenmann. Doch seine Argumente mußten den Geschworenen überzeugt haben, denn gleich darauf beschrieb dieser seinen Zettel, faltete ihn und warf ihn in die Urne.

Die beiden Protokollführer nahmen die Urne an sich, öffneten gemeinsam der Reihe nach die Zettel, vermerkten deren Inhalt in einem bereitliegenden Formular, verglichen nochmals die Zettel mit ihren Eintragungen, vernichteten dann erstere und schoben die Liste dem Vormann zu. Dieser erhob sich, räusperte sich vernehmlich, setzte umständlich seinen goldenen Kneifer fest und eröffnete schließlich aus der zur Hand genommenen Liste: „Abgegeben wurde eine Stimme für Freisprechung“ — hier pausierte er und ließ den Blick mit argwöhnischem Ausdrucke über die Gesichter der elf Männer schweifen, als ob er den Juror mit dem freisprechenden Verdikt zu entdecken wünschte — „und elf für Verurteilung wegen Mordes im ersten Grade.“

Einen Moment herrschte schier beängstigendes Schweigen, die trügerische Ruhe vor dem losbrechenden Sturme, im Raume. Harry ließ das Kinn sinken, seine frohen Erwartungen lagen bereits wieder zertrümmert am Boden, denn er war der einzige, der den Angeklagten freisprach.

Dann kam es auch schon zum Tumult. Einzelne der Männer, allen voran Wallace, der schwarzbärtige

Versicherungsagent, sprangen so schnell von den Schemeln hoch, daß diese hinter ihnen polternd umfielen. Ein unmutiges Gemurmel schwoll schnell zu entrüsteten Rufen an, als Wallace sich jetzt zum Wortführer machte. „Unter uns befindet sich ein bestochener Lump!“ kreischte er mit wildrollenden Augen, indem er mit den Fäusten drohend durch die Luft fuchtelte. „Ein bestochener Lump, sage ich!“

Sein Ruf pflanzte sich von Lippe zu Lippe fort. Kleine Gruppen drohend sich anstarrender und wild gestikulierender Männer bildeten sich ebenso schnell, wie sie sich wieder auflösten, man schleuderte sich Beschuldigungen ins Gesicht und verwahrte sich ebenso heftig dagegen, kurzum, es hatte den Anschein, als ob die Mehrzahl der Männer plötzlich den Verstand verloren hätte.

Die übergroße Nervenanspannung, in der sich die zwölf Männer nun schon seit Tagen befanden, hatte sich in explosiver Weise Luft geschafft. Wie beim übervollen Glase ein einziger Tropfen schließlich das Überlaufen bewirkt, so hatte es nur noch einiger aufreizenden Worte bedurft, um all den in den Gemütern aufgespeichert gewesenen Groll und Zorn, die mit jedem Tage wachsende seelische Verstimmung auszulösen und im Handumdrehen aus kühl urteilenden, verständigen Männern wutentfesselte Tollhäusler zu machen.

Nur zwei beteiligten sich nicht an dem lärmenden Ausbruch allgemeiner Entrüstung. Davon war Harry der eine, sein Nebenmann Cregan der andere. Dieser hatte bereits nach seinem Hute gegriffen gehabt, offenbar hatte er felsenfest darauf gebaut, daß die sämtlichen anderen Geschworenen mit ihm derselben Meinung sein würden. Wie nun das Gegenteil davon eingetreten und dadurch die Abstimmung resultatlos gemacht wor-

den war, saß er in halber Betäubung, wie einer, vor dessen Augen sich Unfaßliches zugetragen hat.

„Unter uns befindet sich ein Verräter, ein bestochener Lump!" schrie Wallace wiederum. Offenbar befand er sich ganz in seinem Element. Herausfordernd starrte er die Mitgeschworenen an, jedem davon zeigte er die Zähne. „Beim Himmel, ich kriege den Schuft heraus, ich will ihn entlarven — und dann soll er was erleben, der Lump!"

„Wallace hat recht! Nur ein Bestochener kann den Burschen draußen freisprechen wollen!" riefen einige und scharten sich um ihren Wortführer.

„Unsinn!" schrieen die Besonneneren zurück. „Niemand unter uns ist bestochen worden! Wie sollte dies auch möglich sein?"

Ein Geschworener pflanzte sich dicht vor dem Agenten auf und maß ihn mit drohendem Blicke. „Wer am lautesten ‚Haltet den Dieb!' schreit, ist in der Regel der Spitzbube selbst!" rief er.

„Das ist gelogen, und Sie wissen es, Dunkirk — gelogen ist es!" kreischte Wallace.

Mehrere Geschworene mußten vermittelnd zwischen die beiden Kampfhähne treten, sonst wäre es zwischen ihnen zu einer Prügelei gekommen.

Der Obmann schlug aus Leibeskräften auf den Tisch und gebot Ruhe. Aber es dauerte eine geraume Weile, bis die erregten Gemüter sich so weit abgekühlt hatten, um der Anordnung des Obmanns Folge zu leisten. Dieser befand sich selbst in großer Erregung. Er reinigte wiederholt seinen Zwicker, versuchte ihn auf der Nase zurechtzusetzen, und fiel er ihm herunter, so begann er neuerlich mit dem Reinigen und Zurechtsetzen.

„Gentlemen," wußte er sich endlich in schreiendem Tone Gehör zu schaffen, indem er mit seiner fleischigen

Hand die Tischplatte bearbeitete, „Kollege Wallace hat recht, unter uns muß sich eine käufliche Kreatur befinden, denn —“

„Oho!“ hallte es vereinzelt zurück. „Hat nicht jedermann das Recht auf seine eigene Meinung?“

„Ruhe! Zur Ordnung!“ brüllte der Obmann wieder.

„Kein Mensch hat das Recht, gegen seine Überzeugung zu stimmen!“ überschrie ihn Wallace, der kirschbraun im Gesicht geworden war. „Nur ein Trottel könnte an der Schuld des Gefangenen zweifeln, denn das ist sonnenklar, daß er mit dem Frauenzimmer zusammen die Geschichte gefixt hat. Kein Mensch darf das bezweifeln, sage ich! Und ich werde den Schuft ausfindig machen!“

„Still!“ unterbrach ihn der Geschworene Dunkirk, nicht minder hitzig. „Sie haben keine Berechtigung, irgend jemand von uns durch solche Drohungen einzuschüchtern! Sie wissen auch ganz gut, wie unmöglich das wäre, denn unsere Abstimmung ist geheim; so will es das Gesetz, und ich werde dafür sorgen, daß jedem von uns sein volles Recht gewahrt bleibt!“

„Wie können Sie sich unterstehen, hier in einem solch anmaßenden Tone zu sprechen?“ fiel der Obmann entrüstet ein. „Bin nicht ich der Leiter dieser Jury und —“

„Ach was, seien Sie meinetwegen, was Sie wollen! Ich bin ebensogut einer der zwölf Geschworenen und zudem kein heuriger Hase!“

„Liebe Herren, so gebt doch Frieden!“ mischte sich Cregan ein. Er war von seinem Schemel aufgesprungen und streckte die Hände nach den Streitenden aus. „Wir wollen noch einmal abstimmen. Wir müssen ja einig werden! Und Sie sind doch keine Unmenschen! Meine arme Frau ist vielleicht jetzt schon — ah!“ brach er ab,

als ihm die Stimme versagen wollte. „Sie haben doch auch Frauen und Kinder — oder sonst liebe Menschen auf Erden. So denken Sie doch daran, was Ihnen geschehen könnte!" Er stockte und stand mit der Hand an der Stirn, als hätte er noch viel mehr auf dem Herzen, was er auszusprechen wünschte, nur daß er nicht den richtigen Ausdruck zu finden vermochte.

„Zur Ordnung!" rief der Obmann wieder. „Wir schreiten zur zweiten Abstimmung!"

Wallace war aufgesprungen, er fuchtelte erregt mit den Händen. „Ich will nur eines bemerken!" schrie er. „Der Mensch, der nochmals wagt, mit nein zu stimmen, soll sich vorsehen — er soll sich vorsehen!"

„Ruhig, Sie — Hanswurst!" unterbrach ihn Dunkirk verächtlich.

„Hanswurst spielen ist immer noch besser, als sich bestechen lassen!"

Um Haaresbreite wäre es zu einem neuen Auftritt gekommen, doch die breitschulterige Persönlichkeit des Geschworenen Dunkirk, gegen den gemessen der Agent ein Zwerg genannt werden mußte, ließ ihn zurückhaltend bleiben.

„Also, wir wollen abstimmen!" sagte er, zum Obmann gewendet. „Alles übrige Geschwätz hat keinen Wert."

„Abstimmen! Abstimmen!" schrie es nun von verschiedenen Seiten.

Wieder saß Harry Prendergast auf seinem Schemel und starrte auf den unbeschriebenen Zettel vor sich nieder. Was doch wenige Minuten für Veränderungen zustande bringen können! Vorhin noch hatte etwas wie übermütige Siegerstimmung ihn überkommen und die Hoffnung, sozusagen mit einem blauen Auge der ihn rings umlauernden Gewissensnot entrinnen zu können, ihn all das andere, das ihm die Zukunft um so sicherer

bringen mußte, vergessen lassen. Nun sagte er sich mit erbarmungsloser Nüchternheit, daß er sich selbst betrogen hatte. Diese nervenüberreizten Männer, die mit dem Drange der gefangengehaltenen Bestie nur nach ihrer Freiheit zurückverlangten, konnten keine Vernunftgründe, geschweige seine Verzögerungstaktik auf die Dauer im Zaume halten. Und woher hat er überhaupt das Recht, sie hier zurückzuhalten und dadurch nur noch in ihrem Vorhaben, einen Unschuldigen zu verurteilen, zu bestärken? Zog es sie vielleicht etwa weniger als ihn selbst zu ihren Familien zurück? Und doch, er konnte nicht anders handeln. Und wie er das bedachte, da huschte die Hand mit der Bleifeder auch schon wieder über das Papier und ein zweites „Unschuldig" war niedergeschrieben.

Diesmal waren sämtliche Geschworene fast gleichzeitig fertig geworden, manche von ihnen konnten den zusammengefalteten Zettel gar nicht rasch genug loswerden, und in ihrem Eifer, ihn in die Urne zu stecken, drängten und stießen sie sich zur Seite. Es setzte grimmige Blicke und gehässige Worte. Immer unverhüllter kam die wirkliche Gesinnung zum Durchbruch, und durch den schnell abbröckelnden Kulturfirnis kam die allzeit sprungbereit auf der Lauer liegende Menschenbestie zum Vorschein. Jeder dieser zwölf „guten und getreuen Männer" mißtraute dem anderen, erblickte in ihm den bestochenen Verräter, der das Recht beugen und ihn noch länger in Gefangenschaft zurückhalten wollte.

Dann, als die beiden Schriftführer das Resultat der zweiten Abstimmung festzustellen begannen, wurde es wieder herzbeklemmend still im Raume. Mit funkelnden Blicken verfolgte die Mehrzahl der Männer jede Handbewegung der beiden Schriftführer.

Endlich nahm der Obmann die ausgefüllte Liste zur Hand. „Die zweite Abstimmung lautet: elf Stimmen für Verurteilung wegen Mordes im ersten Grade, eine Stimme für Freisprechung," verkündete er, während die Zornesröte ihm bis unter die Haarwurzeln hochstieg.

Das dumpfe Schweigen, mit dem seine Mitteilung aufgenommen wurde, erschien noch peinigender als der Wutausbruch nach Verkündigung des ersten Abstimmungsresultats. Die meisten Männer wagten sich kaum auf ihren Plätzen zu rühren, sie saßen wie überwältigt von dem unbegreiflichen Geschehnis und ließen nur forschend die Blicke von einem Gesicht zum anderen schweifen, wie auf der Jagd nach dem in ihrer Mitte befindlichen Verräter begriffen.

Dann sprang Cregan auf. Wie ein wildes Tier seinen Käfig, so durchmaß er mit raschen Schritten den Raum, rang die Hände, fuhr sich durch die Haare, blieb mitten im Schritte stehen und ging ebenso ruckhaft unvermittelt wieder weiter. Schließlich wendete er sich mit Zügen, aus denen der letzte Blutstropfen gewichen war, an die schweigsam den Tisch umsitzenden Männer. „Wer immer auch für nein gestimmt haben mag, soll seine Gründe bekannt geben!" brachte er dumpf hervor. „Vielleicht weiß er was, das auch andere von uns zu seiner Meinung bekehren könnte. — Nicht lachen! Dafür ist die Sache zu schrecklich ernst!" fuhr er wild auf, als einige Geschworene höhnische Mienen aufsetzten. „Hätte ich nicht einen heiligen Eid geschworen, so zu stimmen, wie mein Gewissen mir es gebietet, so wollte ich mich nicht lange besinnen, den Mann draußen freizusprechen — ja, ja, freizusprechen!" wiederholte er schreiend. „Was liegt mir an dem Angeklagten? Was kümmert mich der Tote? Ich habe

ihn nie gekannt — und gar erst das Gesetz, hohoho, darauf pfeife ich erst recht! Ein nettes Gesetz, das den Mann von seiner todkranken Frau fernhält! Das ist ein Verbrechen, schlimmer noch, als wie's dem Angeklagten vorgeworfen wird!"

Er schwieg eine Weile und schaute sich erwartungsvoll um. Ängstlich starrte er jedem der Reihe nach ins Gesicht.

„Da sitzt einer unter euch und ist ein Schuft," stöhnte er und rang die Hände in übergroßer Verzweiflung, „einer, der tausendmal schlechter ist als der Mörder draußen! Aber ich will ihn segnen, wenn er nur der Qual ein Ende machen will! — Herrgott, Leute," schrie er auf, „begreift ihr denn nicht, daß meine Frau stirbt? Daß ich sie daheim nicht mehr wiederfinden werde, wenn ihr nicht schnell macht?" Nun weinte er haltlos. „Gott verzeih mir die Sünde, aber könnte ich dadurch Schluß machen, ich würde anders stimmen — ganz wie die Mehrheit will ich stimmen! Und wenn mich's meineidig macht — ah! Ich pfeife darauf! Nicht nur darauf, sondern auf alles! Meine Frau ist mir alles, mehr als Welt und Ewigkeit! Was weiß ich von alle dem, und was kann's mich kümmern! Aber mein Weib gehört zu mir und ich zu meinem Weibe, wir leben nur ein Leben, wir haben alles miteinander getragen, wie's gekommen ist, Schlimmes tausendmal mehr als Gutes, aber wir trugen es leicht, weil wir uns liebhatten! Und nun — nun soll sie sterben müssen — allein und verlassen, weil unter uns ein Schuft — ein Teufel ist!"

Er heulte laut auf.

Einige Geschworene hatten sich erhoben und waren auf ihn zugetreten. Aber er wies sie zurück, er wollte nichts von ihren beschwichtigenden Worten hören. Mit

blutunterlaufenen Augen starrte er um sich. Dann, als sein Blick auf Harry fiel, taumelte er auf ihn zu und klammerte sich an seiner Schulter fest. „Kamerad," lallte er mit einer Stimme, die kaum länger noch verständliche Worte zum Ausdruck zu bringen vermochte, „machen Sie's den Männern verständlich, ich kann's nicht — mir drückt's das Herz ab. Ich bin ein armer Teufel, Sie wissen's ja selbst, aber ich will den letzten Cent hergeben, meinetwegen mich in Schulden stürzen, nur soll der eine Mann sein Urteil ändern, und dann mag er zu mir kommen, und so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich will ihm alles geben, was ich habe — ohne zu murren, ich will ihm noch die Hand küssen, und kein Mensch soll je von mir seinen Namen erfahren. Nur heimgehen soll er mich lassen. — Ah, Kamerad, Sie wissen, was ich gelitten habe, wir sind in den wenigen Tagen vertraut miteinander geworden! Sagen Sie's dem Mann! Er kann kein Herz haben, wenn ihn das nicht rührt."

Harry war totenbleich geworden, er öffnete die Lippen zum Sprechen, aber er brachte keinen Ton hervor. Ihm war's zumute, wie dem ungetreuen Jünger, als er den Meister verraten hatte. Ein ungeheurer Jammer schrie in seiner Seele auf.

„Es wird so schlimm nicht sein, man kann uns doch nicht lange hier gefangen halten!" Das war alles, was er an Trostesworten für den sich an ihn Klammernden fand. Er hätte sich selbst verwünschen mögen, aber es fiel ihm nichts anderes ein. Und dazu kam noch eines: er sah greifbar deutlich seines jungen Weibes Angesicht vor sich, erloschen in ihren blauen Augen die Strahlen, verzweifelter Jammer in ihren Mienen. Nein, er mußte stark bleiben! Hatte dieser arme Tregan eben nicht erst erklärt, daß er um seiner Frau willen

meineidig werden, sich zum Bettler machen wollte? Sollte er hinter ihm zurückstehen und um des Glückes fremder Leute willen sein eigenes und seiner Lieben Lebensglück zerstören? Nein, Cregan selbst hatte ihm, wenn auch unwissentlich, den Weg gezeigt, und ihn wollte er bis zum Ende schreiten. Trotzig biß er die Lippen aufeinander, schüttelte die Hand des anderen von der Schulter ab und wendete sich mit kurzem Rucke zur Seite, dies aber nur, um dem jammernden, ihm in die Seele schneidenden Blicke zu entgehen, mit dem der Verzweifelte ihn noch immer anstarrte.

Längst war es dunkel geworden, eine einzige trüb brennende Lampe erhellte den Raum. Man hatte mit demselben unbefriedigenden Resultat eine dritte Abstimmung vorgenommen. Diesmal hatte man darüber kein Wort verloren, selbst Cregan hatte es wortlos hingenommen, er hatte seinen Schemel in die äußerste Ecke des Zimmers gerückt, sich dort hingesetzt, den tief hinabgesenkten Kopf in beide Hände gelegt. Nun verhielt er sich schier lautlos, nur zuweilen erschütterte ein Schluchzen seine Brust. Er war in seiner Herzensnot wieder wie zum Kinde geworden.

Die Stunden verstrichen.

Um zehn Uhr abends ließ der Richter anfragen, ob die Jury sich noch nicht geeinigt hätte. Auf die verneinende Auskunft ließ er zurücksagen, daß er bis Mitternacht im Gerichtsgebäude verbleiben, dann aber die Jury mit der Abgabe eines versiegelten Verdikts beauftragen und, falls sie sich auf ein solches nicht einigen könnte, ihre Einsperrung bis zum kommenden Montagvormittag neun Uhr verfügen würde.

Obwohl der Raum überheizt war, fröstelte Harry doch. Im Geiste wanderte er nach des Richters Wohnung und sah dort dessen Kleinen auf dem Leichen-

schragen ausgestreckt liegen, dicht daneben die verzweifelnde Mutter, die mit immer größerem Jammer die unheimliche Veränderung in den Zügen ihres Lieblings gewahrte und es nicht begreifen konnte, daß ihr Mann immer noch säumen und sie in ihres Lebens größtem Jammer allein lassen konnte. Und dann wanderten seine Gedanken hinauf in die kleine, stille Wohnung, wo Frau Cregan mit dem Tode rang. Sie sah ihn neben sich stehen, den ernsten Geleitsmann in das unbekannte Land, und immer matter hörte Harry sie den Tod anflehen, ihr noch karge Zeit zu gewähren, nur noch ein winziges Weilchen, bis sie ihrem Lebensgefährten Lebewohl gesagt — und er sah das Knochengespenst immer energischer den Kopf schütteln und immer heischender die Hand nach dem Scheitel der Sterbenden ausstrecken, während die letzten Sandkörner ungenützt im Stundenglas verrannen.

Zuweilen fuhr Harry mit einem dumpfen Wehelaut aus seinem Brüten auf. Scheu schaute er dann um sich, um sich zu vergewissern, ob sein befremdliches Tun auch nicht aufgefallen war. Aber die Geschworenen saßen in kleine Gruppen zerstreut, auf aller Mienen lag nur schwer noch unterdrückter Grimm, der sich bei der nächsten Gelegenheit entladen mußte — und Gott mochte dem Manne gnädig sein, auf dessen Haupt sich dieser aufgespeicherte Groll entlud. Es wäre der erste Geschworene nicht, der in einem amerikanischen Beratungszimmer entweder zum Krüppel oder gar totgeschlagen worden wäre.

Dann wieder begann der von seinem Gewissen gequälte Mann sich die Ergebnisse der verschiedenen Verhandlungstage zu überdenken, und immer wieder kam er zu dem gleichen Resultat, daß es nur einen einzigen Schuldigen geben konnte — und der war sein eigener

Schwager! Dann klammerte er sich wieder mit verzweiflungsvoller Zähigkeit an die Vermutung, daß möglicherweise auch Connellys wahnsinnige Schwester die Täterin gewesen sein konnte. Ihm selbst spukte die damalige nächtliche Begegnung mit der im Mondlicht zwiefach unheimlich erscheinenden weißgekleideten Irren noch immer gleich einem wüsten Traume durch die Erinnerung. Aber hatte er nicht Erik mit dem Revolver in der einen Hand an sich vorübereilen sehen, wahrscheinlich derselben Waffe, die er selbst kurz zuvor auf der Kommode im Wohnzimmer des japanischen Pavillons liegen gesehen hatte? Und mehr noch, hatte er nicht Schüsse gehört, so schnell hintereinander abgefeuert, daß er deren Anzahl nicht einmal festzustellen vermocht hatte? Erik hatte den Geschworenen freilich auseinandergesetzt, daß der Anwalt keiner Schußwunde erlegen sein konnte, aber hatte er die Geschichte mit der Hutnadel nicht vielleicht nur, wie Connelly es auch behauptet hatte, aus dem Grunde ersonnen, um jegliche Verdachtsmöglichkeit von sich selbst abzulenken?

Dann freilich war Margots Bruder ein kaltblütiger Bösewicht und hatte selbst seine nächsten Verwandten über seinen wirklichen Charakter meisterlich im Dunklen zu halten verstanden. Aber hatte er selbst sich richtig gekannt? fragte sich Harry unter vorwurfsvollem Erschauern. Hätte er nicht noch vor einer kurzen Woche entrüstet die Unterschiebung zurückgewiesen, daß er, dessen höchster Stolz seine Mannesehre war, anders handeln könnte und noch dazu in einer solch hochwichtigen Sache, als sein Gewissen es ihm vorschrieb, ja, daß er dessen ausdrückliche Mahnung so schroff verleugnen konnte?

Mit der Ruhelosigkeit eines gefangenen Raubtiers

strich Wallace durch den Raum, wie unabsichtlich blieb er bald da, bald dort vor einem Geschworenen stehen, sprach ihn an, setzte sich wohl auch zu ihm und redete flüsternd auf ihn ein, wobei er immer scharf aufpaßte, daß kein anderer hören konnte, was er sagte. Vor allem nicht der völlig in sich versunken dasitzende Harry, ferner Dunkirk und noch ein dritter Geschworener.

„Well," begann er jedesmal sein Flüstergespräch, „ich denke, wir beide stimmen darin überein, daß wir in diesem Loch nicht den Sonntag zubringen wollen — eh?" — Dazu nickte der Angesprochene jedesmal nachdrücklich, denn Wallace sprach nur aus, was er selbst sehnsüchtig wünschte. — „Gut denn," fuhr Wallace in der vorigen Weise fort, indem er die Luchsaugen geschäftig durchs Zimmer wandern ließ, „wenn wir morgen wieder daheim sein wollen, so müssen wir schlau sein und uns über die nächste Abstimmung im voraus einigen — verstanden?"

„Nicht ganz. Es klingt ja recht gut, aber —"

„Hören Sie mir nur zu, es soll Ihnen bald klar werden. Unter uns befindet sich ein Lump, der uns bis zum Montag oder noch länger festzuhalten gewillt ist, nur um seinen Judaslohn einstreichen zu können. Ihm geht's nicht ums Recht, sondern ums Geld, darum bleibt auch alles Debattieren umsonst, er läßt sich von seinem Votum doch nicht abbringen und wenn wir tausendmal abstimmen."

„Ganz meine Ansicht. Aber wie den Kerl herausbekommen?"

„Well, ich habe dem Obmann bereits einen Vorschlag gemacht und der ist damit einverstanden. Haben wir den Burschen erst einmal entdeckt, so wird's uns nicht schwer fallen, ihm handgreiflich klarzumachen, daß er sich unserem Verdikt anzuschließen hat."

„Wie aber dem Fuchs beikommen? Bisher war er mächtig schlau.“

„Das war er, aber unsereiner hat auch Grütze im Kopf. Drei Männern traue ich nicht. Da ist einmal der Zeichner, der um jeden Preis entschuldigt werden wollte. Er hat sich von uns allen geflissentlich ferngehalten, und wie er jetzt wieder dahockt und vor sich hin brütet — halt, vorsichtig sein, damit er nicht merkt, daß wir über ihn sprechen!“

„Hm, der Dunkirk kommt mir auch nicht recht koscher vor.“

„Der Hohlkopf? Na, dem wollen wir das Handwerk schon legen, und ebenso müssen wir meinem Nebenmann, dem Shifters, auf die Finger sehen. Er wollte zuerst auch freisprechen, aber ich redete ihm so lange zu, bis er sagte, er habe sich's überlegt. Aber kein Mensch kann wissen, ob er's auch hingeschrieben hat. Ich habe es nun so einzurichten gewußt, daß an Shifters' Platz nur ein Rotstift liegt, einen Blaustift habe ich vor Dunkirk hinpraktiziert und alle anderen Bleistifte so weit zurückgeschoben, daß wir's sehen müßten, bediente er sich eines anderen Stiftes.“

Der Geschworene nickte zwar zustimmend, schaute Wallace trotzdem aber verständnislos an. „Ich begreife noch nicht recht, was uns das helfen soll.“

„Die Sache ist einfach genug. Wenn der Obmann eine neue Abstimmung vornehmen läßt, so geben wir neun Geschworenen unbeschriebene Zettel ab.“

Jetzt pfiff der Geschworene leise vor sich hin. „Famos! Wir stellen uns nur so an, als ob wir schrieben!“

„Ganz recht, auf diese Weise werden nur drei beschriebene Zettel in die Urne gesteckt, der eine mit Blaustift, der zweite mit Rotstift und der dritte mit

gewöhnlichem Bleistift beschrieben — und mit dem Kuckuck müßte es zugehen, wenn wir auf solche Weise den bestochenen Schuft nicht herausbekommen sollten."

Das leuchtete dem Geschworenen ein, und gleich den schon zuvor von Wallace befragten sieben anderen Geschworenen versprach er mitzumachen.

Kaum war der Agent wieder an den Tisch herangetreten und hatte seinen Platz eingenommen zum Zeichen, daß alles in Ordnung war, wie er es zuvor mit dem Obmann abgesprochen hatte, stand dieser auf und räusperte sich vernehmlich. „Gentlemen," kündigte er an, „wir werden nunmehr zu einer neuen Abstimmung schreiten."

Sofort sammelten sich die Geschworenen um den Tisch. Dunkirk war einer der ersten, die ihren Platz wieder einnahmen. Er nahm seinen Zettel in Empfang und griff dann nach dem vor ihm auf dem Tische liegenden Stift, ohne diesen überhaupt anzuschauen.

Mit unsicheren Schritten ging Harry auf seinen Sitz zu, und als er sich am Tische niederließ, den Zettel zurechtschob und den Bleistift zur Hand nahm, geschah dies alles rein mechanisch. Er war mit seinem Entschlusse längst ins reine gekommen und dachte nicht an eine Abänderung seines Votums, mochte daraus entstehen, was da wollte.

Er hatte die Empfindung, als betrachtete man ihn von allen Tischseiten her mit unverhülltem Mißtrauen, und noch vorsichtiger als zuvor verdeckte er den Zettel mit der linken Hand, so daß ihm niemand zuschauen konnte, während er schrieb. Dann faltete er den Zettel und steckte ihn unverweilt in die Urne. Er selbst kehrte nicht mehr auf seinen Platz zurück, sondern ging langsam im Zimmer auf und ab.

Die beiden Protokollführer steckten die Köpfe zu-

sammen, sie konnten die der Urne entnommenen Stimmzettel kaum rasch genug entfalten und von ihrem Inhalt Notiz nehmen. Der Obmann schaute ihnen dabei über die Schulter, und auch Wallace stand mit weit nach vorn gekrümmtem Oberkörper und verfolgte mit atemloser Gier die Hantierung der beiden.

„Neun Zettel unbeschrieben," raunte dann plötzlich der Obmann mit heiser klingender Stimme, „zwei Schuldig mit Rot- und Blaustift, sowie ein Nichtschuldig mit gewöhnlichem Bleistift!"

Ehe sich Harry darüber klar werden konnte, was diese Worte zu bedeuten haben konnten, hörte er einen kaum noch menschengleichen Schrei ergellen. Im nächsten Moment sah er in ein schier bis zur Unkenntlichkeit verzerrtes Gesicht, aus dem haßerfüllte, blutunterlaufene Augen ihn anstierten.

Es war Cregan, der mit jähem Sprunge sich von der um den Tisch vereinigten Geschworenengruppe losgelöst, nachdem er zuvor dem Obmann einen von diesem in die Höhe gehaltenen Zettel aus der Hand gerissen hatte. Nun schwang er ihn gleich einer Siegestrophäe und schlug mit der ihn haltenden Faust dem in schreckhafter Bestürzung Zurückfahrenden mitten ins Gesicht. Dann schrie er über die Schulter, zu den übrigen Geschworenen zurückgewendet: „Das ist der Lump, der mich von meinem sterbenden Weibe fernhält — der bestochene Schuft!" Er schluchzte laut auf. „Du Hund," gellte er, „hast du kein Herz, he? Habe ich dir nicht meinen Kummer geoffenbart und du — gerade du —" Die Stimme versagte ihm, mit geballten Fäusten warf er sich auf den eines solchen Angriffs nicht Gewärtigen.

Es widerstrebte Harry, die Hand gegen den unglücklichen Mann zu erheben. Doch dazu kam es gar

nicht, denn bereits war Cregan von einer Anzahl kräftiger Fäuste zurückgedrängt worden, und statt seiner pflanzte sich nun der Obmann vor dem jetzt allseitig Umringten auf. Doch auch er wurde wiederum so heftig zurückgeschoben, daß er zur Seite taumelte und schier das Gleichgewicht verlor, und nun war es Wallace, der mit wutfunkelnden Blicken und einem verzerrten Hohnlachen um die verkniffenen Lippen Harry gegenüberstand.

„Schau, schau, Mister Prendergast,“ schrillte er mit trompetengleicher Stimme, „da haben wir's wieder einmal, daß stille Wasser am tiefsten sind! Sie also sind's, der die Jury seit langen Stunden aufhält, einen verzweifelten Mann nicht zu seinem sterbenden Weibe gehen läßt!“

Wohin Harry auch schauen mochte, überall blickte er in haßerfüllte Mienen und drohend auf ihn gerichtete Augen. Ein anderer Geschworener hatte Cregan den Stimmzettel aus der Hand gewunden und ihn dem Obmann eingehändigt, der sich nun neben Wallace aufpflanzte und diesen zu verdrängen suchte.

„Haben Sie das geschrieben — ja? Mit einem gewöhnlichen Bleistift — ja?“ kreischte er. „Nun, so lassen Sie sich's gesagt sein, daß Sie entlarvt sind! Neun Geschworene haben sich auf Verabredung der Abstimmung enthalten — sehen Sie? Der Geschworene Shifters hat sein ‚Ja‘ mit einem Rotstift geschrieben, und Mister Dunkirk bekam einen Blaustift in die Hand — und damit schrieb er gleichfalls ‚ja‘ — verstanden?“

Harry wollte einen Schritt zurücktreten, doch er stand bereits mit dem Rücken gegen die eine Seitenwand des Zimmers gelehnt, und gleich einer hungrigen Meute umringten ihn die Geschworenen.

Wieder drängte Wallace den Obmann zur Seite.

„Keine langen Auseinandersetzungen!“ schrie er. „Mit einem solchen Burschen spricht man verständlich! Hoho, Sie — Lump, wieviel haben Sie sich denn von dem Windbeutel draußen oder seinem Anwalt versprechen lassen? Denken Sie, ich hätte es nicht gesehen, wie Ihnen das Frauenzimmer im Zeugenraum immer zublinkte und verstohlen die Hände hob? Das war wohl verabredet — eh? Die Miete sollte wohl um jeden Preis verdient werden — was? Aber wir wollen Ihnen schon helfen! Augenblicklich schreiben Sie ein anderes Votum, damit wir ein einstimmiges Verdikt herausbringen — augenblicklich, sage ich, oder wir prügeln Ihnen Pflichtgefühl in den Körper, Sie Schuft!“

„Schuft! Lump!“ schrie es von allen Seiten, Stimmgelärm, betäubend und ohrenzerreißend, machte das Verstehen irgend einer Äußerung völlig unmöglich.

Fünf, sechs Männer warfen sich gleichzeitig auf Harry, ohne daß er sich dagegen zu wehren vermocht hätte. Man faßte ihn beim Kragen und vorn beim Rocke, zerrte und schüttelte ihn, nicht anders, als ob die Wutberauschten ihn lebendig in Stücke zu reißen gedachten. „Schreiben! Er soll schreiben!“ heulte es von Lippe zu Lippe. „Schreiben! Schreiben!“

Man schlug auf den Unglücklichen ein, sobald er den Mund öffnen wollte. Schon lief ihm das Blut von der Stirn, seine Kleidung hing ihm in Fetzen vom Leibe. Heulend und kreischend zerrten ihn die rasend Gewordenen zum Tische. „Schreiben! Schreiben!“ brüllte man ihm in die Ohren.

Vor dem Tische brach Harry unter der Wucht eines heimtückischen Hiebes auf seinen Hinterkopf in die Knie nieder. Sein Blick war verglast, seine Züge verschwollen, ein ungeheures Entsetzen sprach aus seinen Zügen. Was sich in diesen wenigen Minuten zu-

getragen, das hatte sich so plötzlich und ungeheuerlich ereignet, daß er noch immer nicht recht begriff, wie die Rasenden hinter sein Geheimnis gekommen sein konnten und was sie nun von ihm verlangten.

Einige der Männer, unter ihnen Dunkirk und Cregan, hatten Besonnenheit und Barmherzigkeit genug, um sich zwischen den Hartbedrängten und seine Angreifer zu drängen und diese mit Faustschlägen zurückzutreiben.

„Seid ihr Männer oder Bestien?“ rief Dunkirk zürnend. Er hatte einen Schemel bei den Füßen gepackt und schwang ihn nun drohend über seinem Kopfe. „Der erste, der sich an dem Manne nochmals vergreift, kriegt den Schemel an den Schädel!“

Flehend hob Cregan die Hände gegen die Wütenden auf. „Tut ihm nichts zuleide, laßt ihn doch schreiben!“

„Schreiben! Schreiben!“ kreischten die Männer wieder. „Willst du schreiben, Lump?“

Unter dem Schutze der beiden vor ihm stehenden Männer hatte Harry sich wieder aufrichten können, nun stand er schweratmend, blutend, übel zugerichtet, keines Wortes fähig, aber in den fanatisch blickenden Augen einen Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit. Furchtlos starrte er auf seine Peiniger, er hatte gleichfalls einen Schemel zu packen bekommen und schwang ihn nun in der Rechten.

„Nein, ich stimme nicht anders, denn ich weiß es, daß der Angeklagte unschuldig ist!“ rief er mit einer Stimme, der er vergeblich Festigkeit zu verleihen trachtete. „Feiglinge, ist das eine Art, zu acht und zehnt über einen einzigen herzufallen? Aber schlagt mich tot, wenn ihr wollt, doch ich stimme nicht anders! Und wenn tausendmal abgestimmt wird, ich stimme nicht anders! Noch mit meinem letzten Atemzuge spreche ich den Angeklagten frei!“

Erneutes Wutgebrüll verschlang seine Worte. „Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot!“ brüllte es wild durcheinander.

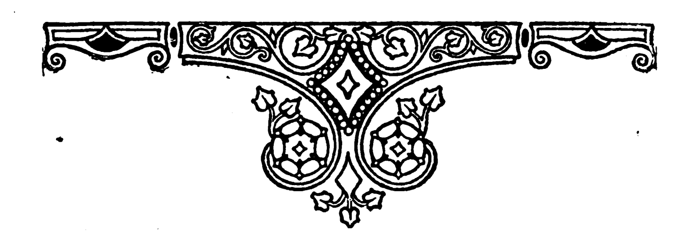
Umsonst suchte Dunkirk den Rückzug Harrys zu decken, der instinktiv auf die Ausgangstür zu schwankte. Auf halbem Wege erreichten sie ihn wieder, bekamen ihn zu packen und rissen ihn in die Knie nieder.

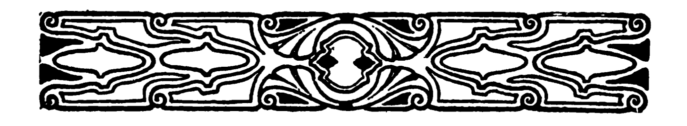
Noch einmal raffte sich Harry auf. Nun rann das Blut in dickem Strome über sein zerschundenes Gesicht, wie geblendet wankte er rückwärts der Tür zu, während immer dichter die Hiebe der rasend Gewordenen auf ihn niedersausten.

Schon hatten sie ihn, dicht bei der Tür, wieder zu fassen bekommen, Püffe, Hiebe und Stöße regnete es förmlich, und aus dem wilden Stimmengewirr konnte kein Mensch mehr klug werden.

Da wurde die Tür plötzlich rasch von außen geöffnet, und als erster, gefolgt von der Meute seiner Peiniger, taumelte Harry rückwärts in den Saal und brach kraftlos vor dem Richtertische zusammen.

(Fortsetzung folgt.)





Der Hundertlireschein.

Erzählung von Fr. O. Kühne.

Mit Bildern
von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

An der Frühstückstafel des Hotels International in Monte Carlo saß zwei den Abend zuvor zugereisten Deutschen ein junges italienisches Ehepaar schräg gegenüber, das ihre Aufmerksamkeit erregte, die junge Frau durch ihre eigenartige Schönheit, den melodischen Klang ihrer Stimme und ihre heitere, ja ausgelassene Laune, der Mann durch seine auffällige Nervosität, die so weit ging, daß er ohne Unterlaß auf seinem Stuhle hin und her rutschte, fortwährend mit den Fingern auf dem Tische trommelte und schließlich nacheinander zwei Löffelchen so lange bog, bis sie zerknickten.

Das Paar brach endlich auf, und der eine Deutsche gab einem Gedanken Ausdruck, dem er besonders nachgehangen hatte. „Fritz, wir haben auf unserer Reise durch Italien schon oft Gelegenheit gehabt, italienische Schönheiten zu bewundern, die Dame da drüben überstrahlte sie aber alle."

Fritz v. Messow, der schon mehr als eine Reise ins Land der Zitronen unternommen hatte, auch mit dem Leben und Treiben in Monte Carlo wohlvertraut war, antwortete: „Ganz deiner Meinung, Ede. Auch bei meinen früheren Reisen ist mir kaum je eine begegnet, die sich ihr an die Seite stellen ließe. Der Mann da-

gegen gefiel mir nicht. Seine Nervosität war im höchsten Grade unangenehm."

„Dazu das unstete Flackern in seinen Augen. Ich konnte mich nicht des Eindrucks erwehren, daß er irgend etwas auf dem Gewissen habe."

„Er wird im Kasino stark verloren haben. Wahrscheinlich sind sie Hochzeitsreisende. Er hat vielleicht ihre ganze Mitgift verspielt und sieht sich nun vom Elend angegrinst oder trägt sich mit Selbstmordgedanken. Daß eine mit Pauken und Trompeten angetretene Hochzeitsreise hier ein solches Ende nimmt, ist durchaus nichts Seltenes."

Der Kellner räumte drüben ab. „Wohnen die Herrschaften, die dort saßen, schon länger hier?" erkundigte sich Eduard v. Helmhof bei ihm.

„Erst gestern abend eingetroffen, mein Herr. Von Genua. Wünschen der Herr das Fremdenbuch einzusehen?"

„Ich danke."

Die beiden Freunde erhoben sich ebenfalls von der Frühstückstafel und begaben sich ins Freie.

„Wenn das Paar diese Nacht erst angelangt ist, kann der Herr Gemahl folglich sein Geld oder, wie du vermutetest, ihre Mitgift noch nicht verspielt haben. Seine Unruhe muß also eine andere Ursache haben."

„Nun dann wahrscheinlich die," entgegnete Fritz v. Messow gelassen, „daß ihm sein Geld in der Tasche brennt, und er die Zeit nicht erwarten kann, es am Roulettetisch möglichst bald in umfassender Weise loszuwerden. Es gibt solche Naturen, Ede. Monte Carlo zieht sie an wie das Licht die Motten. Einmal hier, sind sie verloren. — Doch machen wir einen Punkt und reden wir von etwas anderem. Zum Beispiel:

wohin wollen wir uns wenden? Ich schlage Kap Martin vor."

„Einverstanden."

Nach einer kleinen Wanderung gelangten die beiden Freunde an eine jäh ins Meer abfallende Stelle der Küste. Helmhof blieb stehen, beschattete die Augen mit der Hand und kleidete sein Entzücken über den herrlichen Rundblick in Worte.

„Jawohl," bekräftigte sein Begleiter, „ein wunderbares Panorama, das man von hier aus genießt. Nur sollte dieser schöne Fleck Erde nicht so oft entweiht werden."

„Entweiht? Wie meinst du das?"

„Diese steil ins Meer abfallende Felswand wetteifert stark mit den verschwiegenen Laubengängen hinter dem Kasino."

„Wetteifert?"

„Beide sind berüchtigte Selbstmörderorte. Auf den Bänken in den Laubengängen hinter dem Kasino jagt sich der einzeln reisende ruinierte Spieler eine Revolverkugel in den Kopf oder ins Herz, hier pflegen Paare, die dem Moloch Spielbank all ihr Gut und Glück in den Rachen geworfen haben, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Wie schon angedeutet, ist es nichts Seltenes, daß Hochzeitsreisende oder auch schon länger verheiratete Eheleute, die sich auf einer Vergnügungsreise befinden, von dem Zauber des Spiels im Kasino derart gefangen genommen werden, daß sie nicht eher mit Spielen aufhören, als bis sie mit ihrem Reisegeld, dem Erlöse aus ihren Wertsachen oder ihnen sonstwie erreichbarem Gelde vollständig fertig sind und außerdem bis zur äußersten Grenze Schulden im Hotel und wo man ihnen sonst auf ihr ehrliches Gesicht, ihren Namen oder ihre Stellung hin borgte, gemacht haben. Von Scham

und Reue übermannt oder von der hellen Verzweiflung getrieben, endet man dann hier durch einen Sprung ins Meer hinab. Alle Nationen sind dabei vertreten. Erst neulich las ich in einer italienischen Zeitung, worauf ich dich aufmerksam zu machen vergessen hatte, daß man ein junges schwedisches Paar, das sich beim Spiel im Kasino zugrunde gerichtet, mit einem Strick fest verbunden tot bei Kap Martin aus dem Meere gefischt habe, an derselben Stelle, wo einen Monat zuvor die Leichen eines Hochzeitspaares aus Wien und ein Vierteljahr zuvor die eines jungen belgischen Ehepaares im Wasser treibend aufgefunden worden seien."

Die beiden Freunde gingen weiter. Die links am Wege stehenden Gebüsche und Bäume blühten in grellbunten Farben und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Leise rauschte in der Tiefe zur Rechten das blaue Meer.

Plötzlich legte Helmhof dem Freunde die Hand auf die Schulter und flüsterte: „Fritz, sieh dort links voraus nach der Bank vor dem rotblühenden Gebüsch. Ist das nicht das Paar aus unserem Hotel?"

„In der Tat! — Was macht er denn eigentlich? Er hat sich tief vornübergebeugt. — Aha, er zählt Geld aus der einen Hand in die andere."*)

„Da stimmt irgend etwas nicht, Fritz!"

„Wie ein Marmorbild sitzt sie neben ihm! Wo ist ihre Munterkeit hin?"

Der Italiener bemerkte die Herankommenden und fühlte sich offenbar dadurch, daß er von ihnen, die mit ihm im gleichen Hotel wohnten, beim Kassensturz überrascht worden war, geniert. Jedenfalls steckte er hastig sein Geld, wie er es in den Händen hatte, in die Hosentaschen, erhob sich und reichte seiner Frau den Arm.

*) Siehe das Titelbild.

Da das Paar die Richtung nach der Stadt einschlug, mußte es den beiden Deutschen entgegengehen. Sich zu begrüßen hielt man beiderseits nicht für erforderlich, da man sich an der Frühstückstafel seine Namen nicht genannt hatte. Scheinbar ohne sich zu beachten, ging man also aneinander vorüber. Aber die zwei Freunde verfehlten hierbei doch nicht, die Dame mit verstohlenen Blicken zu streifen.

Nach wenigen Schritten blieben sie stehen und sahen sich an.

„Mit einem Marmorbilde verglichst du sie soeben, Fritz," machte Helmhof seinem Herzen Luft. „Ich dagegen meine, wie eine Leiche wandelte sie vorbei. Was muß nur in der kleinen Stunde seit der Frühstückstafel zwischen ihnen vorgefallen sein?"

„Die Beschäftigung, bei der wir den Herrn Gemahl zu beobachten soeben Gelegenheit hatten, erteilt meiner Ansicht nach den richtigen Fingerzeig. Es handelt sich ums leidige Geld."

„Aber die Herrschaften sind doch gestern abend erst angelangt, können also noch gar nichts verspielt haben!"

Als Antwort beschränkte sich Messow darauf, mit den Achseln zu zucken. Da sich der Freund halb umwandte, tat er desgleichen, und man blickte dem Paare nach, solange dies möglich war.

Dann schlug Helmhof vor, sich ein wenig auf der von dem Paare verlassenen Bank auszuruhen.

„Hallo! Was hat man hier verloren?" rief er plötzlich aus und bückte sich nach einem dicht bei der Bank am Boden liegenden Papier, das sich bei näherer Besichtigung als ein zusammengefalteter neuer Hundertlireschein entpuppte. Zweifellos war er dem Italiener, den man soeben beim Zählen seines Geldes gestört, bei dem hastigen Einstecken desselben entfallen.

„Die Herrschaften sind wohl schon ein tüchtiges Stück voraus," meinte Fritz v. Messow. „Wenn wir sie einholen wollen, werden wir scharf ausschreiten müssen."



„Einem Wettrennen bin ich augenblicklich ganz und gar abgeneigt. Ich meine, heute nachmittag beim Diner wird die Aushändigung unseres Fundes auch noch zeitig genug erfolgen."

Fritz drohte dem Freunde mit dem Finger. „Natürlich hast du im Sinne, bei dieser Gelegenheit mit der schönen Frau eine kleine Unterhaltung anzuknüpfen!"

„Stimmt."

„Also meinetwegen."

Man nahm auf der Bank Platz.

Ede hüstelte. „Eigentlich möchte ich den Schein behalten, Fritz."

„Bist du verrückt?"

„Jetzt denkt der Mensch gar, ich will mich einer Fundunterschlagung schuldig machen. Höre, mein verehrter Spießgeselle, das ist —"

„Aber du sagtest doch, daß du den Schein behalten willst!"

„Allerdings. An seiner Stelle will ich aber einen anderen Hundertlireschein abliefern."

„Wozu?"

„Hast du daran etwas auszusetzen?"

„Hundert Lire sind hundert Lire."

„Ich werde also den Schein mit einem anderen vertauschen."

„Aber was bezweckst du denn nur damit?"

„Gefundenes Geld bringt Glück. Das möchte ich mit dem gefundenen Scheine einmal versuchen."

Messow wurde sehr ernst. „Es heißt, die Spielteufel schwirrten zu Tausenden in der Luft Monte Carlos herum, bereit, sich auf jeden Neuankömmling zu stürzen. Du scheinst mir von einem solchen gepackt worden zu sein. Ich aber bestehe jedenfalls auf dem, was du mir in die Hand versprachst, ehe ich mich zu unserem Abstecher nach hier bestimmen ließ: wenn du am Roulettetisch stehst und ich verlange, daß du aufhörst, darfst du keinen Heller mehr wagen!"

„Was ich versprochen habe, das halte ich."

„Also!"

Sie erhoben sich und gingen nach der Stadt zurück. Dort bogen sie nach dem Hafen ab. Das blaue Meer, über das eine leichte Brise strich, lockte. Sie mieteten ein Segelboot und unternahmen eine längere Fahrt. Zum Diner war man aber pünktlich wieder im Hotel.

Ede hielt einen neuen Hundertlireschein, den er klein zusammengefaltet hatte wie den gefundenen, in Bereitschaft. Allein er kam nicht dazu, ihn den italienischen Herrschaften zu übergeben. Denn diese ließen sich an der Tafel nicht blicken. Auf Befragen teilte der Kellner mit, daß sie zwar noch nicht abgereist seien, sich aber wahrscheinlich auf einem kleinen Ausfluge befänden.

„Wir wollen versuchen, sie um fünf Uhr im Kasino zu treffen," meinte Messow.

— — — — — — — — — — — — —

Der Italiener hatte ins Fremdenbuch eingetragen: Rechtsanwalt Ludovico Pighetti und Frau aus Genua. Der Eintrag stimmte auch, was von vielen anderen Einträgen in die Fremdenbücher, zumal in die Monte Carlos, nicht behauptet werden kann.

Mit seiner schönen jungen Frau war der Rechtsanwalt seit anderthalb Jahren verheiratet. Ihre Ehe hatte sich während des ganzen ersten Jahres recht glücklich gestaltet. In heiterer Laune und voller Harmonie hatte man dahingelebt. Dann aber war ein rascher Wechsel eingetreten. Der Mann verlernte das Lachen, wurde übellaunig, in steigendem Maße nervös und gab auf alle liebevollen Erkundigungen seiner Gattin die ständige Auskunft, daß er beruflich außerordentlich stark in Anspruch genommen sei. Sie machte sich über sein verändertes Wesen heimlich Sorge. Dabei ahnte sie nicht einmal den wirklichen Sachverhalt. Seine Praxis

ließ sich ja nicht ungünstig an, von einer Überarbeitung zu reden lag aber für ihn durchaus keine Veranlassung vor. Die Ursache seiner Veränderung war eine ganz andere. Ein alter Gönner von ihm, der ihm fünfundzwanzigtausend Lire zur Einrichtung seiner Praxis vorgestreckt hatte, war unvermutet schnell verstorben, und die Erben forderten nun die Summe zurück. Damit noch nicht genug, geriet bald darauf ein Verwandter von seiner Seite, für den er hilfsbereit eine Bürgschaft eingegangen war, in Konkurs, und er mußte nun für den gutgesagten Betrag von zehntausend Lire aufkommen. Alles in allem vermochte er einige tausend Lire zu beschaffen, die er zu gleichen Teilen abbezahlte, die Hauptsumme aufzubringen war ihm dagegen trotz aller Bemühungen nicht möglich. In drei und fünf Tagen liefen die letzten Zahlungstermine, die man ihm zur Reglung seiner Verbindlichkeiten gesetzt, ab, und er sah seinen Untergang vor Augen. Wie so viele in ähnlicher Lage verlor er den Kopf. So nur war sein Entschluß zu verstehen, mit einigen hundert Lire in der Tasche nach dem nahen Monte Carlo zu reisen und dort entweder die Summen, die er unumgänglich brauchte, zu gewinnen — oder nie zurückzukehren. Seiner Frau gegenüber sprach er von einer kleinen Erholungsreise, die man sich gönnen wolle. Sie war über den Plan entzückt, fand im Handumdrehen ihre frühere heitere, ja ausgelassene Laune wieder und hoffte ihn auf der Reise damit anzustecken, so daß auch er wieder der frühere würde. Erst auf der Bank an der Steilküste von Monte Carlo machte er sie mit seiner verzweifelten Lage bekannt. Sie war zunächst wie versteinert. Aber schnell erklärte sie dann, daß sie bereit sei, mit ihm zu sterben, wenn die letzte Hoffnung, das Gewinnen der benötigten Summe im Kasino, fehl-

schlüge. Er begann seine Barschaft zu zählen. Sie aber zog ihr zierliches Geldtäschchen hervor und entnahm ihm einen klein zusammengefalteten neuen Hundertlireschein, der eine Ersparnis noch von ihrer Mädchenzeit her war und den sie immer wie einen Augapfel gehütet. Sie gab ihren Schatz ihrem Manne.

Als Helmhof und Messow sich näherten, und er sein Geld, wie er es in den Händen hielt, hastig in beide Hosentaschen steckte, entfiel ihm der klein zusammengefaltete Schein.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend verfügten sich die beiden Deutschen ins Kasino. Hunderte promenierten in den Sälen auf und ab. Jeder Spieltisch war von einer drei- bis vierfachen Menschenmauer umgeben. In den Erfrischungsräumen herrschte ein großer Andrang. Unter diesen vielen Anwesenden das italienische Paar herauszufinden war schier unmöglich. Das sahen die beiden Freunde bald ein, ließen das Herumsuchen nach ihnen sein und nahmen auf einem Diwan in der Nähe des Ausgangs Platz.

Lange litt es aber Helmhof hier nicht.

„Ich werde jetzt das Glück mit dem gefundenen Hundertlireschein am nächsten Roulettetisch herausfordern, Fritz," meinte er und erhob sich.

„Und ich werde hier auf dich warten."

Gelassen verschränkte Messow die Arme, lehnte sich zurück und unterhielt sich damit, die Mienen der Kommenden und Gehenden einer Betrachtung zu unterwerfen. Das war nicht langweilig. Mit Augen, in denen die Hoffnung leuchtete, die Leidenschaft flackerte oder die Gier brannte, eilten die eleganten Damen und Herren herein, und so viele schlichen, stürzten oder

taumelten wieder hinaus mit wehmütigem, verstörtem oder starrem Blick.

Nur bei der Minderheit konnte man kühlen Gleichmut beobachten, Beherrschung oder auch Freude. Aber gewöhnlich eine solche, die abstieß, weil sich gut erkennen ließ, daß es sich um keine reine Freude handelte, sondern um eine Freude über befriedigte Habsucht und Gewinngier.

Eine halbe Stunde mochte Messow dagesessen haben, als er scharf aufblickte. Er hatte Herrn Ludovico Pighetti erspäht. Der Italiener wankte von den Spielsälen her und ging in einen in der Nähe des Ausgangs befindlichen Erfrischungsraum.

Messow erhob sich. „Nun, vielleicht bringt ihm sein verlorener Hunderter Glück," murmelte er und wendete sich nach dem Roulettetisch, an den sein Freund sich begeben hatte. Beim Näherkommen bemerkte er, wie man sich dort in heller Aufregung befand.

Die Kugel hatte achtmal hintereinander für Schwarz entschieden. Würde die Serie weiterlaufen? Würde sie abbrechen? Sollte man also nochmals auf Schwarz setzen? Oder jetzt lieber Rot wagen? Die Hände der den Tisch umlagernden Herren und Damen zitterten vor Aufregung, ihre Gesichter glühten wie im Fieber oder waren kreidebleich, hastige Worte flogen hin und her. Immer neue Goldrollen, ganze Bündel Banknoten wurden auf den Tisch geworfen und hauptsächlich auf Schwarz verteilt.

„Faites vos jeux! . . . Vos jeux sont faits?" leierte der Croupier seine Aufforderungen herunter.

Messow sah, wie sich sein Freund weit über den Spieltisch beugte. Er ahnte nichts Gutes. Die lauten Proteste nicht achtend, zwängte er seine imponierende Gestalt rücksichtslos durch und rüttelte Helmhof an der Schulter.

Der wandte den Kopf. In seinen Mienen wühlte die Leidenschaft. „Laß mich!“ fuhr er den Freund barsch an.

„Hallo, mein Lieber, so haben wir nicht gewettet! Ich verlange, daß du jetzt keinen Franken weiter wagst!“



„Den einen Satz noch, Fritz! Die Serie ist unübertrefflich. Achtmal hintereinander ist die Kugel auf Schwarz gerollt.“

„Hör auf, verlange ich!“

„Den Satz lasse ich nicht aus.“

„Willst du dein Wort brechen?“

Rot vor Zorn erhob sich Helmhof. Zum letzten

Male leierte der Croupier seine Aufforderungen herunter.

Messow fragte den Freund schnell: „Was hast du gesetzt?“

„Das hier.“

Flugs raffte Fritz einen kleinen Berg Gold und eine Menge Scheine mit dem Ellbogen und der gekrümmten Hand von den schwarzen Feldern, auf denen es verteilt war, hinweg auf das neutrale grüne Tuch des Tisches. Es war die höchste Zeit gewesen. Denn eine Sekunde später leierte die etwas erhobene Stimme des Croupiers: „Rien ne va plus!“

Die weiße Elfenbeinkugel sauste aus dem Zylinder, sprang und hüpfte über die schwarzen und roten Felder dahin und blieb endlich auf einem roten liegen.

Enttäuschungsrufe und verhaltene Schreie wurden ringsum laut. Eine nachhaltige Bewegung entstand.

Messow half seinem Freund, das Geld in den Taschen unterzubringen. „Siehst du, Ede, wie gut es war, daß ich eingriff! Jetzt wäre der ganze Mammon in den unersättlichen Rachen der Bank gewandert. — So, nun folge mir nach dem Erfrischungsraume. Ich habe nämlich unseren Italiener dort gesehen.“

Als sich die beiden Deutschen dem Raume näherten, konnten sie gerade noch bemerken, wie der Italiener und seine junge Frau durch den Ausgang ins Freie hasteten. Sie liefen ihnen nach, mußten aber ihre Schritte immer mehr beschleunigen, da die, die man einzuholen trachtete, in eine geradezu fluchtartige Gangart verfielen.

„Sie werden ins Hotel wollen. Werde mich da bei ihnen melden lassen,“ meinte Helmhof. „Geben wir das Rennen auf. Sie einfach hier auf der Straße zu stellen, gefällt mir so wie so nicht.“

Messow, der über eine gute Ortskenntnis verfügte, erwiderte: „Ist das vielleicht der Weg zum Hotel? Ich dächte nicht! Der führt nach einem anderen Ort!“

„Wohin?“

„Das wirst du bald merken. Einholen wollen wir die Herrschaften nicht. Aus den Augen verlieren wollen wir sie aber auch nicht. Immer gleichmäßigen Abstand gehalten!“

Nach einer Weile verlangsamte sich die Gangart der Verfolgten etwas, und Messow fragte: „Wieviel hast du denn eigentlich eingesackt? Muß ein nettes Sümmlein sein!“

„Ist schnell zu berechnen, Fritz. Ich wagte den gefundenen Hunderter, als die Serie von achtmal Schwarz begann. Jedesmal ließ ich den Gewinn stehen. Der erste Satz erbrachte also zweihundert Lire, der zweite vierhundert, der dritte achthundert, der vierte sechzehnhundert, der fünfte dreitausendzweihundert, der sechste sechstausendvierhundert, der siebente zwölftausendachthundert und der achte endlich fünfundzwanzigtausendsechshundert Lire. Die muß ich in den Taschen haben. Der Glaube, daß gefundenes Geld Glück bringt, hat sich also wieder einmal glänzend bewahrheitet.“

„Jawohl, insofern nämlich, als daß, wenn ich auch nur eine Sekunde später am Tische erschienen wäre, du jetzt nichts — verstehst du, rein gar nichts in der Tasche hättest. Sogar der gefundene Hunderter wäre flöten gegangen! Wie du da von einer glänzenden Bewahrheitung jenes Aberglaubens fabeln kannst, verstehe ich nicht.“

Helmhof nickte. „Die Atmosphäre in den Spielsälen hatte meine Sinne wie umnebelt. In der reinen Nachtluft hier draußen lernt man erst wieder klar

denken. — Du hast recht, Fritz. Vollständig! Da du aber recht hast, gehört die gewonnene Summe eigentlich nicht mir, sondern dir. Wehre nicht ab, so ist's. Ich schlage vor, wir teilen sie."

„Ich dächte, wir brauchten das Geld beide nicht. Doch einen Korb erteile ich dir nicht."

Helmhof blieb plötzlich stehen. „Wohin rennen nur unsere Italiener da vorn? Geht's hier nicht nach Kap Martin, Fritz?"

„Ganz richtig."

„Sie werden doch nicht etwa —"

„Direkt ins Meer rennen — meinst du? Sicher haben sie das vor! So etwas ahnte mir schon, als sie aus dem Kasino kamen. Der Mann hat offenbar das letzte Goldstück in der Bank gelassen, und nun laufen die Verzweifelten, genau so wie Hunderte vor ihnen, geradeswegs dem Tod in die Arme."

„Wir müssen sie einholen, Fritz!"

„Deshalb laufen wir doch hinter ihnen her! Also vorwärts, Ede!"

— — — — — — — — — — — — —

Pighetti blieb stehen. Er umarmte sein Weib, hob es auf und wankte mit ihr dem Abgrunde zu.

Da bewog ihn ein lauter Anruf stehen zu bleiben.

„Halt!" ertönte es wiederholt hinter ihm.

Der Italiener ließ seine Last zu Boden gleiten. Seine Augen funkelten. „Was wollen Sie von mir?" rang es sich aus seiner Brust. „Entfernen Sie sich!"

„Wir werden bleiben," gab Messow ruhig, aber fest zur Antwort. „Und einige Fragen müssen Sie uns auch gestatten. Zunächst die: Haben Sie Verluste im Kasino erlitten?"

„Es war nicht viel," erklang es gepreßt.

„Und dennoch in den Tod! In einen solchen Tod!"

„Das Kasino war meine letzte Hoffnung.“

„Soll ich das so verstehen, daß Sie in der Absicht herreisten, mit einer kleinen Summe eine große zu gewinnen?“

„Jawohl, eine große Summe — fünfundzwanzig-



tausend Lire, die ich in einigen Tagen haben muß. Meine Existenz ist vernichtet. Hätten Sie uns doch nicht gehindert!“

Die junge Frau hatte zitternd an der Schulter ihres Mannes gelehnt. Bei seinen letzten Worten schluchzte sie auf und warf sich an seine Brust. „Ludovico!“ stöhnte sie leise.

Helmhof, der sich im Rücken des Paares befand, hatte dem Freunde schon wiederholt Zeichen gegeben, indem er an seine Taschen klopfte.

Fritz hatte längst verstanden und fuhr fort: „Nun zur zweiten Frage: Haben Sie heute vormittag bei jener Bank dort etwas verloren?"

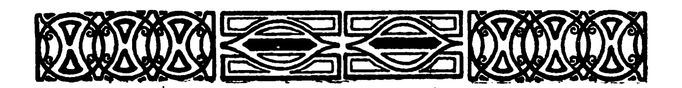
„In der Tat — einen Hundertlireschein habe ich vermißt. Er war ganz klein zusammengefaltet. Ich merkte den Verlust erst, als ich am Spieltische stand."

„Meinen schönen neuen Hundertlireschein, den ich so lange in meinem Geldtäschchen bewahrte, hattest du verloren, Ludovico?" rief die junge Frau aus.

„Der Schein ist wiedergefunden worden, gnädige Frau," wendete sich Messow zu ihr. „Mein Freund dort ist der Finder. — Leider," fügte er scherzend hinzu, „hat er sich eigentlich nicht als ehrlicher Finder bewährt. Denn er forderte mit seinem Funde am Roulettetisch das Glück heraus, und nach acht Sätzen wurden aus dem Hunderter fünfundzwanzigtausendsechshundert Lire. Dieses Geld ist, wie Sie werden zugeben müssen, nicht sein Geld, sondern das Ihre. Setzen wir uns dort auf jene glückliche Unglücksbank, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen!"

Die junge Frau stieß einen lauten Schrei aus und schlang ihre Arme fester um den Nacken ihres erschütterten Gatten.

Tief unten an der Steilküste grollte das Meer. Waren ihm doch zwei Opfer entrissen worden.



Thot Kathin.

Ein Nationalfest in Siam. Von M. S. C. Lenz.

Mit 15 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In Siam, dem wundersamen Lande des weißen Elefanten, hat kürzlich ein Thronwechsel stattgefunden. König Chulalongkorn ist gestorben, und sein Sohn Maha Wajirawudh ist ihm gefolgt. Es steht zu erwarten, daß er die Regierung ganz in dem fortschrittlichen, aufgeklärten Geiste seines Vaters weiterführen wird.

So leicht Siam, dieses orientalische Märchenland, von Singapore aus zu erreichen ist, denn die Dampfer des Norddeutschen Lloyd vermitteln regelmäßig den Verkehr zwischen Bangkok und Singapore, so selten scheint der den fernen Osten Bereisende die Gelegenheit zu kennen, dieses exotische Paradies, das mit keinem anderen Lande der Welt verglichen werden kann, aufzusuchen. Und doch würde diese Reise für jeden Globetrotter tausendfach sich verlohnen, denn nie im Leben wird er die eigenartigen Eindrücke vergessen, die hier ihn erwarten. —

Wir schiffen uns auf der „Dehli", von deren hohem Mast die Lloydflagge stolz im Winde flattert, ein.

Nach etwa dreitägiger, herrlicher Fahrt durch den Golf von Siam nahen wir uns dem Ziele.

Inmitten der goldgleißenden Fluten des Menamstromes liegt nahe seiner Mündung, auf einem kleinen, von lieblichem Zauberlicht umflossenen Eiland, der Tempel Phrachadee Paknam.

Bald ragen in der Ferne die vergoldeten Türme und Kuppeln der Pagoden und Tempel der Hauptstadt Bangkok im Purpurglanz der untergehenden Tropensonne empor.

Vom Gestade grüßen farbenglühende Gefilde und uralte Palmenhaine, in denen geheimnisvoll der Geist des großen Buddhas webt.

Es ist eine entzückende Fahrt. Langsam gleiten wir den breiten, majestätischen Strom hinan, vorbei an schwerfälligen chinesischen Dschunken und schlank gebauten siamesischen Hausbooten, an kleinen, zierlichen Fischernachen und an grotesken schwimmenden Häusern, von denen eigenartig faszinierende Musikklänge zu uns herübertönen.

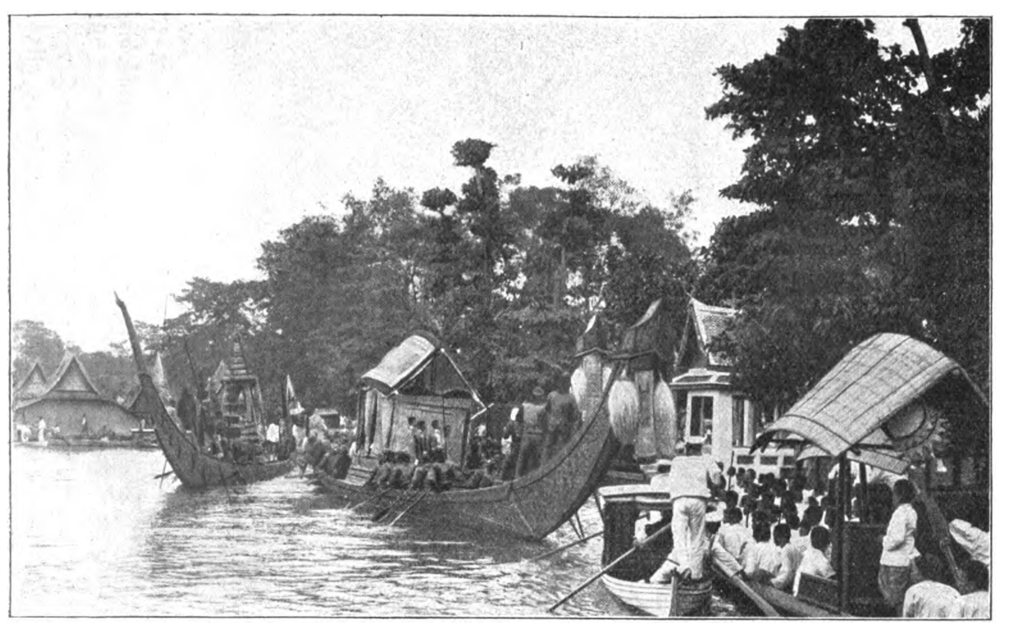
Und dann liegt sie vor uns — Bangkok, die Märchenstadt.

Ein gütiges Geschick hat uns gerade am Vorabend eines großen Festes in das Land des weißen Elefanten geführt. Nach althergebrachter Sitte findet nämlich alljährlich auf den Wasserfluten des Menams eine pompöse Prozession statt. Der König macht mit seinem ganzen Hofstaat eine Wallfahrt nach dem Tempel Phrachadee Paknam und bringt seine fürstlichen Opfergaben, bestehend aus unzähligen gelben Priestergewändern, dar.

In frühester Morgenstunde schon fuhren wir also hinab nach Paknam, um die eigenartige Wallfahrt zu sehen.

Lieblich wie eine Vision aus Tausendundeiner Nacht liegt der wunderbare Tempel da, von der Glut der aufgehenden Tropensonne in ein farbenglühendes Feuermeer getaucht, das zauberschön sich in den grüngoldenen Wogen des Menams widerspiegelt.

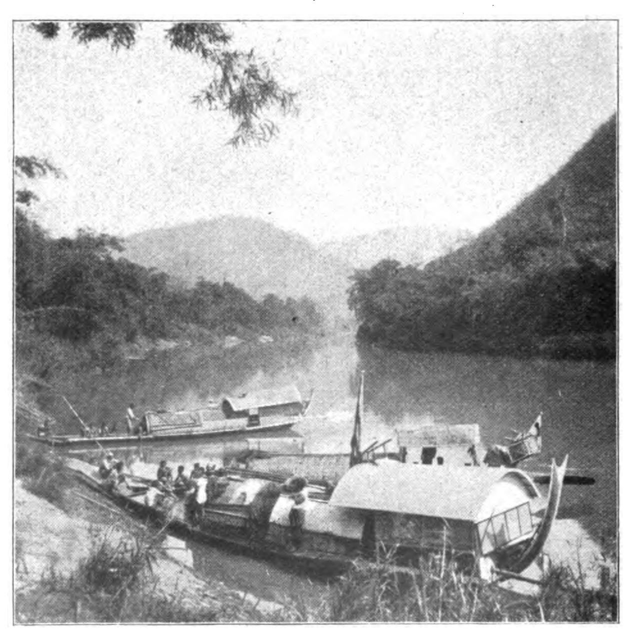
In den Kronen der Palmen flüstert leise der Morgen-



Barken auf dem Menam.

wind und umfächelt uns geheimnisvoll. Darüber brütet die ewige Glut, berauschender, sonnengolddurchflimmerter Tropenduft.

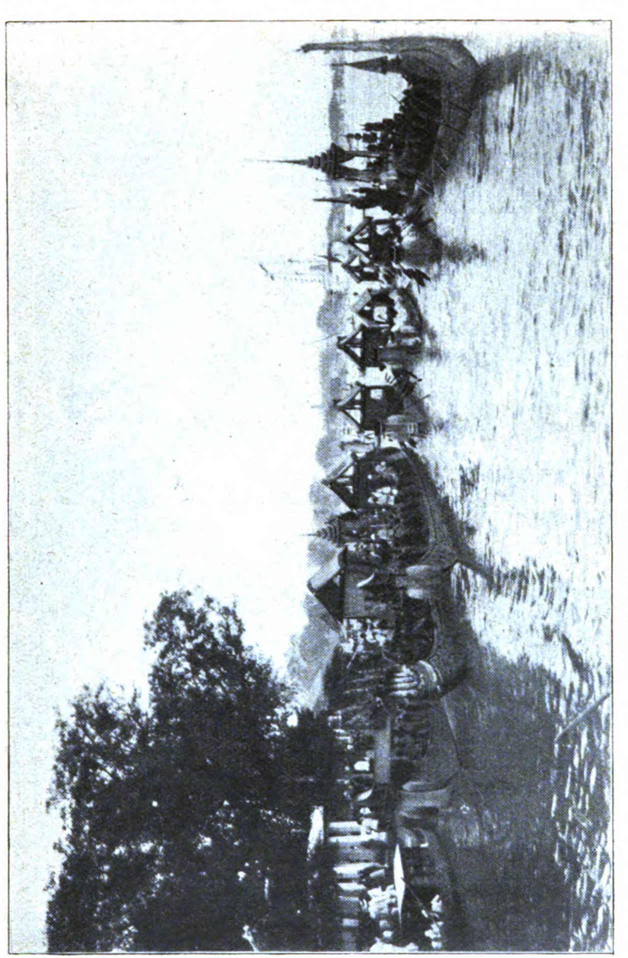
Aus dem Tempel tönt mystisch der ergreifende Chorgesang buddhistischer Priester zu uns herüber, die



Siamesisches Hausboot auf dem Menam.

schon seit Mitternacht singend und betend dem königlichen Besuch entgegenharren. Seltsam melodisch läuten die silbernen Pagodenglöcklein, leise, kaum hörbar, plätschern und murmeln die Wellen des Flusses.

Da — in der Ferne wird es lebendig, es glitzert und schillert in tausend Farben — in schäumender Glut wallen die glänzenden Wogen. Feierlich, majestätisch



Königliche Prozession auf dem Menam.

naht sich die königliche Prozession, langsam kommen die ersten rotgoldenen Barken durch die leuchtende Flut gezogen.



Buddhistischer Tempel Phrachadee P



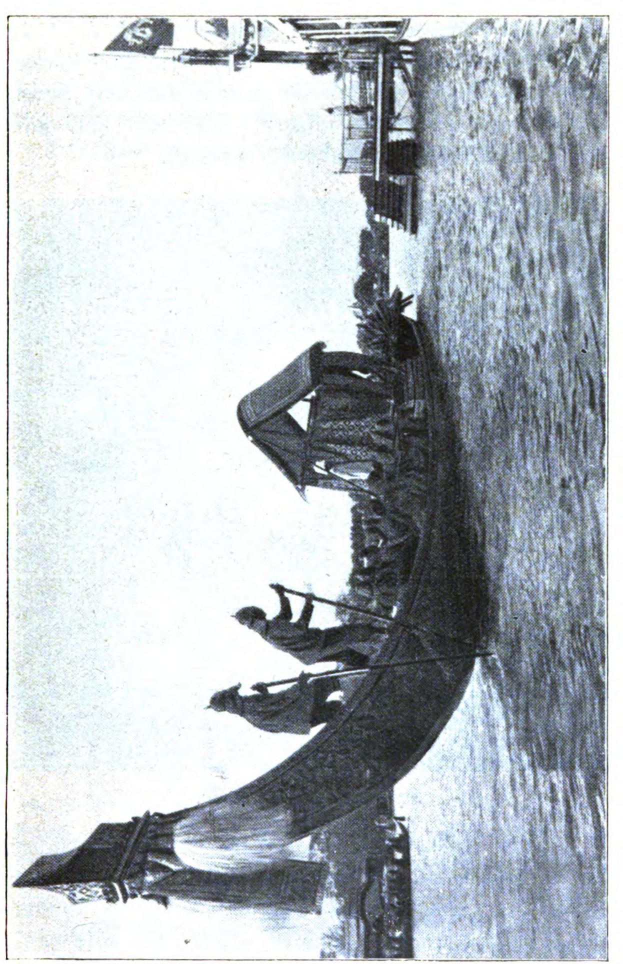
…knam an der Mündung des Menams.

Sie fahren dicht hintereinander, sind ungefähr 30 Meter lang und etwa 2 Meter breit; etwa fünfzig Ruderer sitzen darin in malerischen, purpurroten Kostümen und phantastischen Kopfbedeckungen. Am Steuer stehen zwei Mann und schlagen den Takt mit langer,



Vor der Landungsstelle von Paknam.

quastengeschmückter Stange, indem sie dieselbe hochheben und dann auf Deck aufstoßen lassen. Gleichmäßig, in demselben Augenblick, schlagen alle Insassen mit ihren Rudern das Wasser und heben im nächsten Augenblick die Schneiden derselben hoch über ihre Häupter empor. Schon monatelang vorher werden die Ruderer für diesen Tag eingeübt.



Die Staatsbarke.

Smaragdgrüne Lichter tanzen über den Wellen des Menams —

In tiefem Goldglanz taucht die märchenhaft schöne

Staatsbarke des Königs auf. Rauschend teilen sich die gleißenden Wasserfluten, und auf den goldschaumgekrönten Wogen gleitet sie majestätisch stolz heran. Sie ist etwa 40 Meter lang, 3 Meter breit und wird von ungefähr siebzig Ruderern bedient.

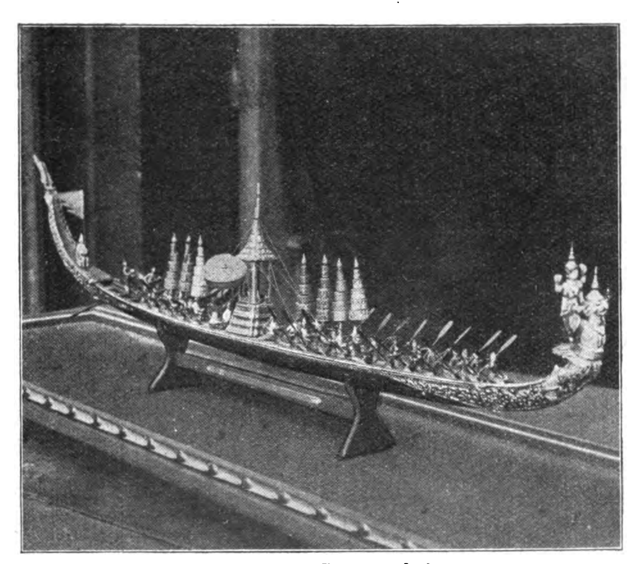


Die Abfahrt der Boote.

In der Mitte der Barke erhebt sich ein herrlicher, mit kostbarstem Goldbrokat ausgeschlagener Thron, umgeben von faltenreichen Vorhängen und geschmackvollen Draperien aus gleichem Material. Die hohe, edelsteinüberladene siamesische Krone auf dem Haupte, thront hier der König, bekleidet mit goldenem Mantel und goldenen Schuhen, in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Ein riesengroßer, juwelenbesetzter Fächer wedelt ihm Kühlung zu, und der historische, bizarr geformte Schirm schützt ihn vor dem blendenden Licht und den versengenden Strahlen der glühenden Sonne.

Die ganze Barke ist phantastisch geschnitzt, reich ver-



Modell einer siamesischen Königsbarke.

goldet und kunstvoll mit Perlmutter eingelegt. Der Vorderteil hat entweder die Form eines ungeheuren Drachenkopfes oder eines wilden Seeungetüms, mit glotzenden Augen, dräuenden Zähnen und grauenerregenden Hörnern. Der Kiel in Form eines kolossalen Schweifes erhebt sich bis zu 15 Fuß über den Wasserspiegel; ihn schmückt ein langes, goldenes Banner, gigantische Quasten aus dem Haar der Kaschmirziege geben dem Ganzen ein exotisches Aussehen.

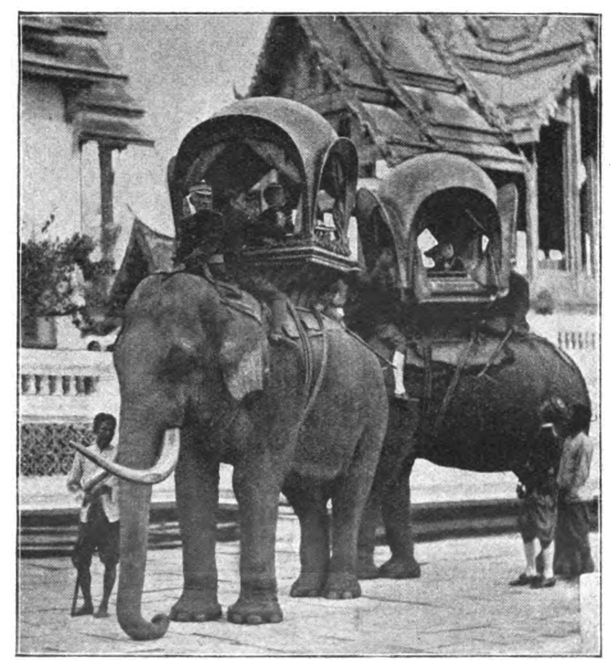
In das geheimnisvolle Murmeln der Wellen mischen sich seltsam die wundersüßen, rhythmischen Klänge siamesischer Volksweisen.



Königlicher Prinz von Siam.

Dem Könige folgen die prunkvollen Barken der Prinzen, Mandarine und Würdenträger, der Offiziere und Matrosen, ja hinab bis zum Boot des armen Bettlers, der

halbnackt in einem winzigen Fahrzeug hockt, um im Tempel Phrachadee Paknam dem Buddha zu opfern. Unter dem reichgeschmückten Baldachin seines Bootes sitzt stolz, in seine festlichsten Gewänder gehüllt, der



Königliche Prinzen beim Ausritt.

Edelmann, neben sich die goldene Teekanne und den goldenen Wasserkessel, seine Betelnuß und seinen Zigarrenbehälter — alles Geschenke des Königs, die ihm als Abzeichen seines Ranges und seiner Würde von diesem verliehen wurden.

Ungezählte kleine Nachen und Kähne wiegen im

Sonnengold sich auf den funkelnden, buntbewegten Wogen. Siamesische Kriegschiffe, darunter die herrliche „Maha Chakri“, deren weiß-rote Elefantenflaggen stolz im Winde flattern, entfalten ihre ganze Pracht.

Die Bewohner der schwimmenden Häuser und



Volksboote auf dem Menam.

Hausboote, an denen der König vorbeifährt, haben kunstvolle Altärchen errichtet, auf denen bronzevergoldete Buddhafiguren, brennende Wachskerzen, die herrlichsten Blumen und auserlesensten Früchte aufgebaut sind, um ihrem angebeteten Herrscher, der gleichzeitig der höchste Priester der siamesischen Buddhisten ist, zu huldigen.

Bei Todesstrafe war es in früheren Zeiten verboten, die königliche Prozession zu beobachten, und nur ver-



Bettler im Vorhofe der Phrachadee Paknam.

stohlen, hinter verschlossenen Türen und Fenstern, konnte das Volk einige Stücke des großartigen Schauspiels erhaschen.

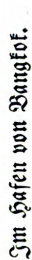
Der verstorbene König Chulalongkorn, der Weise und Gütige, wie mit Recht seine Untertanen ihn

nennen, hat jene Gesetze aufgehoben, und die Siamesen sind glücklich, ihrem heißgeliebten Landesherrn frei zujubeln zu dürfen.



Mädchen aus Siam.

Die königliche Staatsbarke hat die Landungsstelle der Phrachadee Paknam erreicht. Inmitten seines Gefolges, das am Gestade sich versammelt hat, begibt

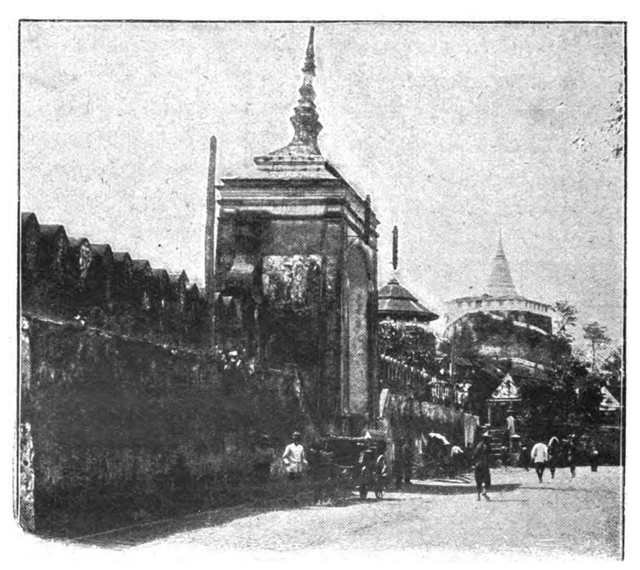


Im Hafen von Bangkok.

der König sich in den Vorhof des Tempels. Unter dem feierlichen Geläute der Pagodenglocken und Gonge, dem Wirbeln der Trommeln und Donnern der Kanonen

durchschreitet Seine Majestät den Vorhof, wo siamesische Soldaten Spalier bilden, und betritt, während die Klänge der siamesischen Nationalhymne ertönen, voll Ehrfurcht den Tempel.

Feierlich legt der König seine Opfergaben auf einem besonders hergerichteten Altare nieder, auf dem fünf



Städtische Ringmauer von Bangkok.

goldene Blumenvasen, fünf goldene Schüsseln mit geröstetem Reis, fünf goldene Leuchter mit Wachskerzen und fünf Weihrauchstöcke stehen.

Nachdem er mit eigener Hand die Kerzen und Weihrauchstöcke angezündet hat, kniet er vor dem Altare Buddhas nieder und betet für sein Land.

Duftend steigt der Weihrauch empor und webt im Tempel geheimnisvolle Schleier. —

Nach althergebrachter Sitte legt an diesem Tage der König seine Gelübde ab, verspricht dem Glauben seiner Vorfahren getreu zu sein bis in den Tod und gewissenhaft die Gebote der buddhistischen Religion zu halten.

Während feierlich und ergreifend der Chor der Bonzen einen Palisegen singt, verläßt der König die geweihte Stätte, besteigt die Staatsbarke und kehrt in gleichem Pomp, wie er gekommen ist, mit seinem Gefolge zurück in die Palaststadt.

Blutrot versinkt der Sonnenball, den bezaubernden Tempel mit lodernden Lichtflammen umhüllend. Purpurgoldene Blitze zucken über die Wasserfläche — in magischer Beleuchtung gleitet die imposante Prozession stromauf.

Vorüber ist das ergreifende, wunderherrliche Schauspiel, verklungen der Jubel, langsam, wie schlummermüde Schwäne schweben die letzten Kähne auf den phosphoreszierenden Wogen.

Durch die erhabene Stille der sternenklaren Tropennacht summen melancholisch klagend die Gonge der Phrachadee — murmelnd tragen die Wellen die süßen Klänge dahin.

Geheimnisvoll flüstern die Wasser — schluchzen und seufzen sie über das traurige Schicksal Siams lieblichster Königin, die einst beim gleichen Feste ihr junges Leben in den Fluten lassen mußte?

Gespenstisch zittert des Mondes Silberlicht auf den unergründlichen Gewässern des Menams.





Reden wir nicht mehr davon.

Novelle von Tanner-Ferno.

(Nachdruck verboten.)

Brahnsberg, 10. Januar.

Meine liebe Frida,

es ist mir noch immer wie ein Traum, daß wir jetzt in Brahnsberg unsere Heimat haben sollen.

Und wirklich eine herrliche Heimat! Ich bin entzückt von der Stadt und der Umgegend, soweit ich sie gesehen habe. Ich muß es Dir zuerst sagen, daß ich hoffe, wir werden hier sehr glücklich sein. Ich weiß wohl, Du bist anderer Meinung, Du gehst mit Vorurteilen hierher — Du, die Du fast nie fern der Großstadt warst. Und für Dich als ein in der Großstadt geborenes und auferzogenes Kind muß es ja auch eigentümlich sein, das Leben der geräuschvollen Straßen und der aufreibenden Geselligkeit zu entbehren. Und doch meine ich, meine geliebte Frida: wir werden hier l e b e n, wirklich leben, zunächst uns und dann der Ruhe. Die Unruhe und Hast des großstädtischen Lebens läßt uns ja gar nicht zu uns selber kommen. Du weißt, was mich hierherzieht: nicht der engere Kreis, sondern die Gewißheit, daß ich hier an selbständiger Stelle mehr und erfreulicher wirken kann als in Berlin, wo ich — es muß gesagt werden — nicht selbständig, sondern immer nur der allerdings überall gern gesehene „Assistenzarzt und Schwiegersohn des berühmten Professors“ bin.

Das bin ich hier nicht, hier will ich „ich selbst“ sein. Es ist das einzig Richtige, daß wir „wir selbst“ sind. Schilt mich in Deinem Herzen nicht undankbar, ich weiß wohl, was ich Deinem Vater verdanke, aber es ist gegen mein Gefühl und gegen meinen Ehrgeiz, nur immer im Gefolge meines berühmten Schwiegervaters aufzutreten.

Ich weiß, Du hängst an eleganten Äußerlichkeiten, wie Du sie seit Deiner Kinderzeit im Elternhause gewöhnt bist. Nun, liebste Frida, es wird hier alles sehr schön werden. Die Villa meines Vorgängers, der, wie Du weißt, auf das von hier nicht sehr weit entfernte Gut seines Schwiegersohnes zieht, um dort seinen Lebensabend zu verbringen, ist nicht nur elegant, sondern auch geräumig. Allerdings werden die Wohnräume modernisiert werden müssen. Unten, wo neben dem sehr praktischen Wartezimmer mein Sprechzimmer ist, ist das nicht nötig, ebenso möchte ich mein Arbeitszimmer in der ersten Etage, in dem ich jetzt sitze und schreibe, so lassen, wie es ist. Ich habe nämlich die Möbel darin beim Mieten der Villa mit übernommen.

Ich höre Dich im Geiste sagen: Daß Bernhard sich in Brahnsberg wohl fühlt, ist kein Wunder, er hat ja dort die Schule besucht und eine frohe Jugend verlebt, aber ich —! Nun, du wirst sehen, wie unrecht Du Brahnsberg tust, seinen hübschen breiten Straßen, seinem interessanten Marktplatz, seiner alten gotischen Kirche, seiner kleinen Villenvorstadt, in der wir unser Heim haben. Außer meinem Jugendbekannten, dem Amtsrichter Weller, dem ich sehr dankbar bin, daß er mich auf die frei werdende Praxis in Brahnsberg aufmerksam machte, habe ich noch niemand von alten Bekannten gesehen, denn ich mußte sofort die Behandlung der Kranken übernehmen, in der durch des

alten Geheimrats plötzliche Erkrankung keine Pause eintreten durfte, und ich setze meinen Stolz darein, als Chefarzt des noch neuen städtischen Krankenhauses mir das Vertrauen des Pflegepersonals wie der Verwaltung zu erringen. Bei Deinem Vater kam ich in ein mir bereitetes molliges Bett, hier muß ich selbst mit meiner Persönlichkeit und meiner Wissenschaft mir eine Stellung erringen, und Du glaubst gar nicht, meine herzliebe Frida, welch ein Stolz darin liegt für einen Mann, der nur ein einziges Streben hat.

Du glaubtest, ich würde mich noch besinnen und reuevoll zurückkehren — nein, meine liebe Frida, die Würfel sind jetzt gefallen, und ich hoffe, daß es so zu unserem Besten sein wird. Du behältst mit Deinem Elternhause ja auch ein Heim in Berlin, und ich freue mich schon, wenn Du hier Dein eigenes Heim — in Berlin hatten wir doch mit der zweiten Etage in Vaters Haus kein eigenes Heim — schmücken und regieren wirst. Zum Verkehr sind viele angenehme Menschen hier, wenn auch die Garnison leider fehlt, die sonst in kleine Städte Leben und Farben bringt.

Das Ausbauen und Herrichten der Wohnung — die Küche muß ganz neu gemacht werden, und ich lasse in den Saal noch Parkettfußboden legen — wird noch etwa vier Wochen dauern, dann kann der Umzug beginnen. An den Vater schreibe ich heute noch selbst, ich danke es ihm herzlich, daß er als Mann den Mann verstand, der noch anderes von seinem Beruf fordert als die bequeme und auskömmliche Stellung als Assistent des Schwiegervaters. Und Mutters Zorn wird nicht lange dauern.

Ist es denn so schwer, einen Menschen zu verstehen? Da Du Dich gewiß dafür interessierst, wie ich sonst versorgt werde, so muß ich Dir mitteilen, daß die Frau

des Gärtners, der gerne in meinen Diensten bleibt, mir alles aufs beste besorgt. Sie halten noch Flur, Treppen und den Garten im Stande.

Zwei Mädchen für Küche und Haus werden sich schon finden, man muß nur gute Löhne zahlen, für Vergnügen ist ja auch hier gesorgt, nicht nur in Berlin. Können sie hier dreißig bis vierzig Mark jährlich mehr verdienen, bleiben sie gern.

Du siehst, ich sorge schon im voraus für die Wirtschaft. Ein sehr geschickter Dekorateur ist auch hier — für die Einrichtung der Wohnung ist das wichtig.

Die junge Landrätin ist auch aus Berlin und soll sich ganz vortrefflich hier eingelebt haben.

Die Sprechstunde in der Poliklinik des Krankenhauses beginnt jetzt, deshalb für heute adieu, meine liebe Frida, und schreibe bald Deinem

getreuen Bernhard.

* * *

Frau Doktor Frida Haßlinger saß in ihrem eleganten Heim am Frühstückstisch, als ihr der Brief des Gatten gebracht wurde. Der zartrosa, spitzenbesetzte Morgenrock paßte gut zu der zierlichen Erscheinung der jungen Frau und ihrem hübschen, feingeschnittenen Gesichtchen mit den auffallend großen dunklen Augen und dem elfenbeinfarbenen Teint. Als sie die wohlbekannte Handschrift sah, stieg ein feines Rot der Freude in ihre Wangen, sie lehnte sich behaglich in ihren bequemen Lehnsessel zurück, drückte die schmalen Füßchen in das weiche weiße Eisbärenfell und öffnete erwartungsvoll das Schreiben.

Aber während sie las, wurde der Ausdruck ihres Gesichtes finsterer und finsterer, ja schließlich warf sie das Briefblatt mit einer heftigen Bewegung auf den

Tisch und sprang so heftig auf, daß sie fast den eleganten Morgenrock, der an der Stuhllehne hängen blieb, zerrissen hätte.

Sie eilte nach der Tür und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Schnell meinen Abendmantel und meinen Kopfschal, Minna! Ich gehe auf ein Stündchen zur Frau Geheimrätin,“ rief sie dem eintretenden Mädchen zu.

Sie ließ sich kaum die Zeit, den Mantel ordentlich zu schließen, eilte hastig die Treppe zur Wohnung ihrer Eltern hinab, nachdem sie oben am Geländer erst einen Augenblick gelauscht hatte, ob auch kein anderer Schritt im Treppenhause zu hören war, und drückte dann so energisch auf die elektrische Klingel vor dem Schild „Geheimrat Professor Dr. Vollert“, daß der alte Diener ihres Vaters im Laufschritt herbeigeeilt kam, um zu öffnen.

„Frau Geheimrätin sind noch im Schlafzimmer,“ meldete er.

Sie nickte dem alten Getreuen hastig zu, klopfte flüchtig an der Schlafstubentür und trat ein, ohne die Aufforderung abzuwarten.

Ihre Mutter saß aufrecht in den spitzenbesetzten Kissen ihres riesigen Himmelbettes, in den Händen hielt sie eine Tasse Schokolade, und vor ihr auf der seidenen Steppdecke lagen Briefe und Zeitungen.

Die Ähnlichkeit von Mutter und Tochter war unverkennbar, nur daß das Gesicht der Frau Geheimrätin etwas in die Breite gegangen, gewissermaßen vergröbert war, ihre Augen wohl niemals so strahlend gewesen waren wie die der Tochter und ihr noch volles, dunkles Haar schon stark mit Grau untermischt war.

„Nun, Fridchen, ist etwas passiert?“

Frau Frida hatte sich über die Mutter gebeugt und

ihr einen Kuß gegeben. Jetzt ließ sie sich mit einem Seufzer auf dem Puff am Bett nieder. „Passiert ist nichts, Mama, aber nun lies bloß den Brief von Bernhard, den ich eben bekam!“

Frau Geheimrätin Vollert stellte gemächlich die Tasse auf den Nachttisch, setzte den goldenen Kneifer auf und entfaltete das Schreiben des Schwiegersohnes.

Sie las schweigend, nur das zeitweilige Heraufziehen der Augenbrauen zeigte der sie beobachtenden Tochter ihre Mißbilligung.

Als sie fertig war, reichte sie der jungen Frau den Brief hin. „Tu mir den Gefallen, Frida, und klingle der Agathe. Dann geh einen Augenblick ins Nebenzimmer, ich will aufstehen. Ich bin zu aufgeregt und ärgerlich, ich kann so was nicht im Liegen besprechen. Wirklich reizend die ganze Geschichte, das muß ich sagen!“

Die junge Frau gehorchte schweigend. Sie wußte, es war nun nichts eher mit der Mutter anzufangen, als bis sie ihren Willen gehabt hatte.

Sie setzte sich ins Nebenzimmer an den zierlichen Schreibtisch und blätterte in den dort liegenden Journalen, ab und zu einen ungeduldigen Seufzer ausstoßend.

Endlich erschien Frau Vollert, die kleine dicke Gestalt in einen sie ziemlich unförmig machenden rotsamtenen Schlafrock gehüllt, ein kokettes Häubchen auf den flüchtig aufgesteckten Haaren.

„Ich fühle schon, daß ich von dem Ärger meine Migräne bekommen werde. Da hört doch wirklich alles auf! Hier ist er also ‚nur‘ der Schwiegersohn und Assistenzarzt des berühmten Professors! Nun, ich denke, das ist doch wohl tausendmal mehr als ein gewöhnlicher Wald- und Wiesenarzt in einem traurigen Provinznest.

Hunderte würden sich glücklich schätzen, der Schwiegersohn des Geheimrats Vollert zu sein! — Siehst du, Frida, warum warst du so auf Haßlinger versessen! Ich hatte gleich viel mehr für Doktor Zurmehlen übrig, denn der würde dir nicht zumuten, mit ihm in ein elendes Nest zu ziehen, der würde sich nicht für zu gut halten, Vaters Assistent zu sein, des Geheimrat Professor Doktor Vollerts Assistent, den man in ganz Europa und darüber hinaus kennt, um dessen Assistent zu werden sich die größten Ärzte reißen, der —"

„Ach Gott, Mutter, ich liebte Bernhard doch nun einmal," sagte die junge Frau in den Redestrom der Mutter hinein.

„Lieben, lieben — sehr schön gesagt! Wenn der eine alles getan hätte, was er dir an den Augen absehen konnte, und der andere sein Glück überhaupt nicht zu schätzen weiß und dir die unglaublichsten Dinge zumutet — dann möchte ich wohl wissen, bei wem die Liebe standhalten würde. Aber natürlich, du warst ja immer klüger als deine Mutter. Und wer ist schließlich am meisten schuld an allem — der Vater! Nun, er soll auch noch meine Meinung zu hören bekommen, und das gründlich. Hätte er gleich, als Haßlinger mit der Idee, nach dem blödsinnigen Nest zu gehen, herausrückte, ein energisches Wort mit ihm geredet, wäre es gar nicht so weit gekommen. Aber natürlich, eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus, und Vater kann ja überhaupt nicht nein sagen. Ich aber habe meine Tochter nicht dazu erzogen, daß sie in irgend einem Krähwinkel verkommen soll — überhaupt schon die Zumutung, daß wir unser einziges Kind von uns geben sollen! Du würdest es ja auch gar nicht anderswo aushalten! Wie kommt denn Bernhard überhaupt dazu, so siegessicher von ‚Heimat' zu schreiben? Hast

du ihm denn etwa versprochen, daß du nach diesem — diesem Brahnsberg mitgehen wolltest?“

„Versprochen direkt nicht, ich habe ihm sogar immer abgeredet — aber Berni nimmt das doch als selbstverständlich an, weil wir — nun, wir haben uns doch lieb!“ stotterte die Tochter unter den entrüsteten Blicken der Mutter.

„Schön!“ sagte diese unheimlich ruhig. „Fahre also in vier Wochen als gehorsames Schaf nach Brahnsberg, lerne aber ja noch vorher kochen, damit du die beiden Landpomeranzen, die er dir mieten will, anlernen kannst. Und nähen und flicken mußt du dir auch noch schnell aneignen, denn ein feines Stubenmädchen, die gleichzeitig deine Zofe ist, wie du es gewöhnt bist, geht nicht nach Brahnsberg. Vergiß auch dann nur ja nicht, Bernhards Strümpfe zu stopfen, sonst wird in der ganzen Stadt herum erzählt, was für eine schlechte Hausfrau du bist. Dein schönes Silber, dein echtes Porzellan und dein Tischzeug findet vielleicht den Beifall der Frau Apotheker und der Frau Postdirektor, und von der Frau Pastor kannst du dir dann ja die Einmachrezepte geben lassen. Wenn große Wäsche ist, mußt du natürlich selbst kochen, Waschanstalten gibt's da nicht, du —“

Die junge Frau brach in Tränen aus. „Aber Mama, ich will ja gar nicht nach Brahnsberg!“

„So — nun dann setz dich hin und schreibe deinem Mann das klar und deutlich.“

„Das kann ich doch nicht so ohne weiteres, Mama. Wir sind doch nun einmal Mann und Frau, und Bernhard kann auch schroff und eigensinnig sein, und — und leben kann ich doch nicht ohne ihn!“ schluchzte Frau Frida.

Die Geheimrätin lachte gereizt und spöttisch. „So

— na, dann wirst du ihm wenigstens nochmals energisch abraten, dort zu bleiben, und ihm schreiben, daß du jetzt im Winter noch nicht daran dächtest, dich in Brahnsberg zu vergraben. Wenn er dort ohne dich sitzen wird, wird's ihm ja auch wohl bald leid werden. Du kannst ihm ja schreiben, daß du der Prinzessin Palm schon versprochen hättest, die Teebude auf ihrem Basar zu übernehmen, und der ist genau in vier Wochen, und in den lebenden Bildern auf dem Fest zum Besten meines Säuglingsheims müßtest du auch mitwirken, das könnte ich als Mutter doch wohl beanspruchen, und das ist erst kurz vor Fastnacht. Nachher werden sich schon noch andere Gründe finden, bis der Herr Doktor merkt, daß du nicht kommen willst, und auch selbst schon mürbe wird. Er wird ja überhaupt noch seinen Herrgott erkennen lernen, wenn er von morgens bis abends herumrennen und über Land fahren muß, und wird sich noch lebhaft wünschen, ‚nur' Assistent bei Geheimrat Vollert zu sein. Mach ihm auch nur ruhig ein bißchen Angst mit deinem Wirtschaften. Und eines will ich dir nur noch sagen, Frida" — hierbei stellte sich Frau Geheimrätin Vollert wieder feierlich vor der Tochter auf — „wenn dein Vater einst als junger Ehemann mir einen solchen Brief geschrieben hätte, in dem kein Wort von Liebe gestanden, in dem er sich mit keinem Wort nach meinem Wohlergehen erkundigte und überhaupt nur von seinen eigenen Angelegenheiten und seinen eigenen Interessen geschrieben hätte — ich hätte es ihn sehr lebhaft fühlen lassen — das darfst du mir glauben. In solchen Fällen hat ein Mann zu bitten, er aber betrachtet das einfach als selbstverständlich — reizend, das muß ich sagen!"

* * *

Als Frau Doktor Haßlinger wieder in ihr reizendes Heim hinaufstieg, hatte sie dick verweinte Augen, und als sie sich an ihren Schreibtisch setzte, um in dem besprochenen Sinn den Brief ihres Mannes zu beantworten, tropfte noch ab und zu eine Träne auf das Briefblatt.

Brahnsberg, 18. Januar.

Meine liebe Frida!

Wenn wir uns doch lieber sprechen und mündlich verständigen könnten, aber leider ist es mir unmöglich, hier abzukommen. Das Krankenhaus ist vollständig belegt, und die Influenza macht Brahnsberg und Umgebung so unsicher, daß ich kaum vom Wagen komme. Ich habe Dir ja oft gesagt, daß der Arzt oft schweren Herzens die Pflicht für Fremde über die Pflicht für die Seinen stellen muß.

Meine liebe Frida, ich bin sehr enttäuscht, daß Du noch nicht kommen willst. Und der Grund, den Du mir da schreibst: daß ich Dich nicht darum gebeten hätte, ja — bestes Herz, den verstehe ich überhaupt nicht. Haben wir uns nicht lieb, haben wir uns nicht aus reiner, herzlicher Liebe geheiratet? Ist es denn da nicht selbstverständlich, daß du dahin mitgehst, wo ich ein mir zusagendes Feld der Tätigkeit finde?

Ich denke, Du hast meinen Brief mißverstanden, denn sonst könntest Du mir doch nicht den Vorwurf machen, daß ich geringschätzig von meiner Tätigkeit als Hilfsarzt Deines Vaters gesprochen hätte. Du hast mir das „nur“ wohl übelgenommen? Ja, Kind, kannst Du denn nicht verstehen, daß ein Mann, der anderes erstrebt als ruhiges, auskömmliches Wohlleben aus dem Säckel seines Schwiegervaters, etwas Selbständiges in seinem Beruf leisten will?

Frage einmal Deinen Vater, ich glaube bestimmt, er wird mich verstehen.

Natürlich kann ich das von der Mama nicht verlangen und will das auch gar nicht versuchen. Ich will auch nicht ihrem Wunsche entgegen in Dich dringen, Dich den gewohnten Pflichten in der Wohltätigkeit zu entziehen. Wenn Du selbst noch bleiben willst, bin ich gewiß der letzte, der darauf besteht, daß Du in vier Wochen kommst. Vielleicht ist es sogar besser, wenn Du wartest, bis die Influenza, die anscheinend wirklich epidemisch aufzutreten beginnt, wieder das Feld geräumt hat.

Du schreibst, daß Du Dir von den Leistungen hiesiger Dienstboten nichts versprichst und fürchtest, selbst mitarbeiten zu müssen.

Das mute ich Dir nicht zu, es ist auch gar nicht nötig, wenn man seine Leute richtig anleiten kann. Du scheinst zu denken, es gebe nur in Berlin feine Leute. Darin seid ihr Großstädter doch recht kurzsichtig.

Die Damen hier, die Landrätin an der Spitze, sind sehr feine, elegante Frauen und haben tüchtige, brauchbare und gewandte Mädchen. Aber wie gesagt, wenn Du Dich von Berlin, von der Teebude und den lebenden Bildern noch nicht trennen kannst, so komme eben später. Ich möchte von Dir, die ich so herzlich liebe, kein Opfer verlangen.

Beigefügt findest Du die vom Tapezierer angefertigte Zeichnung der Wohnung mit ungefähr beabsichtigter Einrichtung und Aufstellung unserer Möbel. Sieh es genau an und mache Deine Anmerkungen, wo Du es anders wünschest.

Ich will noch an Deinen Vater schreiben. Von meinem Leben berichte ich Dir im nächsten Brief und bleibe stets in Liebe und Treue

Dein Bernhard.

Als Frau Frida diesen Brief zum ersten Male durchgelesen hatte, kam etwas wie Beschämung über sie.

Beim zweiten Male fand sie, daß er sich eigentlich recht leicht in ihr verzögertes Kommen gefunden hatte. Sogar besser fand er es, wenn sie noch nicht kam — wegen der Influenza, trotzdem er ganz genau wußte, daß sie absolut keine Furcht vor Ansteckung hatte; vielleicht war es ihm ganz recht, einmal eine Zeitlang Strohwitwer zu sein. Vielleicht wußte man in Brahnsberg überhaupt gar nicht, daß er verheiratet war, und es kam ihm ganz interessant vor, den ledigen jungen Arzt zu spielen, womöglich für eine gute Partie zu gelten. In so was sind ja alle Männer gleich, dachte sie voll Empörung. Und gegen diesen Freund, diesen unverheirateten Amtsrichter, der überhaupt die ganze Geschichte angerichtet hatte, hatte sie einen förmlichen Haß und großes Mißtrauen, als könne der ihren Bernhard aufhetzen und zu allem möglichen verführen.

Sie las den Brief zum dritten Male und stockte bei der Stelle: „Ist es denn da nicht selbstverständlich, daß Du dahin mitgehst, wo ich ein mir zusagendes Feld der Tätigkeit gefunden habe?“ So — das war also ganz selbstverständlich! Er konnte gehen, wohin er wollte, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, sie m u ß t e einfach mit, ganz gleich, ob es für sie Möglichkeiten dort gab, sich befriedigt zu fühlen oder nicht. Nun er würde ja sehen, daß das nicht so ganz selbstverständlich war.

„Wohlleben aus dem Säckel des Schwiegervaters!“ Was das nun wieder heißen sollte? Wenn er Papas Assistent war, war es doch selbstverständlich, daß Papa ihn bezahlte wie seine anderen Assistenten auch — das war doch ebenfalls verdientes Geld! Und im übrigen ist's wohl keinem Mann auf der Welt unangenehm, einen reichen Schwiegervater zu haben — das sollte

er ihr nur nicht weismachen, dazu war sie doch zu sehr ein Kind von Berlin W, um in diesem Punkt die Männer nicht ganz genau zu kennen.

Je länger sie in dem Briefe las, je mehr kam sie in eine gereizte Stimmung, in der sie schließlich fast jedes Wort des Gatten zerpflückte. Vielleicht gerade deshalb um so mehr, weil tief in ihrem Inneren sich ein anderes Gefühl noch regte, das sie sich selbst nicht eingestehen wollte.

Als einziges Kind reicher Eltern in hervorragender Lebensstellung war sie von klein auf von allen Menschen maßlos verwöhnt, von Vater und Mutter geradezu vergöttert worden, unerfüllte Wünsche hatte es kaum für sie gegeben. Als erwachsenem jungen Mädchen hatte man ihr nicht nur wegen ihrer besonderen Lieblichkeit gehuldigt, sondern auch als Tochter des hochverdienten, berühmten Gelehrten, als einzigem Kind reicher Eltern war ihr in überreichlichem Maße Weihrauch gestreut worden.

Bernhard Haßlinger, der jüngste Assistent ihres Vaters, war der erste junge Mann, der ihr nicht in überschwenglicher Weise den Hof gemacht, der sich gewissermaßen kühl beobachtend im Hintergrund gehalten und sich nicht besonders unglücklich gezeigt hatte, wenn er zu spät gekommen war, um noch einen Tanz von ihr zu erlangen.

Und gerade er hatte ihr gefallen. Sein stattliches, männliches Äußere, seine ernsten grauen Augen, sein zurückhaltendes, fast etwas hochmütig anmutendes Wesen hatten es ihr angetan, und Frida Vollert, die Verwöhnte, tat etwas, was sie noch nie getan — sie bemühte sich um seine Aufmerksamkeit, sie machte kleine Schiebungen, bloß um ihm noch einen Tanz freizuhalten oder ihn als Tischherrn zu haben. Ihr schien

es, als könne sie sich mit niemand so gut unterhalten, als sei er klüger und besser als alle anderen Männer.

Und als dann wirklich ihr Herzenswunsch erfüllt wurde, als er ihr sagte, daß er sie von Herzen liebhabe, da war sie überglücklich gewesen und hatte leicht den Widerstand der Mutter gegen ihre Verlobung besiegt, zumal der Vater ganz auf ihrer Seite und sehr zufrieden mit dem Schwiegersohn gewesen war.

So war Frida Vollert eine glückselige junge Frau Doktor geworden, der der Mann alle Wünsche an den Augen ablas, wie es bisher die Eltern getan. Alle Wünsche — bis auf den einen, immer in Berlin im Hause ihrer Eltern zu bleiben, dessen Versagung ihr ganzes Leben in so einschneidender Weise zu verändern drohte.

Und um diesen einen Wunsch galt es nun einen zähen, geschickten Kampf zu führen. —

Auch mit diesem Brief ging also Frau Frida wieder zu ihrer Mutter.

Dort fand sie auch noch den Vater am Frühstückstisch vor.

Geheimrat Vollert war mit seiner riesenhaften, breitschulterigen Gestalt, seinem scharfgeschnittenen Gelehrtengesicht und dem vollen, schneeweißen Haar eine imponierende Erscheinung. Er genoß nicht nur allergrößtes Ansehen und aufrichtige Verehrung, sondern seine Untergebenen hatten auch sozusagen einen heillosen Respekt vor ihm. Da war es um so verwunderlicher, daß in seinem eigenen Heim seine kleine, ihm kaum bis zum Ellbogen reichende Frau entschieden das Kommando hatte, und er auch der einzigen Tochter gegenüber überaus schwach und nachsichtig war. Der Hauptgrund, besonders für die erstere Tatsache, war wohl der, daß der überarbeitete, geistig aufs höchste

angestrengte Mann zu Hause unter allen Umständen Ruhe und Frieden haben wollte.

„Wie nett, Papa, daß du auch da bist! Da wohnt man nun im selben Haus und bekommt wochenlang seinen Vater nicht zu sehen,“ rief die junge Frau, fiel ihrem Vater um den Hals und küßte ihn stürmisch ab.

Der Geheimrat schob die Tochter von sich und betrachtete sie schmunzelnd von oben bis unten.

„Na, Kleine, wie 'ne trauernde Strohwitwe siehst du gerade nicht aus. Wie gefällt's dir denn so ohne deinen Bernhard? Die Sehnsucht noch nicht zu groß?“

Frau Frida wurde rot. „Ach, Papa — er kann mich ja noch gar nicht gebrauchen, die Wohnung —“

„Na ja,“ lachte der Geheimrat, „ich weiß schon, war ja auch nur Scherz. Aber für den armen Kerl ist's nicht leicht, wochenlang sich da so allein am fremden Ort zu plagen, wenn man sein niedliches Frauchen nicht bei sich hat.“

„Er hätte ja hier bleiben können,“ sagte Frau Vollert spitz.

Ihr Mann zuckte die Achseln. „Verdenken kann ich's ihm nicht, daß er lieber auf eigenen Füßen stehen will, und —“

„Natürlich die alte Geschichte! Auf die Frauen braucht ja keine Rücksicht genommen zu werden, die müssen sich einfach fügen und alles hinnehmen, was die Herren der Schöpfung für gut befinden zu bestimmen,“ sagte die Geheimrätin scharf.

Ihr Mann sah sie halb erstaunt, halb ironisch an. „Na, was nun das ‚fügen müssen‘ und das ‚hinnehmen‘ anbetrifft,“ meinte er gedehnt, „so habe ich noch nicht viel davon bemerkt und —“

„Nun, Gott sei Dank gibt es noch Frauen, die nicht solche Schafe sind, die eigenes Urteil und eigenen Willen

haben und ganz energisch Front machen gegen den männlichen Egoismus," sagte Frau Vollert erregt. „Es ist geradezu unerhört, daß Haßlinger Frida zumutet, in dieses Nest zu kommen, daß er die Tochter ihren Eltern entführt —"

„Das pflegt das gewöhnliche Los der Töchter zu sein, wenn sie heiraten," sagte Geheimrat Vollert lachend, „und im übrigen denke ich, Frida hat ihren Mann aus Liebe geheiratet, und es schadet ihr gar nichts, wenn sie einmal von der Mutter Schürze fortkommt."

Frau Vollert wurde dunkelrot vor Zorn und war eine Sekunde sprachlos.

„Nun," sagte sie dann mit unheilverkündender Betonung, „über diesen Punkt möchte ich denn doch noch näher mit dir sprechen. — Frida, geh doch einen Augenblick in mein Zimmer."

Der Geheimrat erhob sich hastig. „Nee, liebes Kind, ich kenne deine ‚Augenblicke', und ich habe tatsächlich keinen mehr Zeit. — Bleibe nur ruhig hier, Frida. — Und dir, liebe Sophie, möchte ich den ganz ernsten Rat geben, dich nicht in die Angelegenheiten der jungen Eheleute zu mischen. Die machen sie am besten ganz allein miteinander aus," setzte er mit ungewöhnlichem Nachdruck hinzu, und ehe seine Frau sich noch von ihrer Empörung erholt hatte, war er, die Tochter mit sich fortziehend, aus dem Zimmer gegangen.

Draußen drückte er die junge Frau herzlich an sich.

„Laß dir nichts einreden, Kind! Dein Bernhard ist ein ganz famoser Kerl," flüsterte er ihr zu. —

Als Frau Frida dann aber eine Stunde mit der Mutter zusammen gewesen und mit ihr den Brief ihres Mannes durchgesprochen hatte, war sie zu der festen Überzeugung gelangt, daß die Männer immer

füreinander Partei ergriffen, besonders wenn es sich darum handelte, die Frauen zu unterdrücken.

Die Folge davon war, daß sie ihren Bernhard erst einmal einige Tage warten ließ und ihn dann mit einer Postkarte abspeiste, auf der sie ihm berichtete, wie gut sie sich auf dem Hausball der Frau Geheimrätin Eckermeyer amüsiert habe.

Von ihrem Mann kam daraufhin zunächst auch nur eine Karte, die sie wieder mit einer Ansichtskarte quittierte, und dann folgte endlich ein langer, ausführlicher Brief.

Brahnsberg, 6. Februar.

Meine liebe Frida!

Ich bin tatsächlich bis vor etwa acht Tagen kaum zu mir selbst gekommen. Kam ich aus dem Krankenhause, so waren schon wieder Bestellungen da aus der Stadt oder Umgegend, die Sprechstunde zog sich sehr in die Länge — kurz, ich war immer im Joch. Auch des Nachts mußte ich oft heraus, und wenn zufällig wirklich einmal Ruhe war, war ich so abgespannt und zerschlagen, daß ich kein guter Briefschreiber gewesen wäre, selbst nicht an meine liebe kleine Frau. Vielleicht hättest Du in dem abgearbeiteten Mann auch Deinen alten Bernhard gar nicht wiedererkannt, und das wollte ich vermeiden. Ich freue mich, daß Du Dich so gut unterhalten hast, und hoffe, daß die Feste, die Du noch vorhast, Dich nicht enttäuschen werden. Brahnsberg hat übrigens auch seine Feste und eine recht angenehme, anregende Geselligkeit mit oft erlesenen Genüssen, wenn sie vielleicht auch nicht so blendend oder so raffiniert sind wie die Genüsse in Berlin. Schließlich ist — besonders auf euren Völkerfesten der Wohltätigkeit — auch viel Klimbim. Die

Hauptsache ist oft, daß eine richtiggehende Durchlaucht kommt, die von allen Damen gebührend behandküßt und beknickst wird, oder daß ein wirklicher Duodezprinz, dem vielleicht eben erst der Schnurrbart zu sprossen beginnt, mit in der Quadrille tanzt oder in lebenden Bildern steht, oder daß neben der Frau Kulemann eine veritable Gräfin sitzt, und daß beide sich ‚aufs innigste' anfreunden, so daß die Gräfin den nächsten Empfang der Frau Kulemann mit ihrer imposanten Gegenwart verschönt. Wenn man dieser Welt erst etwas entrückt und nicht mehr mitten drin ist, wird einem das oft so lächerliche Getue klar, das als so besonders wichtig, kulturell und sozialpolitisch gefeiert wird. Ich habe — oft als stiller, sozusagen nüchterner Zuschauer — das Gefühl gehabt, als ob das alles Schattenbilder sind.

Nun, dazu sind ja derartige Feste da. Und schließlich ist auch diese Art Eitelkeit ein harmloses Vergnügen. Derartiges fällt hier in Brahnsberg allerdings fort, hier gibt es keine Durchlauchten und keinen Prinzen, und ich glaube außer einer alten verwitweten Dame, die in einer kleinen Villa sehr zurückgezogen lebt, auch keine Gräfin. Aber der Verkehr untereinander ist wirklich sehr gemütlich und nett. Selbst junge Herren gibt es hier und in der Umgegend genug, die gern tanzen und nicht gelangweilt dem Tanz fernbleiben, um für blasiert oder übersättigt zu gelten. — Ich war zum Kaisersgeburtstagessen beim Landrat mit den Spitzen der Behörden, den Mitgliedern des Amtsgerichts, dem Forstmeister. Dann habe ich noch mehrere Abendgesellschaften mitgemacht: beim Bürgermeister Hofrat Fridenius, beim Forstmeister Dondert, beim Amtsgerichtsrat Gerneland, beim Major Kielhammer, der sich nach seinem Abschied hierher in die Heimat seiner Gattin zurückgezogen hat, schließlich beim Kommerzienrat Wellinger.

Major Kielhammer ist unser nächster Nachbar; der Garten seiner Villa grenzt an den unserigen. Ehe ich noch einen Besuch dort gemacht hatte, wurde ich als Arzt gerufen. Erst hatte der Major, ein schöner, stattlicher Mann, der nach einem Beinbruch den Abschied nahm, einen kleinen Influenzaanfall, und dann bekam die zarte, noch sehr jugendliche Frau Majorin die wirkliche Influenza, und schließlich erkrankte das Nesthäkchen des Hauses, ein allerliebstes zweijähriges Mädchen, an einer bedrohlichen Rippfellentzündung. Die erwachsene Tochter, die zunächst ihre Mutter gepflegt hatte, übernahm die ausschließliche Wartung der kleinen Dorothee, die sehr an der Schwester hängt. Ich hatte Fräulein Kielhammer bis dahin nur auf Gesellschaften und auf der Straße gesehen und war einigermaßen bestürzt, daß man von einer von mir vorgeschlagenen erfahrenen Krankenpflegerin nichts wissen und der eleganten Schwester die immerhin schwere Pflege anvertrauen wollte. Die Frau Major, deren Befinden eine Anstrengung dieser Art ganz ausschloß, sagte zu mir: „Verlassen Sie sich nur auf meine Erika, Herr Doktor, sie wird auf ihrem Posten sein."

Und meine höchsten Erwartungen wurden übertroffen. Ich wünschte, ich könnte mir solche Pflegekraft für meine Kinderstation heranbilden.

Trotz ihrer Jugend — Erika Kielhammer ist erst neunzehn Jahre alt — bewahrte sie selbst in den kritischen Tagen eine wunderbare Ruhe und Selbstbeherrschung, eine Liebenswürdigkeit und dabei Zurückhaltung, die eine große Selbstsicherheit bekundeten, und der kleinen Kranken gegenüber eine mit zärtlichster Liebe und größtem Verständnis gepaarte Energie. Dabei waren ihre Handreichungen sicher und richtig, sie beobachtete, ohne daß ich sie besonders darauf aufmerk-

sam gemacht hatte, alle Veränderungen und Schwankungen im Krankheitsbilde, so daß ich auf meine Fragen ohne jedes, dem Arzt leider so oft aufgetischte unnötige Beiwerk sofort das Wesentliche erfuhr.

Wie selten finden wir geplagten Ärzte solche Hilfe an Krankenbetten, und wie sehr wären sie doch willkommen! Nicht allein, was ihr Verständnis für die Praxis der Pflege, sondern auch ihr Wesen betraf.

Sie war tapfer und ohne haltlosen Jammer in den Stunden, als es sehr schlecht um die Kleine stand, und sonnig heiter und glücklich, als sie mich nach neun Tagen an Dorothees Bett führte, in dem ich das Kind aller Erwartung entgegen bedeutend besser fand, so daß die Gefahr bald gehoben war.

Ich bedaure fast, daß Erika Kielhammer solche außerordentlich schöne Erscheinung ist, denn derartige Erscheinungen werden kaum berufliche Krankenpflegerinnen. Sie ist sehr groß, schlank, aber kräftig gebaut und mit ihrem klugen, liebenswürdigen Gesicht, den dunkelblauen klaren Augen und den schönen blonden Haaren der Typus der norddeutschen Frau.

Ich sprach, als die Majorin wieder genesen war und ich ihr die Gefahr, in der Dorothee geschwebt, nicht mehr zu verheimlichen brauchte, zur Mutter meine Bewunderung darüber aus.

„Ja," sagte sie, „ich wußte es ja, Erika tut stets ihre Pflicht, wo man sie hinstellt, und trotz ihrer Jugend kennt sie das beseligende Gefühl, das darin liegt, nicht das gern zu tun, was man gerade will, sondern das, was man gerade soll und muß."

Es ist ungemein reizend, ein so junges Mädchen so sicher auf dem Platz des Hauses zu sehen, der ihr so eigentlich zukommt: als Hilfe der Mutter und als Freude der Eltern. Zwischen Erika und Dorothee haben Majors

zwei Söhne von fünfzehn und zwölf Jahren, beide sind Kadetten.

Ich freue mich, daß wir gerade diese nette Nachbarschaft haben, und ich glaube, die Familie wird Dir auch gefallen. Berlin ist ihnen nicht fremd, denn der Major war längere Zeit im Generalstab. Sie sind aber hier im kleinen Ort nicht rückständig und interesselos geworden, im Gegenteil, ihr Urteil über die Dinge der Welt scheint mir vertiefter, gereifter als das vieler Weltstadtmenschen, da in der Weltstadt irgend ein Geschehnis, irgend eine Idee gar nicht so vertieft werden kann, weil sie im Fluge von anderen Ideen und Vorkommnissen verdrängt wird.

Du denkst, daß es hier nur „ältere" Herren gibt außer Weller, der ja in meinem Alter ist. Das ist nun nicht der Fall. Es sind zwei sehr schneidige Forstassessoren auf der Oberförsterei, Herr v. Münchmann und Herr Kegeler, dazu arbeitet ein Assessor und ein Referendar auf dem Gericht. Außerdem haben wir hier einen jungen Privatgelehrten und Dichter, der seiner verstorbenen Eltern Haus bewohnt und so gestellt ist, seine Gedichte auf eigene Kosten drucken lassen zu können. Mit seinen Büchern beschenkt er alle Welt hier, hat auch mir zehn Bände für die Krankenhausbibliothek zur Verfügung gestellt.

Beim Bürgermeister geht es sehr patriarchalisch zu. Im übrigen ist es ein reizendes, behagliches Haus. Überhaupt: Behaglichkeit! Liebe Frida, den Zauber dieses Wortes kennen wir noch gar nicht. Hier aber ist die Behaglichkeit daheim. Ich hoffe, Du lernst sie auch noch lieben. Ich glaube, man bleibt länger jung dabei.

Das ist nun ein langer Brief geworden, aber Du mußt doch auch Anteil haben an allen meinen Erlebnissen und dem, was hier mein Dasein ausmacht. Zu

meiner richtigen Behaglichkeit — so behaglich meine drei Zimmer auch sind — fehlst Du ja immer noch. Ich hoffe, Du schreibst bald, wann Du endlich zu kommen denkst. In steter Treue

Dein alter Bernhard.

* * *

Mein lieber Berni!

Vielen Dank für Deinen ausführlichen Brief. Ich finde es schrecklich, daß Du so viel zu tun hast und, wie Du selbst schreibst, ganz abgearbeitet bist. Wohin soll das denn führen, wenn das so weitergeht? Du mußt da doch nervös werden, und Mama sagt, nervöse Männer sind zehnmal furchtbarer als nervöse Frauen, und die armen Mädchen, die einen nervösen Mann geheiratet hätten, wären zu bedauern. Ich will aber nicht, daß Du in diesem gräßlichen Brahnsberg Deine Gesundheit ruinierst, ich will meinen alten, frischen Berni wiederhaben — hörst Du? Du mußt doch selbst einsehen, daß es Wahnsinn für Dich ist, Dich dort zu quälen, wo Du es hier so bequem haben kannst. Hier kannst Du auch leicht Professor werden, wenn Du willst, das meint Mama auch. In Brahnsberg kannst Du höchstens Sanitätsrat werden, wenn Du mal ganz alt bist. Sogar Doktor Zurmehlen sagte neulich: „Komischer Geschmack von Ihrem Herrn Gemahl, sich in ein so obskures Nest vergraben zu wollen, noch dazu mit einer schönen jungen Frau.“

Alle bemitleiden mich überhaupt, daß ich hier so allein sitzen muß, und mehr noch, daß Du mir zumuten könntest, nach Brahnsberg zu kommen. Alle halten es nur für eine Laune von Dir. Liebster Berni, wenn Du mich wirklich liebhast, dann kannst Du einfach gar nicht auf Brahnsberg bestehen, ich werde dort

bestimmt unglücklich, das weiß ich genau. — Es hat mich ja alles sehr interessiert, was Du mir von Deinem Verkehr dort schreibst, aber ich hoffe, ich werde alle die Leute nie kennen zu lernen brauchen. Ganz besonders diese Kielhammers nicht. Ich habe das schon so im Gefühl, als ob mir die ganz unsympathisch sein würden. Besonders diese Erika. Solche Tugendengel sind mir von jeher greulich gewesen. Männer sind ja in so was gar zu dumm. Aber Mama sagt auch, gerade solche blonden „echt deutschen Jungfrauen", die vor lauter Bravheit, Pflichtgefühl und Unschuld förmlich triefen, das sind die Gefährlichsten. Dich scheint ja diese Familie Kielhammer außerordentlich zu interessieren, fast die Hälfte Deines Briefes handelte nur von ihr! Sie ziehen Dich wohl sehr zu sich heran? Wissen sie denn, daß Du verheiratet bist?

Was mich anbetrifft, so geht es mir gut — bis auf meinen Kummer über Dein Fernbleiben, meine Sehnsucht nach Dir und Zweifel, ob Du mich auch wirklich liebst, da Du mir doch solch einen Schmerz zufügen kannst, und Dir gar nichts daraus zu machen scheinst, daß ich unglücklich werde. Alle finden, daß ich elend aussehe. Erst neulich auf dem Fest für Mamas Säuglingsheim wurde es allgemein gesagt. Das Fest war übrigens entzückend, und ich habe fast mehr getanzt wie als junges Mädchen. Doktor Zurmehlen war mein treuer Ritter, er sagte, er müsse Dich eben vertreten. Er ist wirklich ein feiner, kluger Mann und so zart und rücksichtsvoll; ich glaube, der wird eine Frau einmal recht glücklich machen. — Ich hatte mein hellblaues Kleid mit der Silberstickerei an, das Du so liebst, dazu Teerosen; Mama fand, daß ich vorzüglich aussah.

Übrigens ist es gar nicht nett von Dir, daß Du mit einem Male so über unsere Geselligkeit hier spottest

und über die Wohltätigkeitsfeste, das ist ja geradezu wie ein Hieb für Mama, die doch mit an der Spitze der hiesigen Wohltätigkeitsveranstaltungen steht. Wenn ich denke, was für Arbeit Mama oft hat! Nun, umsonst hat sie doch auch nicht den Luisenorden bekommen. Natürlich ist es nett, wenn man den Hof auch interessieren kann, das hat dann doch gleich einen anderen Anstrich. Ich begreife Dich tatsächlich nicht. Dieses Brahnsberg scheint wirklich keinen guten Einfluß auf Dich zu haben. —

Nun noch eine Neuigkeit. Die Hochzeit von unserem Bäschen Hilde Vollert ist schon in vier Wochen, morgen werden die Einladungskarten verschickt. Dazu mußt Du natürlich herkommen, Berni, denn das würde ja sonst eine Brüskierung der ganzen Familie sein. Ohne Dich würde ich die Hochzeit keinenfalls mitmachen, und wie sehr ich mich darauf gefreut habe, weißt Du ja. Also ich glaube, ich habe nicht erst nötig, Dich groß darum zu bitten. Wenn Du bei Vollerts absagtest, aus welchem Grunde es auch immer sei, so würde das für mich ein Beweis sein, daß Du mich nicht ein bißchen liebst und meine Familie durchaus verletzen willst.

Ich freue mich so sehr, Dich dann endlich wiederzusehen, mein süßer Schatz, und mich mal endlich mit Dir ordentlich aussprechen zu können und Dich von Herzen zu bitten — — — Nein, ich will lieber nichts mehr davon schreiben, mündlich kann man alles viel besser sagen. Ich küsse Dich tausendmal.

Deine Frida.

* * *

Meine liebe Frida!

Du glaubst gar nicht, wie leid es mir ist, daß wir uns noch immer schriftlich miteinander unterhalten müssen.

Noch viel schmerzlicher aber ist es mir, daß Du es heut noch nicht einsehen kannst oder — willst, daß ein Mann gern auf dem Posten steht, auf dem ihm vergönnt ist, durch eigenes Können Befriedigung und dadurch Glück zu finden. Ich weiß, Du meinst, wenn Du diese Zeilen liest, daß eine reizende Frau und eine gesicherte Position neben dem berühmten Schwiegervater auch „Glück“ ist, daß man es mir in eurem Bekanntenkreise sehr verdenkt, daß ich nach Brahnsberg in meine Heimat gegangen bin, als man mich fragte, ob ich meine Kräfte der Heimat widmen wollte. Liebe Frida, wir haben uns so lieb, und Du kennst mich trotzdem so wenig, daß Du es nicht einsehen kannst, daß diese Art meiner beruflichen Tätigkeit mich weit mehr befriedigt! Daß Herr Doktor Zurmehlen das nicht einsieht, kann ich gar nicht anders erwarten, und daß er seine zukünftige schöne junge Frau gewiß an die richtige Stelle bringen wird, ohne auf seinen Beruf besondere Rücksicht zu nehmen, ist ja selbstverständlich, wenn sie über die Gelder verfügt, die der Herr Doktor Zurmehlen gebraucht. Du kennst mich aber genug, um zu wissen, daß mir Herr Doktor Zurmehlen und sein Urteil nicht imponieren, sondern ganz gleichgültig sind.

Leider ist es mir auch gleichgültig, ob und wann mir der Sanitätsratstitel winkt, und zum Professor fühle ich eigentlich noch weniger Lust. Wie oft muß ich Dir, meiner Frau, die mich doch darin kennen sollte, das sagen. Weißt Du, liebe Frida, mir scheint es jetzt oft, als kanntest Du mich nicht genau genug, als Du Dich mit mir verlobtest — und ich kann mir doch das Zeugnis geben, mich stets so Dir und Deinen Eltern gegenüber gezeigt zu haben, wie mein innerstes Wesen war. Dadurch, daß ich Deinen und Deiner Mutter Bitten und Deines hochverehrten Vaters ehren-

vollem Antrag, vorläufig sein Assistent zu bleiben, nachkam, habe ich Dir vielleicht ein etwas falsches Bild von mir gegeben.

Das ist mir — um unser beider willen — jetzt sehr leid. Aber was tut man nicht als Bräutigam, der seine Frida liebt, von dieser Frida aber denkt, daß sie ihn im Laufe von einigen Ehejahren so verstehen lernt, daß sie auch wo anders als in Berlin ihr Glück mit ihm findet. Und dann — Brahnsberg ist doch nicht aus der Welt, noch nicht einmal Tsingtau oder Keetmanshoop, allwohin die Beamten- und Offiziersfrauen ihren Männern doch auch folgen.

Ich freue mich, daß Du Dich auf den Festen amüsiert hast, und daß Du Herrn Doktor Zurmehlen zu Ritterdiensten bereit fandest.

Zu Hilde Vollerts Hochzeit werde ich kommen. Bis dahin wird ja wohl hier kein besonders krasser Fall sich ereignen, und im Krankenhaus kann ich mich auf Doktor Bamert und Doktor Hillgers einige Tage wohl verlassen. Ich komme, weil, wie Du weißt, ich ein großes Familiengefühl habe, vielleicht um so größeres, als ich ohne Vaterhaus aufwuchs und mich stets nach Familienliebe sehnte.

Deshalb sehne ich mich hier so sehr nach Dir, und ich bin sehr traurig, daß Du im Ernst in der Möglichkeit meines Nichtkommens, das bei einem Arzt niemals ausgeschlossen ist, den Beweis erkalteter Gefühle oder verminderter Liebe sähst.

Nun noch eins: Du wunderst Dich über meine Nachrichten über das Kielhammersche Haus! Ja — wollten wir denn nicht auch schriftlich gemeinsam weiterleben? Wenn Du doch vorläufig noch zu sehr an Berlin und den gewohnten alten Verhältnissen hängst, so dachte ich doch, daß Dich auch die neuen, in die Du kommen wirst,

interessieren. Daher finde ich Deine Frage, ob ich dort gesagt habe, daß ich verheiratet bin, zum mindesten komisch, um nicht direkt kindisch zu sagen.

Das wissen sie selbstverständlich. In der ersten Zeit haben sie sich oft nach Deinem Befinden erkundigt, und ich wunderte mich, daß sie während der letzten Besuche, die ich dort machte, nicht wieder von Dir sprachen. Weller hat mich darüber aufgeklärt. Es ist — wahrscheinlich weil Du noch immer nicht da bist — hier in Brahnsberg das Gerücht verbreitet, daß wir in Scheidung liegen. Nun, ich lasse den lieben Brahnsbergern ihr kindliches Vergnügen, denn im Grunde läßt sich, auch wenn man es energisch wollte, gegen derartige Redereien nichts ausrichten. Ich bin also für sie bereits der „geschiedene Mann". Ob ich ihnen dadurch interessanter werde, ahne ich leider nicht.

Ich hatte mich also gewundert, daß Kielhammers mich in der letzten Zeit nie nach Dir fragten — nun ist es mir natürlich klar, daß es aus Zartgefühl nicht geschieht, weil sie eben auch von diesem Gerücht gehört haben. Zartgefühl und feines Verständnis ist es ja besonders, was ich an den Kielhammerschen Damen und zumal an Fräulein Erika bewundere, und was mir, dem Abgehetzten, in einsamer Verlassenheit so unendlich wohl tut.

Wir sehen uns also nun in kurzer Zeit wieder. Da habe ich aber eine Bitte an Dich, und Du mußt sie mir erfüllen: benütze meinen Aufenthalt in Berlin nicht, um mich zu bestürmen, noch jetzt, nachdem die Dinge so weit gediehen sind, wieder in Berlin meine alte Tätigkeit zu beginnen. Die Würfel sind für Brahnsberg gefallen, ich will und werde hier auf dem Posten bleiben, es koste, was es wolle. Ich würde mir selbst untreu, wenn es anders wäre, und das kann ich

nicht, denn nur der Mensch kann auf die Dauer glücklich sein, welcher sich treu bleibt in dem, was er für recht erkannt hat.

Ich hoffe, Du verstehst mich jetzt, liebe Frida, daß ich nicht anders kann. Mit vielen Grüßen an Deine Eltern und in der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen

Dein Bernhard.

* * *

Lieber Bernhard!

Du wirst Dich gewiß gewundert haben, daß ich Dir nicht eher auf Deinen Brief antwortete, ich habe mich aber so über ihn geärgert und gegrämt, daß ich krank wurde und mehrere Tage zu Bett liegen mußte. Also in Brahnsberg wird geredet, daß wir in Scheidung lebten? Und bloß, weil ich noch nicht als Deine gehorsame Sklavin gleich in dieses entsetzliche Klatschnest nachgekommen bin? Nein, lieber Bernhard, das machst Du mir nicht weis, da sehe ich doch tiefer. Mein Nichtkommen allein kann selbst die giftigsten Klatschmäuler nicht zu solchem Gerede veranlassen, aber wahrscheinlich erregt es berechtigtes Aufsehen, daß Du Dich so oft von diesem Fräulein Kielhammer mit dem „feinen weiblichen Verständnis“ trösten läßt. So etwas ist ja ganz erklärlich, ich würde auch über einen jungen Ehemann reden, der täglich in einer Familie verkehrt, in der ein schönes junges Mädchen ist, und mehr noch über dieses Mädchen selbst, das versucht, ihn in ihre Netze zu ziehen. Nein, lieber Bernhard, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Es war eine ungeheure Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit von Dir, nach Brahnsberg zu gehen, und es ist mein gutes Recht, mich dagegen zu wehren — das sagt Mama auch. Von Dir hätte ich das aber wirklich nicht gedacht, daß ich Dir schon

nach so kurzer Ehe ganz gleichgültig geworden bin, daß Du nicht allein gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und trotz all meiner Bitten nach diesem elenden Nest gehst, sondern Dich auch dort noch in die Netze einer Kokette ziehen läßt. Und mir, Deiner Frau, die Dir doch die Höchste und Beste sein sollte, mir erzählst Du in jedem Brief seitenlang von der Vortrefflichkeit dieser Erika, die mir doch ganz gleichgültig ist — nein, die ich hasse. Mir schreibst Du nicht ein bißchen zärtlich und liebevoll, auf das, was ich Dir schreibe, gibst Du gar nichts, ja Du wagst es sogar, mich kindisch zu nennen. Ist es da ein Wunder, wenn ich mich krank gräme und ärgere! Und dann, wenn ich mich danach sehne, mich endlich mit Dir aussprechen zu können, dann verbietest Du mir noch den Mund.

Nein, weißt Du, ich bin nicht so sanft und fügsam, wie sich diese Erika höchst wahrscheinlich den Anschein gibt zu sein, ich rede, wann und was mir beliebt, darein wirst Du Dich finden müssen. Daß Du je so häßlich und rücksichtslos zu mir sein könntest, habe ich allerdings nicht geglaubt, als ich Dich heiratete. Zu der Hochzeit von Hilde erwarte ich Dich also bestimmt. Brahnsberg ist ja nicht ohne Arzt, wenn Du auf einige Tage gehst, und hat sich ja früher auch ohne Dich behelfen müssen. Also es gäbe einfach keine Entschuldigung für Dein Nichtkommen. Mit Gruß

Deine Frida.

* * *

Meine liebe Frida!

Es ist ein Verhängnis, daß ich nun doch nicht morgen zur Hochzeit kommen kann. Fräulein Kielhammer ist plötzlich an heftiger akuter Blinddarmentzündung erkrankt, und eine sofortige Operation war heute nach-

mittag unvermeidlich. Gleich als der Major mich holte, sah ich, daß nichts anderes zu machen war. Die Überführung ins Krankenhaus mußte sofort erfolgen. Da ich nun diesen so schweren Fall habe, darf ich meinen Posten natürlich nicht verlassen, um so weniger, als die Kranke noch in Lebensgefahr schwebt, vielleicht eine zweite Operation notwendig wird, die die beiden jungen Assistenzärzte nicht machen können, da sie keine Chirurgen sind.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie leid mir dieser Zwischenfall tut, nicht allein um der jungen Dame und ihrer Eltern willen, sondern auch um Deinetwillen.

Aber als Frau eines Arztes weißt Du und mußt es immer wieder verstehen, daß die Erfüllung der Nächstenpflicht über jeder Familienrücksicht und jedem Vergnügen steht.

Über Deinen Brief kann ich heute nicht viel sagen. Deine Argumente sind so merkwürdig kindisch und unreif, und Du stellst Dich auf einen so außergewöhnlichen Standpunkt, daß ich ihn Dir gerne persönlich beantwortet hätte, denn zum Schreiben fehlt mir heute die Zeit und auch die notwendige seelische Ruhe. Hoffentlich höre ich bald von Dir. Ich muß jetzt schließen, damit mein Brief Dich rechtzeitig morgen früh erreicht.

In alter Treue

Dein Bernhard.

* * *

Telegramm.

Finde Grund der Absage durchaus nicht stichhaltig. Erwarte Dich bestimmt, sonst alles aus. Erbitte Drahtantwort, mit welchem Zuge Du kommst.

Frida.

— — — — — — — — — — — — —

Im ersten Zorn über die Absage des Gatten hatte Frida Haßlinger das Telegramm abgeschickt — nun wartete sie in fieberhafter Aufregung auf das Antworttelegramm.

Er mußte, er mußte ja kommen!

Jetzt, zwei Tage vor der Hochzeit, abzusagen — es war unerhört! Auf keinen Fall würde sie allein an der Hochzeit teilnehmen und all das halb neugierige, halb mitleidvolle Fragen über sich ergehen lassen! Was machte sie sich auch im Grunde genommen aus der Hochzeit, wenn Bernhard nicht dabei war!

Und nun aus solchem Grunde abzusagen, aus solchem nichtigen Grunde — aus übertriebenem Pflichtgefühl, aus übergroßer Sorge um diese Erika Kielhammer!

O, er sollte sie kennen lernen, wenn er sie einfach beiseite zu schieben gedachte um dieser Fremden willen!

Kindisch und unreif nannte er sie, die er bisher anzubeten vorgab!

Sie schluchzte wild und fassungslos, trotzdem sie sich fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu weinen, um nicht zur Hochzeit entzündete Augen oder gar Migräne zu haben.

Was würde Mama sagen, wenn Bernhard nicht käme — gar nicht auszudenken wäre es!

Schon über die letzten Briefe ihres Mannes hatte sie nicht mehr mit ihrer Mutter gesprochen, aber sobald der Name des Schwiegersohnes fiel, machte die Frau Geheimrätin Vollert ein undurchdringlich sein sollendes, in Wirklichkeit aber so offensichtlich mißbilligendes Gesicht, daß jeder merken mußte, da war nicht alles in Ordnung.

Und das war es eben, weswegen die junge Frau so empört war über die Absage des Gatten. In der Verwandtschaft fing man auch bereits an zu zischeln und zu tuscheln. Was gäbe das für ein Gerede, wenn

er jetzt zu der Hochzeit nicht kam! Sie war ja dann blamiert vor allen! —

Die Uhr schlug im Nebenzimmer, und Frau Frida fuhr aus ihrem verzweifelten Brüten auf und zählte gespannt die Schläge.

Elf Uhr! Schon vor einer Stunde hätte das Telegramm dasein können!

Sie horchte auf jeden Laut im Korridor, und als bald darauf wirklich die Klingel ertönte, fuhr sie nervös zusammen, sprang auf und öffnete die Zimmertür, um zu hören, wer dasei.

Eine gleichgültige Bestellung.

Trostlos langsam schlichen die Stunden dahin. Es klingelte noch oft, aber ein Telegramm kam nicht. Und endlich konnte die junge Frau sich selbst nicht mehr belügen — es würde überhaupt keines kommen.

Also es war Tatsache — Bernhard kam nicht zur Hochzeit! Wahrscheinlich wollte er sie durch die erneute telegraphische Absage nicht aufregen und schrieb einen erklärenden Brief, der am nächsten Morgen dasein würde.

Oder aber — eine lähmende, eisige Angst umkrallte plötzlich ihr Herz — sie hatte ja geschrieben: sonst alles aus! Wollte er nun zeigen, daß wirklich alles aus sei? War seine Geduld erschöpft, war es ihm vielleicht gar ganz willkommen, daß nun sie den ersten Schritt getan hatte, sich von ihm zu lösen?

Sie warf sich auf ihr Bett und brach von neuem in einen Strom von Tränen aus. War sie denn ganz und gar von aller Vernunft verlassen gewesen, als sie die unseligen Worte telegraphierte? Wäre es denn möglich, daß Bernhard sich von ihr trennte, er, den sie doch trotz allem und allem über alles liebte?

Nein, es konnte, es durfte nicht sein, daß sie ihn verloren hatte!

Sie stand auf und ging zu ihrem Schreibtisch. Sie nahm die Briefe heraus, die sie von ihm erhalten, seit er fort war, und las sie alle noch einmal.

Und während sie las und dann an die Antworten dachte, die sie ihm geschrieben, hatte sie zum ersten Male das Gefühl, daß ihre Briefe nicht so gewesen seien, wie er sie von einer Frau, die ihn liebte, erwarten durfte.

Und gleichzeitig dachte sie mit einem Gefühl des Ärgers an ihre Mutter, die gehetzt und geschürt hatte, anstatt sie auf den rechten Weg zu weisen.

Aber nein, sie wollte nicht anderen die Schuld geben für das, was sie allein verschuldet. Hatte ihr Vater nicht stets Bernhards Partei ergriffen? Aber auf ihn hatte sie nicht hören wollen. —

Es war Abend, als sie von ihrem Schreibtisch aufstand.

Sie ließ sich von dem Mädchen Tee in ihr Schlafzimmer bringen und legte sich mit rasenden Kopfschmerzen nieder. Nun galt es noch, die lange Nacht abzuwarten. Der Morgen mußte ja dann den Brief ihres Mannes bringen.

Schlaflos lag sie in ihren Kissen, und ihre Gedanken drehten sich nur immer um den einen Punkt: ob ihre Verständnislosigkeit und ihr Trotz sie ihrem Mann entfremdet hatten, ob jenes schöne junge Mädchen, jene Erika, deren Weiblichkeit und Güte er so rühmte, ihn hatte Vergleiche ziehen lassen, die zum Nachteil seiner Frau ausfallen mußten, ob er — ja ob er jetzt gar diese Erika mehr liebe als sie — — —

Die ganze Hochzeit, ja selbst der Gedanke, ob sie nun doch gezwungen sein würde, in jenem Nest da oben zu leben, alles war ihr jetzt gleichgültig außer diesem einen, ob sie Bernhards Liebe verloren hatte.

Schon sehr früh am Morgen war sie vollständig fertig angezogen und wartete voll fiebernder Ungeduld auf den Briefträger. Er kam auch zur gewohnten Zeit und brachte allerlei Gleichgültiges — von Bernhard keine Zeile.

Ganz verzweifelt und verstört saß die junge Frau vor ihrem Schreibtisch und überlegte, was sie tun sollte. Sie mußte sich zu einem Entschluß, zu irgend einer Tat aufraffen — so viel war sicher.

Mit bebenden Fingern zählte sie ihr Geld und merkte zu ihrem Schrecken, daß sie fast ihr ganzes Monatsgeld schon ausgegeben hatte. Es langte keinenfalls zu einer Reise nach Brahnsberg.

Schon in der Nacht, als ihre Gedanken, ihre Selbstvorwürfe sie nicht schlafen ließen, war ihr eine Fahrt nach Brahnsberg als das letzte, das einzige Mittel, das ihr blieb, erschienen — und nun hatte sie kein Geld!

Sie hätte sich ja an ihre Mutter wenden können, aber das erschien ihr in diesem Falle als Unmöglichkeit. Die durfte am allerwenigsten etwas von ihren Kümmernissen ahnen.

Sie dachte einen Augenblick nach, dann ging sie in ihr Zimmer, setzte sich den Hut auf, zog ihr Jakett an und verließ ihre Wohnung mit der Weisung an das Hausmädchen, ihrer Mutter bei etwaiger Nachfrage zu sagen, sie hätte notwendige Besorgungen zu machen.

Leise schlich sie die Treppe hinab. Sie zitterte davor, daß sich unten die Tür der elterlichen Wohnung öffnen könne. Sie konnte ja keinen Schritt tun, ohne daß ihre Mutter genau darüber Bescheid haben wollte, gerade so als sei sie noch immer die unmündige Haustochter.

Zum ersten Male schien es ihr lästig, in demselben Haus mit den Eltern zu wohnen,

Unten eilte sie bis an die nächste Straßenecke und winkte ein Auto heran, dem sie die Adresse der Privatklinik ihres Vaters nannte.

In zehn Minuten war sie dort.

„Der Herr Geheimrat ist bei einer Operation. Ich werde Frau Doktor inzwischen das Privatzimmer öffnen,“ sagte die Schwester, die ihr entgegengekommen war. Nun saß Frida in dem altvertrauten und doch so lange nicht betretenen Raum, blickte auf die große Wanduhr und wartete. Dabei dachte sie voller Angst, daß so eine Operation manchmal stundenlang dauerte, und daß sie an diesem Abend nicht mehr in Brahnsberg sein konnte, wenn es ihr nicht gelang, den Mittagszug zu benützen.

Aber schon nach einer halben Stunde hörte sie den Schritt ihres Vaters nahen. Sie sprang auf und eilte ihm entgegen, ehe er noch die Tür geöffnet hatte.

Der Geheimrat hatte noch den weißen Operationsmantel um und sah fast ängstlich in das Gesicht der Tochter. „Schon so früh, Kind? Ist etwas passiert?“ fragte er hastig.

Sie warf sich plötzlich laut aufschluchzend an seine Brust. „Ach, Papa — Papa, du mußt mir helfen! Ich bin grenzenlos unglücklich!“

„Na, na, was ist denn nur los? Beruhige dich doch nur! Natürlich helfe ich dir — natürlich!“ Er führte sie sanft zum Sofa, setzte sich neben sie, den Arm um sie schlingend, und sie lehnte vertrauensvoll wie als Kind so oft den Kopf an seine Schulter. Ihre Nerven gaben nach, sie mußte sich erst ein Weilchen ausweinen, ehe sie ordnungsmäßig berichten konnte.

Und während sie stockend von Bernhards Briefen erzählte, ihrer Weigerung, nach Brahnsberg zu gehen, der Hochzeitseinladung und Bernhards Absage und

schließlich von dem unglückseligen Telegramm, da stand ihr Vater auf und ging einigemal hastig im Zimmer auf und ab, wie er es immer tat, wenn er erregt war.

Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen. „Ich will dir nur das eine sagen, Frida: wenn Bernhard jetzt seinen Posten verlassen hätte und zu der Hochzeit gekommen wäre, trotzdem er eine Todkranke in seiner Klinik hat, die auf ihn angewiesen ist, so hätte er meine Achtung unwiederbringlich verloren," sagte er sehr ernst.

Die junge Frau fing von neuem zu weinen an.

„Ich muß gestehen, daß es mich tief schmerzt, daß du noch viel zu unreif zu sein scheinst, um einen Mann wie Bernhard ganz zu würdigen und zu verstehen," fuhr der Geheimrat mit einer Strenge fort, die seine Tochter nicht an ihm gewohnt war. „Deine Mutter war damals so sehr dafür, daß du Frau Zurmehlen werden solltest, und ich war glücklich, daß deine Wahl nicht auf ihn, sondern auf Haßlinger fiel, denn ich hätte niemals meine Einwilligung zu einer Heirat mit Zurmehlen gegeben — ich hatte gewichtige Gründe dagegen. Haßlinger dagegen hat von Anfang an mein vollstes Vertrauen, meine höchste Achtung gehabt, und ich hatte gehofft, daß sich an seiner Seite alle deine guten Eigenschaften voll entwickeln würden. Ich habe auch verstanden, daß und warum er von hier fortging. Ich habe mich absichtlich nicht hineingemischt in deine Kämpfe, ich glaubte sicher, daß dein Herz, dein Verstand selbst das Richtige finden würden, leider hat deine Mutter sich nicht neutral gehalten —"

Er seufzte, und Frida sah zu Boden und wußte genau, was ihr Vater dachte, ihr alter, geliebter, verehrter Vater.

„Aber ich will dir jetzt keine Vorwürfe machen, Kind," fuhr er milder fort und strich ihr zärtlich über

das verweinte Gesicht. „Nur das eine noch: vielleicht braucht kein Mann so notwendig eine traute, behagliche Häuslichkeit, eine Frau, die ihn versteht, ihn anregt, als wir Ärzte, die wir Körper und Geist aufs äußerste anstrengen müssen, die wir tagaus, tagein Menschenleid und Menschenelend sehen müssen.“

Frida faßte nach der Hand ihres Vaters, küßte sie, und ihr Herz zog sich dabei schmerzlich zusammen, während sie daran dachte, wie selten ihr Vater sein Heim aufsuchte, wie er lieber hier draußen blieb, weil — ja weil ihre Mutter nicht verstand, dem Vater das Heim traut und gemütlich zu machen, wo nur immer ihr Wille und ihre Meinung herrschen sollten.

„Ich will dir nicht verhehlen, Kind, daß ich glaube, daß dein Verhalten jetzt eine schwere Enttäuschung, ein großer Schmerz für Bernhard war — du mußt versuchen, seine Liebe wiederzugewinnen.“

„Ich will noch heute nach Brahnsberg fahren, Vater —“

„Das wird wohl das beste sein, denn die Hochzeit allein mitzumachen —“

„Auf keinen Fall!“ rief die junge Frau heftig. „Laß die Leute doch denken, was sie wollen, schließlich ist es ja ganz egal.“

Der Geheimrat lächelte fein. „Na also, dann lebe wohl und grüße mir Bernhard — ich habe, so leid es mir tut, keine Zeit mehr für dich.“

„Ich habe aber kein Geld, Vater,“ sagte sie verlegen.

Der Geheimrat ging an seinen Schreibtisch und nahm einige Scheine heraus. „So, das wird auf alle Fälle genug sein. — Ist sonst noch etwas?“

„Ich möchte nicht gerne, daß Mama vorher etwas von meiner Reise erfährt.“

Der Geheimrat nickte verständnisvoll, dann sah er

nach seiner Uhr. „Dein Zug geht um zwei Uhr zehn. Wenn du also um ein Uhr von zu Hause fortgehst, genügt es. Kurz vor ein Uhr werde ich bei Mama sein und sie so lebhaft unterhalten, daß sie nicht dazu kommen wird, aus dem Fenster zu sehen."

Die junge Frau reckte sich an ihrem Vater in die Höhe, legte ihm die Arme um den Hals und küßte ihn zärtlich. „Ich danke dir für alles, Vater!"

Er drückte sie sanft an sich. „Na und nun Kopf hoch, Kind! Bernhard hat dich lieb trotz allem, es wird noch alles gut werden."

— — — — — — — — — — — — —

Punkt ein Uhr schlich Frau Frida scheu wie ein Dieb zum Hause hinaus.

Ängstlich blickte sie noch auf dem Bahnsteig um sich, ob sie nicht irgendwo Bekannte entdeckte. Ihr war zumute, als sei sie auf verbotenen Wegen und nicht auf dem höchst berechtigten und vernünftigen zu ihrem Manne.

Ganz wohl wurde ihr erst, als sie im Frauenabteil saß und der Zug sich in Bewegung setzte.

Lange Stunden Eisenbahnfahrt hatte sie vor sich, eine doppelt lange Zeit, wenn man Gedanken der Sorge, der Reue und Furcht als Reisebegleiter hat.

Aber je weiter sie sich von Berlin entfernte, je mehr wollte die Freude, ihren Mann wiederzusehen, jedes andere Gefühl unterdrücken. Jetzt erst kam es ihr voll zum Bewußtsein, wie grenzenlos sie sich nach ihm gesehnt hatte, und sie begriff sich selbst nicht mehr, daß sie es so lange ohne ihn ausgehalten hatte. Und daneben immer das dumpfe Angstgefühl: wie würde sie ihn finden? Wie würde er sie empfangen?

Sie blickte durch die Fenster hinaus in die grünende Landschaft, die der Zug durcheilte.

Hier merkte man erst, daß es Frühling werden wollte, denn da drinnen zwischen den hohen Häusern Berlins hatte sie kaum etwas davon gewußt. Sie war vor all dem Hasten und Treiben, vor all der Unruhe, in der sie sich befand, seit ihr Mann fort war, gar nicht dazu gekommen, einmal hinauszugehen in den Tiergarten oder sonstwohin, wo sich der Frühling auch in der Großstadt zeigt.

Und da lag es endlich vor ihr, das alte, freundliche Städtchen, das sie so gehaßt, und die junge Frau, die bleich vor Aufregung am Fenster stand, dachte jetzt nicht daran, ob es schön oder häßlich sei, sie wußte nur, daß dort in einem der Häuser der Mann war, den sie über alles liebte, dessen Liebe zu verlieren sie nicht ertragen würde.

Sie ließ ihre Tasche am Bahnhof und schritt langsam wie eine Träumende die Parkstraße hinunter, an deren Ende das Haus ihres Mannes liegen sollte.

Wahrscheinlich war er noch gar nicht daheim um diese Zeit. Vielleicht saß er am Krankenbett Erika Kielhammers —

Sie dachte es mit scharfem Schmerz.

Nun gut, dann würde sie eben auf ihn warten, einmal mußte er doch nach Hause kommen.

Da — das war also Nummer 12 — die freundliche, hübsche, kleine Villa mit dem Vorgarten. Zögernd öffnete sie die Gittertür und schritt hindurch, um an der Haustür zu schellen.

Ihr Herz klopfte fast schmerzhaft stark, und ein leichtes Schwindelgefühl überkam sie, während sie wartete.

Ein freundliches Dienstmädchen in weißem Häubchen öffnete und blickte erstaunt auf die fremde, feingekleidete Dame.

„Herr Doktor zu Hause?“ fragte Frida mit halberstickter Stimme.

„Herr Doktor ist in seinem Arbeitszimmer. Wen darf ich melden?“

„Sie brauchen mich nicht zu melden — — ich — ich bin Frau Doktor Haßlinger — ich will meinen Mann überraschen,“ stieß sie hastig hervor.

Das Mädchen strahlte. „O, wie wird sich Herr Doktor freuen! Gehen gnäd'ge Frau nur hier durch, da merkt er nichts!“

Sie öffnete die Tür eines Zimmers, das nur durch einen Vorhang von einem anderen getrennt war.

Da stand sie nun mit zitternden Knien und wagte nicht vorwärts zu schreiten.

„Wer ist da?“ fragte eine ruhige Stimme aus dem Nebenzimmer — eine vertraute, liebe, geliebte Stimme.

Sie lief plötzlich vorwärts und schlug den Vorhang zurück. Eine Sekunde starrte der Mann, der am Schreibtisch saß, fassungslos, als traue er seinen Augen nicht, auf die Frauengestalt in der Tür, dann sprang er auf.

„Frida!“

Das war ein Jubelschrei — und plötzlich lag sie lachend und weinend an seiner Brust, und er hob sie empor und trug sie zu dem Sofa in der Ecke des Zimmers, und dort setzte er sich, die leichte Gestalt auf den Knien haltend, und sie legte die Arme um seinen Hals, schmiegte ihre Wange gegen die seine und wußte fürs erste nichts anderes, als daß aller Kummer und alle Zweifel versunken waren, und daß sie grenzenlos glücklich sei.

Dann kam leise und zagend die Frage: „Warum hast du mir nicht geantwortet auf die Depesche?“

Er bog ihren Kopf zurück und sah ihr ernst forschend

in die Augen. „Muß ich dir das wirklich noch erklären?“

Da wurde sie glühendrot und barg das Gesicht an seinem Hals, und dann flüsterte sie ihm allerlei ins Ohr, allerlei, was ihn sehr beglücken mußte, denn er preßte sie immer fester an sich und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

„Alles ist vergeben und vergessen, alles, du süße, kleine, törichte, liebe Frau!“ sagte er dabei.

„Und Fräulein Kielhammer?“ flüsterte sie.

„Es geht ihr gut, sie ist seit heute außer Gefahr —“

„Ich — ich meine, ob sie — ob du — — ob du sie sehr gerne hast?“ stotterte sie.

Er lachte laut auf. „Ja, ich habe sie sehr gerne, und du wirst sie auch gerne haben. Aber nun muß ich dir auch eine Beichte ablegen. Alles, was ich dir von Fräulein Kielhammer schrieb, ist wahr, nur eines habe ich dir verschwiegen: sie ist nämlich schon seit zwei Jahren die glückliche Braut ihres Vetters, eines Marineoffiziers. Sowie er von der Auslandreise zurückkommt, ist die Hochzeit.“

Sie faßte ihn mit beiden Händen bei den Ohren und schüttelte seinen Kopf hin und her. „Du alter, böser, schlechter Mann! Also ganz mit Überlegung hast du mich eifersüchtig machen wollen?“

„War mein Mittel nicht ganz gut?“ lachte er. „Ohne das säße ich am Ende noch immer hier als eheverlassener Mann, während du — —“

Sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß. „Reden wir nicht mehr davon,“ sagte sie.





Spiritistische Kunststücke.

Von E. E. Weber.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Glaube an die Existenz von Geistern und die Möglichkeit eines Verkehrs mit ihnen ist uralt und bei vielen Naturvölkern der Gegenwart weit verbreitet. Bei den Indianern Nordamerikas, den Zulus Afrikas, den Steppenvölkern Asiens wird durch die Zauberer die Hilfe der Geister angerufen, mehr aber noch ihre feindliche Gesinnung gegen die Lebenden und ihr boshaftes Bestreben, diesen zu schaden, fernzuhalten gesucht. In unserem eigenen Volksglauben haben sie lange fortgespukt als Gespenster.

Einen der Ausgangspunkte für den Glauben an das Vorhandensein und Walten von Geistern bildet bei den Naturvölkern ohne Zweifel das Traumleben. Im Traum tauchen die Gestalten der Verstorbenen und andere belebte Erscheinungen auf, die reden, handeln, warnen und Furcht erwecken, und so kann der Naturmensch, der den Ursprung und die Zusammenhänge des Traumes nicht kennt, der ferner, weil ihm eine Einsicht in die Natur und ihre Gesetze abgeht, alle ihm unerklärlichen Naturerscheinungen als die Wirkung von höheren Wesen ansieht, gar nicht umhin, die Traumgestalten als übernatürliche Wirklichkeit aufzufassen und in ihnen einen selbst erfahrenen Beweis für die Existenz von Geistern zu erblicken. Bei dem Kulturmenschen aber beruht die Annahme von Geistern

zum guten Teil auf dem tiefeingewurzelten und berechtigten Verlangen nach dem Fortleben des geistigen Ichs über den Tod hinaus.

Eine neue Belebung hat der Glaube an Geister und die Anbahnung eines Verkehrs mit ihnen bekanntlich durch den Spiritismus erhalten. Daß diese Wiedererweckung überhaupt möglich war, ist zunächst zurückzuführen auf das uns unbewußt überkommene Erbgut aus grauer Vergangenheit, das, wie erwähnt, aus dem Vorstellungskreis der Naturvölker stammt, hinter unerklärlichen Vorgängen das Eingreifen von Geistern zu suchen, sodann aber auch auf die in der neueren Wissenschaft überwiegende Richtung, auch seelische Prozesse mechanisch zu zerlegen und zu deuten. Wie es nicht anders sein kann, bleibt hierbei ein guter Rest des Unerklärlichen übrig, das gegen die Richtigkeit der mechanischen Auffassung zu sprechen scheint und darum zu einer Stütze für das Hineinragen des Übersinnlichen in das geistige Leben des einzelnen und der Gesamtheit wird. Namentlich an diesem Punkt hat der Spiritismus den Hebel angesetzt.

Der Vater der spiritistischen Lehre ist der Schwede Swedenborg, der, mystisch in außergewöhnlicher Weise beanlagt, die „Neue Kirche des himmlischen Jerusalem“ stiftete und auf Grund eigener Erlebnisse ein Lehrsystem ausbaute, das den Wert von Visionen geschickt verfocht und mit bestechender Überzeugungskraft für die Wirklichkeit eines Verkehrs mit Geistern eintrat. Die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aufkommende Naturphilosophie Schellings gab diesen Bestrebungen neue Nahrung. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden dann zu eifrigen Förderern der spiritistischen Bewegung die Geschwister Fox in Hydesville bei New York, die aus Klopftönen die An-

sichten der Geister erkunden zu können behaupteten. Dieses Geisterklopfen als Zeichensprache aus der Welt des Übersinnlichen verbreitete sich schnell durch Nordamerika, erhielt eine Ergänzung durch das Tischrücken und fand alsbald auch Eingang in Europa.



Das Medium begibt sich mit dem Taschentuch in das Kabinett.

Jetzt beschäftigten sich auch wissenschaftlich gebildete Männer mit den spiritistischen Problemen, wie der Mathematiker Hare und der Jurist Edmonds. In Amerika war es besonders Andreas Jackson Davis, der zugunsten des Spiritismus eine große Anzahl von Schriften verfaßte, deren Inhalt ihm von den Geistern selbst eingegeben sein sollte. In Frankreich wirkte in

dem gleichen Sinn Allen Kardec, der sich noch dadurch auszeichnete, daß er ein förmliches Geisterreich schuf, in dem er die verschiedenen Geister nach ihrer Eigenart



Die Erscheinung des Geistes.

in bestimmte Gruppen einteilte. In Deutschland waren es angesehene Männer, wie Perty, Reichenbach, Zöllner und Hellenbach, die Beweisstoffe für die spiritistischen Lehren sammelten, das ganze System erweiterten und vertieften und durch diese Tätigkeit viele Anhänger warben. Zu ihnen gesellte sich dann in den siebziger Jahren der russische Staatsrat Aksakow.

Unter der Voraussetzung von Geistern, die in un-

serer Mitte weilen und nur durch die Beschränktheit unserer Sinne nicht wahrnehmbar sind, ist es nun auch denkbar, daß sie durch besondere Einflüsse veranlaßt werden können, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und einen Verkehr mit den Menschen anzuknüpfen. So wenigstens folgern die überzeugten Spiritisten und halten darum die sogenannte Materialisation der Geister für möglich.

Versetzen wir uns, um diesen Vorgang zu ver-

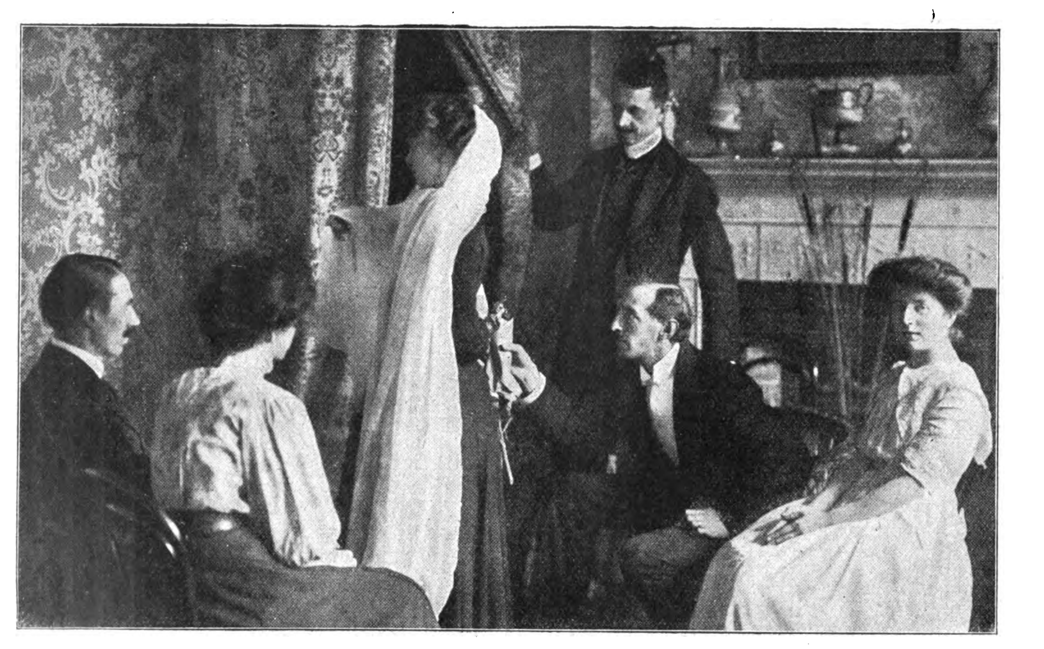


Geist mit einem materialisierten Vogel und Blumenstrauß und aufgelöstem Haar.

stehen, für einen Augenblick in den Gedankengang der Spiritisten. Nach spiritistischer Annahme ist der Geist, der im Menschen lebt, durch eine ätherische Substanz,

das Perisprit, an den Körper gebunden. Nach dem Tode verläßt der Geist den Körper und führt nun eine selbständige Existenz. Gewisse Personen, die Medien, besitzen einen Überschuß an Perisprit, der sie befähigt, die freien Geister zu binden, sie gewissermaßen zeitweilig wieder körperlich zu machen, das heißt zu materialisieren. Der Körper, der bei den Materialisationen sichtbar wird, wird von manchen Spiritisten als „Astralleib“ bezeichnet, von dem sie dann zugleich annehmen, daß er bei Lebzeiten eine ätherische Hülle für die Seele ist. Sie gehen damit auf den Astralkörper zurück, den schon die Inder der Seele zuschrieben und von dem dann später die Neuplatoniker, Paracelsus und andere Theosophen, glaubten, daß er der Träger oder gleichsam das Gewand der Seele sei. Seiner ätherischen Abstammung nach nimmt man ihn auch leuchtend an.

Will ein Medium einen Geist zur Materialisation veranlassen, so versetzt es sich nach Ansicht der gläubigen Spiritisten in einen der Hypnose ähnlichen Zustand, die „Trance“, weil es so, frei von den störenden Einflüssen der Außenwelt, sich mehr verinnerlichen und seinen überschüssigen Perisprit stärker auf die Herbeiführung eines beliebigen oder eines von den Zuschauern gewünschten Geistes verwenden kann. Unbedingt notwendig ist aber die Trance nicht. Zuweilen müssen auch die Zuschauer sich gegenseitig an den Händen festhalten oder, wie man es nennt, die Kette bilden, um die magnetische Strömung zu verstärken. Mag nun die Zitierung der Geister in der Trance oder im Wachzustand erfolgen, immer zieht sich das Medium sonderbarerweise in ein kleines Kabinett oder eine Nische zurück, die von dem Zuschauerraum durch Vorhänge getrennt ist. Dies ist nach der Behauptung der Spiritisten angeblich nötig, um eine Ablenkung des Me-



Die Mittelsperson steckt dem Medium Gegenstände zu, die materialisiert werden sollen.

diums von seinem Vorhaben zu vermeiden. Regelmäßig wird ferner das Zimmer verdunkelt, da hierdurch die bleichen oder schimmernden Geister besser erkennbar werden sollen. Endlich nimmt an den spiritistischen Sitzungen stets eine dem Medium nahestehende Mittelsperson teil, die sich unter den Zuschauern aufhält und deren besondere Aufgabe es angeblich ist, Störungen durch den einen oder anderen Anwesenden von dem Medium fernzuhalten. Man ersieht hieraus, wie systematisch und scheinbar berechtigt alles angeordnet ist, doch zeigt es für den Scharfblickenden auch zugleich die Kehrseite, Betrügereien wohlberechneten Vorschub zu leisten.

Wie schon angedeutet, erscheint entweder irgend ein Geist, der gerade der Zitierung des Mediums folgt, oder es kann auch der Geist einer berühmten Person oder der eines Verwandten des Zuschauers materialisiert werden. Je nach den Umständen gibt dann der Geist von selbst gewisse Auskünfte oder er beantwortet auch bestimmte Fragen, die aus dem Zuschauerkreis an ihn gerichtet werden. Doch ist das Medium nicht nur imstande, Geister zu materialisieren, sondern es vermag auch Blumen und Vögel aus dem Jenseits herbeizuholen. Derartige Materialisationen sind indessen nur dadurch verständlich, daß nach den Erklärungen einiger Medien die Geisterwelt sozusagen ein Spiegelbild der irdischen Welt darstellt und sich deshalb in ihr auch Tiere und Pflanzen in ätherischer Form vorfinden, Angaben, die einem verständigen Menschen nur ein Lächeln entlocken können.

Meist sind die Geister in durchsichtige weiße Schleier gehüllt, die häufig obendrei leuchten. Die Gesichtszüge sind gewöhnlich nur verschwommen; bei berühmten Personen aber, deren Gesichtsschnitt allgemein bekannt



Das Medium führt die Mittelsperson als männlichen Geist vor.

ist, sind sie in der Regel scharf ausgeprägt. Es gibt ferner männliche und weibliche Geister. Weibliche Geister



Das Medium als männlicher Geist; im Kabinett ein verhülltes Gestell als zweiter Geist.

tragen nicht selten langes, aufgelöstes Haar. Auch kindliche Geister können zitiert werden. Befremdlich ist es, daß der Bildungsstand der Geister dem der

Medien gleicht und sie in ihrer Aussprache sehr oft die mundartliche Klangfärbung zeigen wie die Medien selbst. Aber auch diese Momente erscheinen über-



Masken, Perücken und Drahtgestell für die Betrügereien des Mediums.

zeugten Spiritisten seltsamerweise keineswegs verdächtig.

Solange ein Geist erscheint, bleibt das Medium in der Regel in dem abgegrenzten kleinen Kabinett,

doch kommen davon bisweilen auch Ausnahmen vor. Um das Mitnehmen irgendwelcher Dinge zu betrügerischen Zwecken zu verhindern, wird das Medium vor dem Betreten des Kabinetts von Vertrauenspersonen untersucht. Auch wird es vielfach, nachdem es im Kabinett auf einem Stuhl Platz genommen hat, an diesem festgebunden und an Händen und Füßen gefesselt. Ferner untersucht man vorher das Kabinett daraufhin, ob es Gegenstände enthält, die zu einer Täuschung benützt werden könnten, und ob es nicht etwa geheime Zugänge besitzt, durch die Helfershelfer den Zutritt zu erlangen vermöchten. Auf wie schwachen Füßen in Wirklichkeit diese vermeintlich sicheren Vorkehrungsmaßregeln gegen einen Betrug stehen, werden wir sogleich erkennen.

Das ist der regelmäßige Hergang bei einer spiritistischen Sitzung. So zahlreich dieselben indessen schon abgehalten worden sind, noch nie ist es gelungen, einen Geist völlig einwandfrei vorzuführen, sondern stets hat sich früher oder später ergeben, daß die Sache einen Haken hatte. Denn alle Umstände, die mit einer Geistervorführung verknüpft sind, begünstigen spekulative Personen, die sich für Medien ausgeben, geradezu zu betrügerischen Vornahmen, teils um von ihren gläubigen Anhängern desto größere Geldbeträge zu beziehen, teils um sich in ein desto geheimnisvolleres Licht zu setzen.

Derartige Betrügereien sind nachweisbar in Dutzenden von Fällen von Medien verübt worden, und erst kürzlich wieder ist in England ein bisher hochgeachtetes Medium als eine höchst geschickte und äußerst dreiste Schwindlerin entlarvt worden.

Unsere Abbildungen zeigen dieses Medium in der Weise, wie es in den spiritistischen Sitzungen, bei

denen natürlich der Zuschauerraum verdunkelt war, aufzutreten pflegte. Nach seiner Entlarvung zwang man es, seine Vorführungen bei vollem Tageslicht zu wiederholen, wobei dann die photographischen Aufnahmen, die unseren Bildern zugrunde liegen, gemacht wurden. Auch wurde es veranlaßt, die betrügerischen Kniffe, deren es sich bei den Materialisationen bediente, selbst zu enthüllen.



Das Verschwinden des Mediums in den Boden. Aufrechte Stellung.

Auf unserem ersten Bilde sehen wir dieses Medium im Begriff, sich in das Sonderkabinett zurückzuziehen, wobei es harmlos ein Taschentuch in der Hand hält. Es war dies indessen kein gewöhnliches Taschentuch, sondern ein sehr feiner Musselinstoff, der dicht zusammengelegt war und nachher auseinandergefaltet als schleierhafte Geisterhülle verwendet wurde. Das zweite Bild zeigt das Medium als Geist, das dritte, wie es mit aufgelöstem Haar einen an-

geblich materialisierten Vogel und einen Blumenstrauß sehen läßt.

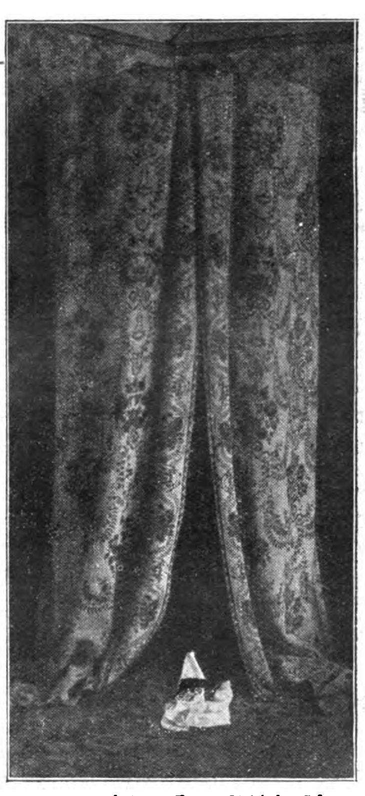
Es wurde hierbei bereits bemerkt, daß die Medien von einer Mittelsperson begleitet werden, die etwaige Störungen während der Sitzungen zu unterdrücken haben. In unserem Falle verstand es die Mittelsperson, wie es die vierte Abbildung bei Belichtung veranschaulicht, dem Medium in dem völlig verdunkelten Zuschauerraum Blumen und dergleichen zuzustecken. Diese Dinge wurden dann, wie schon erwähnt und aus der ersten Abbildung zu ersehen, angeblich materialisiert.



Knieende Stellung.

Dieselbe Mittelsperson half dann auch bei den Geistererscheinungen selbst mit. Sie schlüpfte in der Dunkelheit in das Kabinett und trat dann neben dem Medium, halb verdeckt durch die Vorhänge, als männlicher Geist im Gesellschaftsanzug auf.

Ferner benützte dieses betrügerische Medium zusammenlegbare Drahtgestelle, die es auseinander zog und im Hintergrund des Kabinetts mit weißem Stoff umhüllt aufstellte, um einen zweiten Geist vorzutäuschen, während es selbst unter entsprechender Gesichtsmimik einen männlichen Geist darstellte.



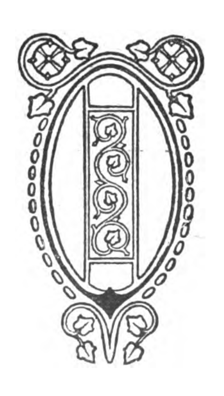
Das zurückgelassene Schleierstück.

Weiterhin wurde festgestellt, daß dieses Medium bei den Geisterzitationen auch Masken und Perücken gebrauchte, um durch sie den angeblichen Geistern das jeweilig erforderliche Aussehen verleihen zu können. Auch diese Hilfsmittel reichte die Mittelsperson dem Medium dar.

Sehr verblüffend wirkte endlich bei den Sitzungen das Verschwinden eines Geistes in den Boden. Dieses Rätsel fand nach der Entlarvung eine sehr einfache Lösung. Das Medium stand, wie unsere Bilder zeigen, zwischen den Vorhängen des Kabinetts zuerst aufrecht. Dann kniete es nieder, so daß durch das herabfallende

Gewand, das sich auf dem Boden aufbauschte, scheinbar der untere Teil des Körpers verschwand. Zuletzt legte es sich der Länge nach hin, kroch nach rückwärts in das Kabinett hinein und ließ zwischen den Vorhängen des Kabinetts einen Teil des weißen Kopfschleiers liegen.

Man wird vielleicht fragen, wie denn derartige plumpe Schwindeleien überhaupt möglich sind. Die Antwort auf diese Frage ist darin zu suchen, daß die große Mehrzahl der Zuschauer von vornherein gutgläubig ist, daß das betrügerische Medium verdächtige Personen unter dem Vorwand, sie würden die Verinnerlichung und damit das Erscheinen der Geister stören, entfernen läßt, daß ferner die Mittelsperson jederzeit bereit ist, einzuspringen und dem Medium, dem die Entlarvung droht, den Rücken zu decken, und endlich, aber nicht zuletzt, daß die Frechheit so ungeheuerlich ist, wie es der Zuschauer niemals anzunehmen wagt.





Wiederherstellung?

Ein Nachtbild. Von Friedrich Thieme.

1.

Vor dem Portal des Kreisirrenhauses hielt ein Wagen. Diesem entstieg, rechts und links von einem Wärter geleitet, ein Mann, auf dessen fahles, verstörtes Antlitz der harte eherne, mitleidlose Griffel des Lebens einen ganzen Roman geschrieben hatte. Alle Kapitel vom ersten bis zum letzten standen in lesbaren Runen hier verzeichnet — die freudlos verlebte Kindheit, der frühe Kampf ums Dasein, die fruchtlose Arbeit, die getäuschte Erwartung, der Verlust, der Schmerz, die Verzweiflung. Der gebeugte Nacken sprach: Ich habe getragen und bin nicht aufgerichtet worden! Die schwieligen, welken Hände mit den blauen aufgequollenen Adern sagten: Wir haben gearbeitet ohne Segen! Das blasse, eingefallene Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen erzählte: Ich habe den Mangel und die Sorge und den Schmerz gekannt! Die stark mit Grau vermischten, glanzlosen, spärlichen Haare erklärten: Wir sind vor der Zeit gebleicht! Die stieren, wirr blickenden, verstört flackernden Augen enthielten das letzte Kapitel, und es stand geschrieben in ihnen: Der aus uns schaut, hat den einzigen Trank der Vergessenheit getrunken, den die grausame Natur uns beschert! Ich verkünde euch, daß der, der durch uns die Welt betrachtet, ein Mensch war und nicht

mehr ist. Nur das Tier ist geblieben mit seinen Krallen, seinen Begierden, seinem Hunger, seiner dumpfen Angst — der geheimnisvolle Prometheusfunken ist entwichen aus dem traurigen Gefängnis, das ferner zu bewohnen er ein Grauen empfand. Die Feder der Uhr ist gesprungen bei ihrem tiefen Falle, das Licht des Geistes ist für immer entflohen und hat eine Nacht zurückgelassen, schauderbar und ewig; jenes Licht, durch das allein dieser Schatten eine Persönlichkeit, dieses Gehäuse ein Mensch mit einem bewußten, aus Willen und Urteil bestehenden Inhalt, dieses Phantom ein Ich war; jenes Licht, durch welches allein die Welt im aufgehenden Bewußtsein des Menschen geschaffen und einer objektiven, mechanischen, ungefühlten und unfühlbaren Existenz entrissen wird!

Als der Mann das große Haus und die hohen, mit eisernen Spitzen gesicherten Mauern und die Gitter erblickte, ward er von einer sinnlosen Furcht ergriffen wie ein Tier im Angesicht der Schlachtbank — es weiß nicht, daß es hier geschlachtet und gepeinigt werden soll, es hegt keine Ahnung von der eigentlichen Bestimmung der Dinge um sich, aber ein Instinkt in ihm erwacht und erzeugt eine grenzenlose, furchtbare Angst: entsetzt erhebt es die Stimme und tobt verzweifelt und ohnmächtig gegen die Bande, welche der Flucht aus der grauenvollen Umgebung sich entgegenstemmen. So der Unglückliche, der einst unser Bruder war: mit der wilden Kraft eines sich losreißenden Büffels schleuderte er die führenden Wärter zurück; ein unartikuliertes Gebrüll ausstoßend, warf er sich mit einem gewaltigen Sprunge vorwärts, dann raste er dahin wie ein flüchtiger Hirsch, den die schnappende Meute verfolgt. Hinter ihm drein die Wärter. Aber nie hätten sie den aus seiner Todesangst Riesenkräfte Schöpfenden ein-

geholt, wenn nicht eine Mauer, die der blindlings Dahinjagende in seinem plan- und urteillosen Ungestüm nicht wahrnahm, seinem wahnwitzigen Laufe ein jähes Ziel gesetzt hätte. Unvorbereitet, plötzlich, wie ein vom Habicht gehetzter Vogel, schoß er gegen das Hindernis, und wie dieser hätte er sich den Kopf eingestoßen, wenn die Mauer nicht niedriger gewesen wäre als er selber. So kam er nur jählings zu Falle, heftig zwar, doch ohne gefährliche Wirkung, und im nächsten Augenblicke warfen sich die Verfolger auf ihn, legten dem sich verzweifelt Wehrenden Fesseln an und schleppten ihn zu der Pforte zurück und durch diese hinein in das Gebäude, das der Gegenstand seines unbewußten Entsetzens gewesen war.

Direktor Moser betrachtete den ihm vorgeführten Patienten mit kritischen Augen. „Ein Tobsüchtiger?“ fragte er mit einem bezeichnenden Blicke auf die zur Sicherung des Unglücklichen getroffenen Maßregeln.

„Eigentlich nicht, Herr Direktor,“ erwiderte einer der Wärter. „Bisher war er ganz ruhig und still und schien völlig in sein Schicksal ergeben. Bloß als wir vor dem Hause hielten und —“

„Ganz recht,“ sagte der Direktor. „Er wird eine Zeitlang toben und sich dann wieder beruhigen. Wer ist es?“

Der Wärter nahm einige Papiere aus seiner Brusttasche und übergab sie dem Vorsteher der Irrenanstalt.

„Optiker Ewald Loßberg,“ las dieser mit sichtbar wachsender Aufmerksamkeit. „Achtunddreißig Jahre alt, geboren —“

Er unterbrach sich und schaute den Unglücklichen betroffen an.

„Optiker Loßberg? Ist das der Loßberg aus der Königstraße?“

„Jawohl, Herr Direktor."

Moser nahm den von den Wärtern an beiden Armen gehaltenen Mann nochmals und zwar mit gesteigertem Interesse in Augenschein. „Das ist also Loßberg!" äußerte er teilnahmvoll zu seinem ebenfalls gegenwärtigen Assistenten. „Ich habe schon viel von ihm gehört. Mein Gott, der Mann hat in seinem Leben viel Unglück gehabt — er ist ein zweiter Hiob, ein wahrer Märtyrer. Es wurde erst kürzlich davon gesprochen. Denken Sie, Herr Koliege, dieser Loßberg war ein hochgenialer Mensch, ein Grübler und Erfinder, der nicht nur die schwierigsten Arbeiten bewältigte, sondern sich auch mit den kühnsten Problemen abmühte. Seit vierzehn Jahren brütete er über einer großen Erfindung. Alles gab er hin für die Erreichung seines Ziels. Sein Geschäft ging zurück, und er kämpfte mit Armut und Elend. Aber über alle Hindernisse triumphierte seine Zähigkeit, trug ihn die Hoffnung hinweg — endlich schien die große Aufgabe seines Lebens gelöst. Da, gerade als er sich anschickte, das fertige Modell an das Patentamt einzuschicken, las er in der Zeitung, daß sich eben ein anderer seine Erfindung hatte patentieren lassen, die Erfindung, die ihm Ersatz leisten sollte für alle Entbehrungen, Qualen und Kümmernisse, für ein verlorenes Leben, für das in den großen Abgrund seines Idealismus geschleuderte Vermögen, für den Verlust der Gesundheit seines geliebten Weibes, das die Sorgen gebrochen hatten, und den Tod zweier Kinder, den Opfern seiner jammervollen Verhältnisse! Nun stand er da, ein Bettler, gebrochen an Leib und Seele. Sein armes Weib warf der entsetzliche Schlag aufs Sterbebett. Doch bevor sie noch die Augen für die Ewigkeit schloß, war der Geist des Unseligen der gräßlichen Enttäuschung er-

legen, die Nacht des Wahnsinns schlug ihre schwarzen Fittiche um ihn und verbannte mitleidvoll das Bewußtsein seines fürchterlichen Schicksals aus seinem Gehirn."

„Furchtbares Los!" rief der Assistent erschüttert. „Und ist die Frau gestorben?"

„Ich weiß nicht —"

Einer der Wärter bejahte die Frage. „Vor zwei Tagen," fügte er hinzu. „Morgen wird sie begraben. Aber es sind noch zwei Kinder da — ein Mädchen und ein Knabe."

„Arme Geschöpfe!" sagte der Direktor. „Ich fürchte, er ist ihnen auf immer verloren."

Dann erteilte er die nötigen Anordnungen zur Unterbringung des Kranken.

2.

Nachdem Ewald Loßberg einige Tage in fürchterlicher, sich einige Male zu wahrhaften Tobsuchtsausbrüchen steigernder Aufregung verbracht hatte, ward er still, sehr still. Sein ganzes Wesen schien von einer tiefen Niedergeschlagenheit durchdrungen. Sein Kopf senkte sich weit auf die Brust herab, ein dichter Schleier lag auf seinen Augen, er zeigte sich völlig gleichgültig gegen seine Umgebung und alles, was um ihn her vorging. Menschen und Dinge existierten kaum für ihn. Er aß, wenn er aufgefordert wurde, mechanisch wie eine Maschine. So brachte er mehrere Wochen in seiner Zelle hin, bis Direktor Moser befahl, ihn täglich in den Park der Anstalt zu führen.

„Er muß Luft und Bewegung haben," erklärte er. „Er siecht ja dahin wie ein krankes Tier."

Ein Wärter führte den Kranken in den Park hinab. Loßberg folgte gehorsam auf jedes Wort, er gab indessen kein Zeichen irgendwelcher Teilnahme weder

beim Anblick der Bäume und Blumen noch der zahlreichen Leidensgefährten von sich. Stumm und gleichgültig ging er an der Seite seines Begleiters dahin, solange dieser es für gut erachtete, stumm und gleichgültig kehrte er in seine Zelle zurück.

So waren acht Tage auf diese Weise verflossen, als der Wärter zufällig seinen Spaziergang weiter in den Park hinein ausdehnte, und zwar bis in einen weniger besuchten Teil desselben, in dem sich noch aus der Zeit her, als die Anlage den Lustgarten einer herrschaftlichen Besitzung darstellte, eine alte Statue befand. Was sie eigentlich verbildlichen sollte, wer konnte es sagen? Der Künstler hatte die Gestalt eines schönen jungen Mädchens in Marmor nachgebildet, mit lang wallendem Haar, großen Augen, lieblichem Lächeln. Auf dem Haupte trug die Figur einen Eichenkranz, in der Hand ein Füllhorn mit Blumen. Wahrscheinlich sollte die Gestalt den Frühling bedeuten.

Statuen altern wie die Menschen, wenn auch nicht so schnell. So war das leuchtende Weiß ihrer Schönheit zu einem eintönigen Grau verblichen, das Füllhorn hatte seinen Inhalt, der Kranz einige seiner Blätter verloren, und von dem rechten Arm fehlte ein kleines Stück in der Gegend des Ellbogens. Nur das Gesicht strahlte noch in seiner ganzen Anmut und Innigkeit.

Kaum erblickte der Wahnsinnige die Bildsäule, als er zum ersten Male ein Zeichen von Teilnahme von sich gab. Er jauchzte auf und streckte wie in Verzückung die Hände nach ihr aus. „Marie!“ rief er mit einem Blitz seligen Wiedererkennens in den erloschenen Augen.

„Wer ist das?“ fragte der Wärter aufmerkend, erfreut über das sich endlich wieder in seinem Schützling regende Geistesleben.

„Marie — meine liebe Frau,“ entgegnete der Wahnsinnige, der plötzlich alle seine Trauer und die Qual seines Zustandes vergessen zu haben schien. „Wir waren so lange getrennt! — O Marie,“ rief er laut und in herzlichem Tone, „wo bist du gewesen? Warum hast du mich so lange verlassen?“

Er eilte auf die Figur zu, erstieg den niedrigen Sockel und schlang inbrünstig seine Arme um den schlanken Marmorleib. „Marie, mein teures Weib!“ schluchzte er. „O, nun ist alles Elend vergessen! Nun haben wir uns wieder und trennen uns nie mehr! Wie glücklich wollen wir sein, und wie will ich nun sorgen und schaffen für dich!“

Der Unglückliche dachte weder mehr an seine Erfindung noch an seine Kinder. Nur seine Gattin glaubte er zu sehen und gebärdete sich so überglücklich in ihrem Besitz, daß der gerührte Wärter geduldig an der Stelle ausharrte. Loßberg wollte gar nicht wieder fort von seiner Marie, und mit halber Gewalt mußte sein Führer ihn endlich in seine Zelle zurückbringen.

Am nächsten Morgen lenkte er jedoch seine Schritte sogleich von selbst nach der Stelle — er schien mit Ungeduld den Augenblick erwartet zu haben. Der Wärter willfahrte ihm, ließ sich auf einer in der Nähe stehenden Bank nieder und überließ den armen Mann seiner eingebildeten Glückseligkeit. Der Kranke begrüßte die Steinfigur gleich einem lebenden Wesen, er umarmte sie und küßte den kalten Mund, dann ließ er sich auf dem Sockel zu ihren Füßen nieder und plauderte mit ihr, wie er wahrscheinlich mit seiner Marie zu plaudern pflegte. Er sprach leise, und der Wärter hörte nicht, was er sagte, er achtete wohl auch kaum darauf, sondern las die Zeitung und verzehrte sein Frühstück.

Pflichtschuldigst meldete er jedoch den seltsamen Vorfall dem Direktor und empfing die Weisung, den Patienten, solange er still und fügsam bleibe, ruhig gewähren zu lassen.

„Er hat sowieso keine Freude mehr auf der Welt," entschied der Direktor, „warum sollen wir ihm dies harmlose Vergnügen verkümmern?"

So ward es denn zur täglichen Gewohnheit, daß Loßberg vormittags und nachmittags seine geliebte Marie im Parke besuchte. Die Statue füllte ausschließlich sein Inneres aus, er erwartete mit fieberhafter Spannung die Zeit, die ihm das „Wiedersehen" mit ihr ermöglichte. Seine Augen leuchteten, sobald er sie von weitem sah. Schließlich nahm man keinen Anstand, ihn allein bei ihr zu lassen, da ihn doch, wie der Wärter sich ausdrückte, zehn Pferde nicht von der Stelle wegbringen würden. Ja, man ließ ihn endlich sogar ganz allein hingehen, denn immer blieb er in nächster Nähe der geliebten Figur, und bald fing er sogar an, sich mit der Ausschmückung des Platzes und der Statue zu beschäftigen.

Bald flocht er ihr aus Blumen einen herrlichen Kranz, den er ihr auf ihr Haupt setzte, bald verzierte er sie mit grünen Girlanden oder schmückte die zierlichen Handgelenke mit lieblichen Armbändern aus Grün und Blüten. Vom Wärter ließ er sich Hacke, Schaufel und Besen geben, damit hielt er den Platz rundumher sauber, er duldete kein Stäubchen, kein herabgefallenes Blatt.

Auf einem Beete neben der Bildsäule grub er täglich Stunden im Schweiße seines Angesichts.

Manchmal besuchte ihn der Direktor oder der Assistent, oder Besichtiger der Anstalt ließen sich zu ihm führen, um das seltsame Gebaren des Wahn-

sinnigen zu beobachten. Sie durften das auch ohne Furcht, ihn zu stören oder zu erschrecken, denn er nahm nicht die mindeste Notiz von ihnen. Nur mit den Ärzten und Wärtern wechselte er hin und wieder einige Worte.

„Na, wieder fleißig, Herr Loßberg?“ redete ihn eines Tages der Direktor an, als er ihn so angestrengt mit Hacke und Schaufel sich mühen sah.

„Danke, Herr Direktor — muß ich auch.“

„Ist's denn so nötig?“

„Man muß leben, Herr Direktor;“ erwiderte der Kranke und fuhr, mit verklärtem Lächeln auf die Statue zeigend, nach einer Pause fort: „Und wenn man verheiratet ist —“

„Ganz recht — und so glücklich wie Sie, Herr Loßberg!“

„Nicht wahr? — Aber sie ist ja auch eine Perle, Herr Direktor — o solch ein Weib! Und so gut und sanft, so häuslich und tugendhaft — sehen Sie sie nur an, wie schön sie ist!“

„Darüber kann kein Zweifel obwalten. Was graben Sie denn so eifrig?“

„Um es schöner zu machen für sie. Ich hab' mich ganz mit ihr in die Einsamkeit zurückgezogen, Herr Direktor. Ich denke, sie soll sich wohl hier fühlen. Sie lächelt auch viel freundlicher als sonst, seit ich die große Villa gekauft habe.“

„Was für eine Villa?“

Der Kranke streckte den Zeigefinger nach der Richtung aus, wo die Anstalt lag.

„Dort — eigentlich schon mehr Schloß. Und den entzückenden Park will ich mir nun einrichten nach meinem eigenen Geschmack.“

„Recht so — würde ich auch machen.“

Manchmal schien Loßberg auch sehr überrascht zu

sein, wenn jemand auf ihn zukam. Dann befand er sich in seiner Einbildung mit seiner Marie auf einer verlassenen Insel und führte mit ihr das stille Leben eines Robinson. Zuweilen zeigte er sich auch eifersüchtig. Er litt niemals, daß man sie in seiner Gegenwart berührte, oder sich den Anschein gab, als spreche man mit ihr. Nur der Direktor und der Assistenzarzt oder sein Wärter durften sich das erlauben.

Im ersten Jahre besorgte man, der Winter würde der glücklichen Tätigkeit des Armen ein Ziel setzen. Darin irrte man sich aber. Der Irre ließ sich weder durch Kälte noch Schnee zurückhalten. Er arbeitete dann um so angestrengter, so daß sein Körper zusehends gestärkt und gekräftigt wurde.

So verging Monat um Monat, Jahr um Jahr. Ewald Loßberg lebte ein Traumleben, aber er fühlte sich im Besitz seiner steinernen Marie, in seinem Schloß und Garten unendlich glücklich. Freilich war es nur ein eingebildetes Glück, denn es beruhte auf einer Selbsttäuschung — aber ist schließlich nicht alles Glück nur eingebildet? Was ist denn wirklich und was ist unwirklich? Des Kindes Spiel ist auch unwirklich, ist auch ein Traum, eine Selbsttäuschung — aber für das Kind ist es Wahrheit, Wirklichkeit. Der Irre glich in seinem seligen Wahne einem Kinde.

„Ist er niemals wieder von seiner fixen Idee zu befreien?" erkundigten sich die Besucher der Anstalt, die ihn bemitleiden zu müssen glaubten.

„Niemals — er ist unheilbar," lautete der Bescheid.

Entsetzt wandten sich die glücklichen Vernünftigen von dem unglücklichen Irren ab — und doch hätte man bei manchem von ihnen viel eher sagen dürfen: die unglücklichen Vernünftigen von dem glücklichen Irren. — — —

3.

Ein neuer Assistenzarzt zog in die Anstalt ein, ein noch junger Mann, aber doch schon im Besitz eines geachteten Namens auf dem Gebiete der Psychiatrie. Doktor Weidemann besuchte sämtliche Insassen oder ließ sie sich vorstellen. Eines Morgens kam er auch zu Loßberg und seiner Statue.

Ein ihn begleitender Wärter informierte ihn eingehend über den Lebenslauf des Unglücklichen, über den Ursprung seines Leidens und seiner Wahnidee.

Aufmerksam beobachtete Doktor Weidemann eine Zeitlang den Wahnsinnigen. „Wie lange ist er schon hier?“ fragte er mit Interesse.

„Sechzehn Jahre.“

„Sechzehn Jahre! Und er ist unheilbar?“

„Gänzlich unheilbar, Herr Doktor.“

Der Arzt stellte noch einige Fragen an Loßberg selbst, die dieser in seiner gewöhnlichen sanften und freundlichen, wenn auch etwas zurückhaltenden Weise beantwortete. Am nächsten Morgen kam der Arzt wieder und so noch eine Reihe von Tagen. Immer beobachtete er den Kranken, und immer betrachtete er nachdenklich bald diesen, bald die alte Marmorfigur.

„Ich glaube, der Mann ist zu heilen,“ äußerte er nach einigen Wochen zum Leiter des Irrenhauses. „Wenn Sie gestatten, mache ich den Versuch.“

„Ich fürchte, Sie irren sich, Herr Kollege,“ entgegnete der Direktor. „Was wollen Sie tun?“

„Die Statue wegnehmen lassen, Herr Direktor. Ich bin überzeugt, daß dies eine gewaltige Wirkung auf Loßberg ausüben wird.“

„Das ist gewiß, aber welcher Art, ist eine andere Frage,“ warf der Direktor ein. „Der arme Mann

befindet sich jetzt wohl, er ist glücklicher als tausend Vernünftige. Rauben Sie ihm den Gegenstand seiner Anbetung und er tobt vielleicht wieder."

„Das fürchte ich nicht. Übrigens läßt sich ja leicht jeder Gefahr begegnen. Tritt der von mir beabsichtigte und mit Sicherheit erwartete Effekt nicht ein, so geben wir ihm sein Spielzeug zurück."

„Genügt es nicht," bemerkte Moser nachdenklich, „einfach die Figur in Abwesenheit Loßbergs zu entfernen und ihm einzureden, sie sei gestorben?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Weidemann. „Dann verfällt er voraussichtlich in Schwermut. Nein, ich muß außerordentlich starke Mittel anwenden, wenn ich eine Reaktion erzielen will, bedeutsam genug, die erstrebte psychische Umwälzung hervorzubringen. Deshalb muß die Beseitigung des Bildnisses in seinem Beisein und in gewalttätiger Weise vor sich gehen."

„Also ein Gewaltstreich?"

„Ganz recht — oder ich verzichte lieber ganz auf das Experiment."

„Nun meinetwegen," erteilte Direktor Moser nach einigem Zögern seine Einwilligung. Im Grunde interessierte ihn der Vorschlag — er war selbst gespannt auf den Ausgang.

Bereits am nächsten Morgen erschien Doktor Weidemann mit zwei Wärtern und zwei Arbeitern am Standorte der Statue. Beide Arbeiter waren mit Äxten und Hacken ausgerüstet.

Mit sprachlosem Erstaunen schaute Loßberg auf die Ankommenden. Aber als die beiden Arbeiter mit ihren Werkzeugen sich der Figur näherten, als er ihre Absicht erkannte, da verwandelten sich seine so ruhigen und sanften Mienen schnell.

„Meine Marie, mein Weib!" schrie er wild, indem

er auf die Männer eindrang. „Was hat sie euch getan, daß ihr sie erschlagen wollt? Mörder seid ihr — Mörder!“

Der Arzt und die Wärter warfen sich ihm entgegen. Ein furchtbarer Kampf entspann sich, aber der Wahnsinnige ward bald durch die Mehrzahl überwältigt und festgehalten. Nicht imstande, sich zu rühren, mußte er zusehen, wie die Arbeiter die Bildsäule samt dem kleinen Postament aus dem Boden rissen und davonschleppten. Vergebens sträubte er sich, wütete und schluchzte abwechselnd — unerbittlich vollendeten die Arbeiter ihr Werk.

Da brach er in verzweifeltem Schmerz unter den Händen seiner Besieger zusammen. Sie lösten erschreckt ihre Umschlingung — ohnmächtig sank er zu Boden.

„Es ist gut, es ist nur zu seinem Besten,“ sagte der Arzt teilnahmvoll.

Er bückte sich zu dem Ohnmächtigen herab, sich bemühend, ihn wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Doch währte es lange, bis Erfolg seine Anstrengungen krönte.

Endlich schlug Loßberg die Augen auf, blickte um sich — aber es war ein ganz anderer Blick, als man die langen Jahre an ihm gewohnt war. Verwirrung lag darin, grenzenloses Erstaunen, eine unausgesprochene Frage.

Doktor Weidemann musterte voll Spannung sein Gesicht. „Paßt auf, Leute, der Versuch ist gelungen!“ sagte er voller Freude.

Wie auf ein Wunder blickten die Wärter auf den Wahnsinnigen, der sich jetzt langsam, zaudernd emporrichtete und erst den Arzt, dann die beiden Wärter verwundert anstarrte.

„Wo bin ich?“ fragte er endlich mit stockender Stimme. „Und wie komme ich hierher?“

Doktor Weidemann eröffnete ihm, daß er lange krank gewesen und hier verpflegt worden sei. Alle geleiteten ihn nach dem Anstaltsgebäude. Anfangs ging er ruhig und schweigend mit ihnen, offenbar noch geistig und körperlich belastet mit den Nachwehen der infolge des aufregenden Vorgangs eingetretenen Erschöpfung. Plötzlich aber stand er still und fuhr sich mit der rechten Hand wie unter dem Einfluß einer jähen Eingebung an die Stirn. Blitzartig kehrte dem Unglücklichen die Erinnerung an alles Vergangene wieder.

„Meine Erfindung,“ stöhnte er auf, „verloren — alles verloren! Vierzehn Jahre umsonst gearbeitet und geschafft! Alles — alles geopfert ohne Zweck und Erfolg!“

Umsonst suchte der Arzt ihn zu beruhigen.

„Marie — wo ist meine Frau? Wo sind meine Kinder?“ rief er angstvoll. „Bitte, senden Sie nach ihr, sagen Sie ihr, daß ich genesen bin und sie sehnsüchtig erwarte.“

Bestürzt blickten sich die Wärter an. Sie wußten ja, wie unerfüllbar dieser Wunsch des Genesenen war. Frau Loßberg war gestorben, und was aus den Kindern geworden, wer konnte es wissen?

„Vor allem soll sie die kleine Rosa mitbringen,“ fuhr Loßberg fort. „Sie kann ihr ja vom Lehrer freigeben lassen — oder ist heute Sonntag?“

„Nein,“ entgegnete der Arzt schmerzlich bewegt.

„Sie schweigen und sehen mich alle so sonderbar an!“ rief der Genesene plötzlich. „Mein Gott — da steht alles wieder vor mir. Sie war ja so krank. Sie ist wohl gestorben?“

„Wir haben keine Nachricht,“ tröstete ihn der Arzt.

So brachte man ihn ins Haus, wo ihm ein kleines Zimmer im Wärterhause angewiesen wurde. Zum Unglück befand sich ein Spiegel darin. Loßberg trat hastig an ihn heran und stieß einen Schrei der höchsten Bestürzung aus.

„Bin ich denn das wirklich?“ rief er zurückfahrend. „Bin ich denn durch meine Krankheit ein alter Mann geworden?“

„Sie waren lange und schwer leidend, lieber Loßberg,“ bedeutete ihm der Arzt.

„So lange? Was — was für einen Tag haben wir denn?“

„Mittwoch,“ wich der Doktor ihm aus. „Bekümmern Sie sich vorläufig darum nicht, Herr Loßberg, freuen Sie sich, daß Sie wieder gesund sind. Sie können noch einige Tage hier bleiben, bis Sie sich ganz wieder erholt haben.“

Damit eilte er mit einem der Wärter fort, um dem Direktor von dem Gelingen seines gewagten Versuchs Bericht zu erstatten.

Loßberg ließ sich auf einen Stuhl nieder, lehnte sich müde zurück und schloß die Augen. Als der zurückgebliebene Wärter ihn so ruhig sah, verließ er ihn gleichfalls, nachdem er ihn aufgefordert hatte, zu warten, bis man ihn zum Essen rufe.

Sobald er gegangen war, sprang Loßberg auf, trat ans Fenster und zog den Vorhang zurück. Ein eisernes Gitter. Erschrocken eilte er nach der Tür. Sie war noch offen und gewährte ihm den Blick auf einen langen Korridor. Eben ging eines der Dienstmädchen vorüber.

„Bitte, Fräulein,“ redete Loßberg sie an, „nur ein Wort.“

„Sie wünschen?“ fragte das Mädchen stehen bleibend.

„Welches Datum haben wir heute?“

„Den 11. Mai.“

„Den 11. Mai?“ Loßberg sammelte seine Gedanken. „Unmöglich — es war doch Ende Mai, als ich krank wurde. Und ich kann doch nicht monatelang — was für ein Jahr schreiben wir denn?“ fragte er weiter.

Das Mädchen lachte, es wußte noch nichts von Loßbergs Genesung und nahm keinen Anstand, die gewünschte Auskunft zu erteilen. „1910,“ erwiderte es bereitwillig.

„Neunzehnhundert — zehn,“ stammelte Loßberg. „Großer Gott im Himmel, so wäre ich sechzehn Jahre —“

Er wankte bleich wie der Tod in sein Zimmer zurück und sank schluchzend auf den Stuhl nieder.

„Sechzehn Jahre — sechzehn Jahre!“ bebte es immer wieder von seinen Lippen. Die ganze gräßliche Wahrheit war ihm plötzlich offenbar.

Als Doktor Weidemann zu ihm zurückkehrte, stand er hastig auf und fragte: „Ich bin im Irrenhause — nicht wahr?“ Und als der Arzt zögerte, setzte er hinzu: „Verschweigen Sie mir nichts, ich weiß alles — ich weiß auch, wie lange ich hier zugebracht habe!“

Demgegenüber blieb nichts mehr zu verschweigen. Doktor Weidemann nickte ernst.

Loßberg griff mit zitternder Hand nach dem Hut, den er immer im Garten getragen, und wandte sich der Tür zu.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Arzt.

„In die Stadt — zu meiner Familie, wenn ich noch eine habe.“

„Sie haben keine mehr.“

„Meine Frau ist tot?“

„Seit sechzehn Jahren.“

„Und — und die Kinder?“

„Es werden bereits Erkundigungen eingezogen, was aus ihnen geworden ist. Sie selbst dürfen noch nicht fort, Herr Loßberg — wir müssen erst abwarten, ob Ihre Besserung anhält.“

Tief aufatmend ergab sich der Arme in sein Schicksal.

Der zwecks Erkundigung in die Stadt gesandte Wärter kehrte erst nach mehreren Stunden zurück. Der Kinder, berichtete er, hätte sich die Mutter der Frau Loßberg angenommen. Nach dem Tode der alten Frau war das Mädchen ins Waisenhaus gekommen, der Junge befand sich damals bereits in der Lehre. Später war er in die Welt gegangen und war nicht in die Stadt zurückgekehrt. Rosa, die Tochter, diente in einer Wirtschaft auf dem Lande.

Das war alles, was der unglückliche Mann von den Seinen vernahm.

Gebrochen und bleich verließ er nach einigen Tagen die Anstalt, von den besten Wünschen ihrer Leiter und seiner bisherigen Pfleger begleitet. Man hatte für ihn gesammelt, damit er nicht mittellos in die Welt zurückkehre. Er empfand die Güte der Menschen dankbar, ohne deshalb weniger traurig zu sein: war er doch für den Rest seines Lebens ein einsamer, verlorener Mann. Für ihn gab es weder eine Gegenwart noch eine Zukunft mehr, nur eine Vergangenheit. Und der Spiegel seiner Vergangenheit warf traurige, grauenerregende Bilder zurück.

Was hätte er darum gegeben, sie niemals wieder zu schauen!

Was ist das für ein Leben, das beim Rückwenden dem Blicke nur Ruinen und Gräber darbietet, während der Blick nach vorn nur eine öde, graue, unfrucht-

bare Wüste erschaut, in die hinauszuwandern man sich fürchtet!

Loßberg war der Welt gestorben, wandelte nun als ein Toter unter Lebenden. Ihre Interessen, ihre Geschäfte waren nicht die seinen mehr. Was kümmerte ihn ihr Handeln, ihr Reden, ihr Empfinden! Er ekelte sich davor.

Loßberg arbeitete. Man hatte ihm Arbeit verschafft. Er war auch anfangs fleißig — aber wie soll der richtig arbeiten, der den Wert der Arbeit nicht mehr zu schätzen vermag? Er wußte wohl, er mußte tätig sein, wenn er leben wollte. Aber er wollte ja nicht leben! Nur nach Vergessenheit strebte er, nach Nichterinnerung. So verfiel er dem Drang nach Betäubung und dadurch oftmals dem öffentlichen Spott, wenn er mit wirren Blicken durch die Straßen wankte, unverständliches Zeug vor sich hin lallend.

Einmal hatte er wieder getrunken und im Schatten eines Gebüsches seinen Rausch ausgeschlafen. Es war finster, als er mit schwerem Kopf erwachte. Als er aus dem kleinen Wäldchen, in dem er gelegen, heraus ins Freie trat, erblickte er vor sich auf einer Anhöhe ein großes hellerleuchtetes Gebäude. Loßberg kannte es sehr wohl, es war die Irrenanstalt, die ihn so lange beherbergte. Ein Mann kam von da herab, er trug die Uniform der Anstaltsbeamten. Es war ein neueingestellter, und er kannte Loßberg nicht.

„Es ist ja heute so hell da oben,“ redete ihn Loßberg an. „Da vorn in dem Flügel, wo der Direktor wohnt. Was ist denn los heute?“

„Herr Doktor Weidemann feiert seinen Abschied,“ antwortete der Mann.

„Weidemann?“

„Ja. Kennen Sie ihn?“

„Ich sollte meinen," murmelte Loßberg. „Wo geht er denn hin?"

„Er ist als Direktor einer großen Irrenanstalt ins Ausland berufen worden. Ein außergewöhnlicher Fall bei seiner Jugend. Aber er ist auch ein hervorragender Gelehrter! Das Glück verdankt er hauptsächlich einer ganz außerordentlichen Kur, die ihm vor einiger Zeit gelungen ist."

„Welcher Kur?"

„Das verstehen Sie wohl nicht. Es ist ihm gelungen, einen als unheilbar geltenden Wahnsinnigen in einem Augenblick wiederherzustellen. Der Fall hat gewaltiges Aufsehen erregt. 's ist auch ein reines Wunder, eine solche Wiederherstellung!"

„Wie heißt der Mann, den er — wiederhergestellt hat?"

„Loßberg."

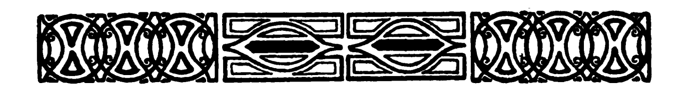
Damit eilte der Anstaltsbeamte weiter.

Der Zurückbleibende murmelte vor sich hin, indem er mit langsamen, unsicheren Schritten den Hügel hinabwankte: „Er hat mich also wiederhergestellt! Wiederhergestellt — haha!"

Das grelle Lachen verlor sich in der Dunkelheit. —

Zwei Tage darauf fand man die Leiche Loßbergs im Fluß.





Ein Spaziergang durch Potsdam.

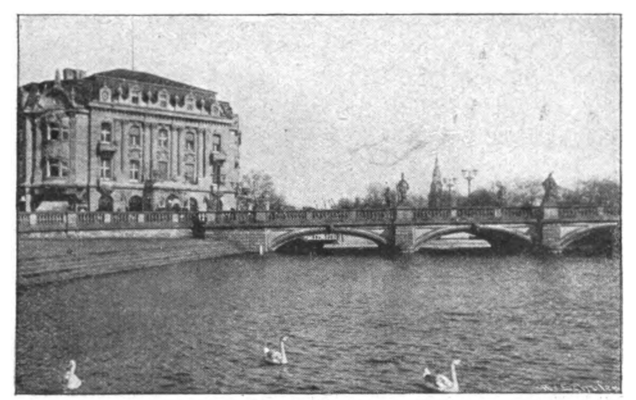
Von Alex. Cormans.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Schon die ersten Regungen des beginnenden Frühlings bilden sowohl für die eingesessenen Berliner wie für die ungezählten Scharen schaulustiger Fremder den Anreiz, die zweite Residenzstadt des Königreichs Preußen, das in kurzer Eisenbahnfahrt zu erreichende Potsdam, zu besuchen. Rings von blinkenden Wasserflächen umgeben und ganz in Gärten und Wälder eingebettet, erfreut sich die stille Militär- und Beamtenstadt in der Tat einer ausnehmend bevorzugten natürlichen Lage, und seit Friedrich dem Großen haben die Hohenzollern überdies alles nur mögliche getan, um den sorgsam gepflegten Naturschönheiten ihres stets mit besonderer Vorliebe aufgesuchten Sommerwohnsitzes durch kunstvolle Werke der Menschenhand eine vornehm heitere Fassung und Belebung zu verleihen.

Einige ältere Bauwerke der inneren Stadt, wie die Heiligegeist- und die Garnisonkirche, führen ihre Entstehung sogar schon auf Friedrich Wilhelm I. zurück, der auch die Neustadt jenseits des Kanals anlegte und überhaupt eine so lebhafte Bautätigkeit anregte, daß die Zahl der Häuser von 220 auf 1154 und die der Einwohner von 4000 auf 12,000 stieg. Weitaus den größten Dank aber schuldet die hübsche Havelstadt der Gunst Friedrichs II., der sich hier viel lieber aufhielt

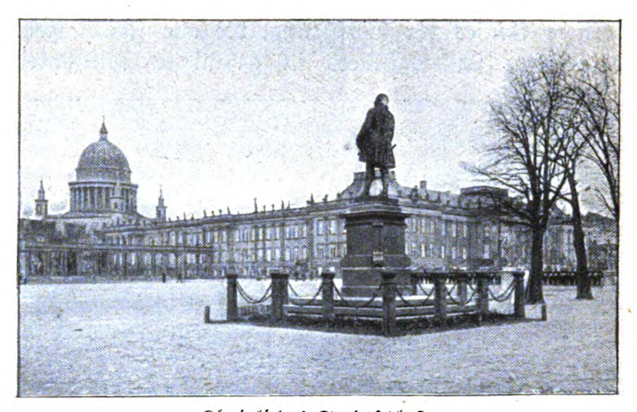
als in Berlin, und der im Lauf der Jahre mehr als 40 Millionen Mark aufwendete, um diese seine eigentliche Residenz nach seinem Geschmack auszugestalten und zu verschönen. In den Architekten Boumann, v. Gontard, Unger und anderen, vor allem aber in seinem Freunde Knobelsdorff standen ihm baukünstlerische Genies zur Verfügung, die alle Ideen ihres königlichen Auftraggebers in gefälligste Wirklichkeit



Lange Brücke.

umzusetzen vermochten, und außer dem Ausbau des Stadtschlosses waren es vor allem die Neubauten der Schlösser Sanssouci und Neues Palais, die mit ihren wunderschönen Parkanlagen unter der Regierung des großen Friedrich das Stadtbild von Potsdam um wirkliche Sehenswürdigkeiten bereicherten. Daneben ließ der König ohne Rücksicht auf die Kosten eine erhebliche Anzahl öffentlicher und privater Gebäude aufführen, bemühte sich nachdrücklich um eine wirksame Hebung der Potsdamer Industrie und gab der Stadt auch sonst die mannigfachsten Beweise seines Wohlwollens.

Friedrich Wilhelm II. fügte den Schöpfungen seines freigebigen Vorfahren das Marmorpalais und den Neuen Garten hinzu, sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. gab die Anregung zum Bau einiger Kirchen und errichtete für seine Söhne die — allerdings ver-



Königliches Stadtschloß.

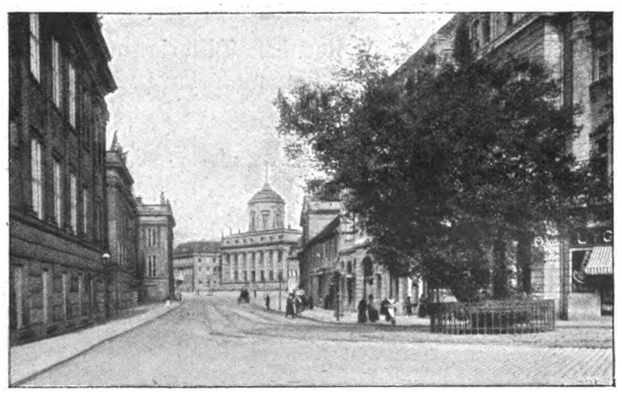
hältnismäßig bescheidenen — Schlösser Charlottenhof, Babelsberg und Glienicke. Der kunstliebende Friedrich Wilhelm IV. aber, dem Männer wie Schinkel, Stüler, Persius und Lenné zur Seite standen, vollendete das von Friedrich dem Großen begonnene Werk durch Bauten und Gartenanlagen großartigsten Stils.

Aus ihrer sehr großen Zahl mögen als besonders bemerkenswert hier nur die Friedenskirche, die Orangerie, die Wasserkünste in Sanssouci, der Sizilianische, Nordische und Paradiesgarten, das Belvedere auf dem Pfingstberg und die Kirche in Sakrow Erwähnung finden.

Das Interesse der Besucher gehört naturgemäß zumeist den Schlössern mit ihrem reichen Inhalt an künstlerischen und kunstgewerblichen Schätzen sowie

an historischen Reliquien, und eine Wanderung durch die verschiedenen königlichen Gärten muß jedem Freunde gärtnerischer Kunst höchsten Genuß gewähren. Aber auch ein Spaziergang durch die Straßen der hübsch gebauten Stadt, die nirgends den Charakter der Residenz verleugnet, erschließt mancherlei Interessantes und Sehenswertes.

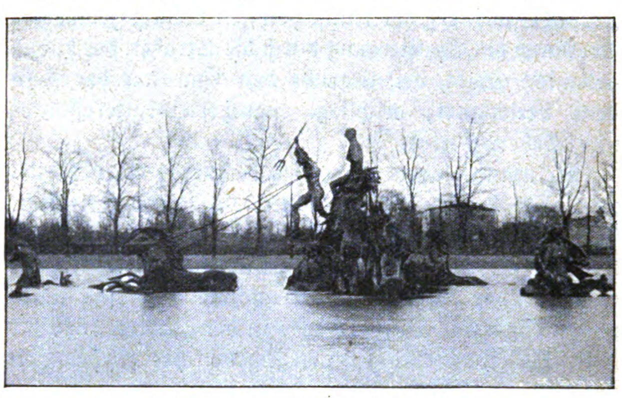
In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs überschreitet man die Lange Brücke. Durch sie ist das eigentliche Potsdam mit der am linken Havelufer gelegenen Teltower Vorstadt, die durch das stattliche, hochgelegene Gebäude der Königlichen Kriegschule beherrscht wird, verbunden. Die Brücke wurde in den Jahren 1886 bis 1888 neu erbaut und mit den Figuren preußischer Sol-



Bittschriftenlinde Friedrichs des Großen mit Rathaus.

daten aus verschiedenen Zeiten geschmückt. Am linken Brückenkopf erhebt sich eine ebenfalls aus Sandstein gemeißelte Symbolisierung der Havel. Die kleine Insel, über die die Brücke hinwegführt, ist beiderseits mit schönen Anlagen geschmückt, und zur Linken befindet

sich das im Jahre 1901 von der Provinz Brandenburg errichtete, von Herter modellierte Reiterstandbild



Die Neptungruppe im Lustgarten.

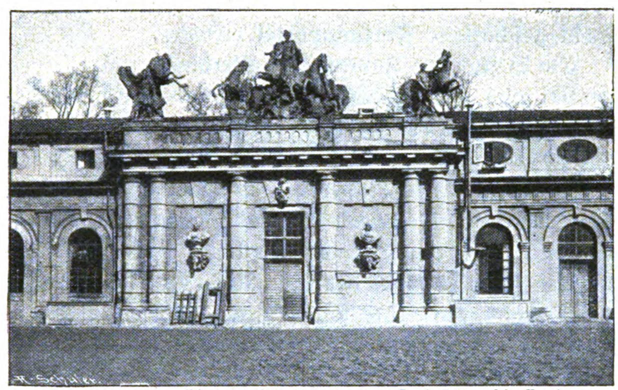
Wilhelms I. mit einer sitzenden Viktoria am Sockel. Jenseits der Brücke gelangt man durch die Hum-



Die Kanonen im Lustgarten.

boldtstraße, so genannt zu Ehren Wilhelm v. Humboldts, der in dem Hause Nummer 4 geboren wurde,

zu dem imposanten Bau des Stadtschlosses, das 1667 bis 1682 durch Chieze und Memhard aufgeführt, 1745



Photographische Aufnahme von O. Hasselkampf in Potsdam.
Königlicher Marstall.

bis 1751 aber durch Knobelsdorff und Boumann vollständig umgebaut wurde. Es besteht aus drei Flügeln,



O. Hasselkampf in Potsdam phot.
Das Kabinettshaus.

die nach dem Alten Markt hin durch eine Halle verbunden sind. Die südliche Hauptfront mit der großen

Rampe vor dem Mittelrisalit stammt aus der Zeit Friedrichs des Großen, während die Haupteinfahrt von der Nordseite her durch das unter Friedrich I. von Bodt geschaffene Fortunaportal erfolgt.

Ein Besuch des Innern, das allerdings nur teilweise gezeigt wird, ist in hohem Maße lohnend. In den Zimmern Friedrichs des Großen befinden sich an Gemälden von Watteau, Lancret, Pesne und anderen Franzosen wahre Perlen der Malerei, und sehr sehenswert ist der durch zwei Stockwerke reichende, schon vom Großen Kurfürsten angelegte Marmorsaal mit seinem Deckengemälde von Vanloo, das die „Apotheose des Großen Kurfürsten" zum Gegenstand hat. Gezeigt werden außerdem die Zimmer Friedrich Wilhelms I. mit einigen von ihm selbst gemalten, durch künstlerischen Wert allerdings nicht gerade ausgezeichneten Bildern, Gemächer Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise mit einer Büste der Königin von Schadow und Friedrich Wilhelms IV. In der Blauen Paradekammer wurden einst die Leichen des Soldatenkönigs und seiner beiden Nachfolger aufgebahrt.

Links vor dem Schlosse, den Fenstern von Friedrichs des Großen Arbeitszimmer gerade gegenüber, steht, mit einer Gedächtnistafel versehen und von einem Schutzgitter umgeben, die sogenannte Bittschriftenlinde, unter der sich einst zur Vormittagszeit diejenigen aufstellten, die dem „alten Fritz" eine Bittschrift zu überreichen wünschten. Der Stamm des merkwürdigen Baumes ist vielfach mit Blech bekleidet, um ihn möglichst lange zu erhalten.

An der Ostseite des Marktes erhebt sich das Rathaus, das nach dem Muster des Rathauses zu Amsterdam im Jahre 1753 von Boumann vollendet wurde. Es trägt auf seiner Kuppel einen in Kupfer getriebenen Atlas.

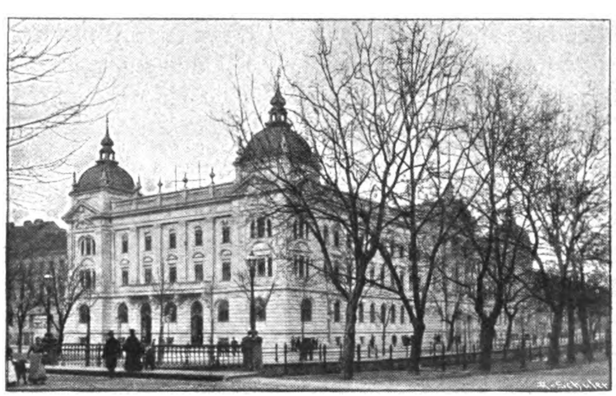
Südlich vom Schlosse dehnt sich der Lustgarten mit

dem Paradeplatz aus, auf dem alljährlich die Besichtigung der Potsdamer Regimenter durch den obersten Kriegs-



Königliche Kommandantur.

herrn stattfindet, die von Friedrich dem Großen geschaffenen Parkanlagen schließen sich an. Inmitten eines



Das neue Postgebäude.

künstlichen Teiches erhebt sich die Neptunsgruppe, ein Werk Knobelsdorffs, und einen weiteren künstlerischen

Schmuck bilden das Bronzestandbild Friedrich Wilhelms I., sowie vierzehn Erzbüsten von Feldherren aus den Befreiungskriegen. Auch zwölf Marmorstatuen haben an verschiedenen Stellen des Lustgartens ihren Platz gefunden, und auf die soldatische Bestimmung des Paradefeldes deuten die acht Kanonen hin, die verschiedenen Zeitabschnitten, von 1680 bis 1858, entstammen.

Natürlich ist die Zahl der bemerkenswerten öffentlichen und privaten Gebäude Potsdams zu groß, als daß sie im Rahmen dieser Skizze alle aufgezählt werden könnten. Es seien hier nur noch genannt: der Königliche Marstall mit dem reichen Skulpturenschmuck seines Haupteinganges, das Kabinettshaus, das vorübergehend dem deutschen Kronprinzen als Wohnung diente, und die Königliche Kommandantur. Unter den Monumentalbauten aus neuester Zeit fällt wohl am meisten das Haus der Oberpostdirektion ins Auge, das in den Jahren 1893 bis 1900 nach Plänen von Hacker aufgeführt wurde. Es steht an dem Wilhelmsplatz, der von Friedrich Wilhelm I. mit enormen Kosten aus einem See geschaffen wurde, und auf dem sich das Bronzestandbild Friedrich Wilhelms III. erhebt, das ihm 1845 die dankbare Vaterstadt errichtete.

So sind es auf Schritt und Tritt die Namen der Hohenzollernkönige, die uns bei einer Wanderung durch die Straßen Potsdams entgegentreten. Die Stadt hat allerdings gegründete Veranlassung, ihnen die wärmste Dankbarkeit zu bewahren, denn ohne die Gunst der preußischen Monarchen, die ihr in guten wie in schlimmen Tagen unwandelbar treu geblieben ist, würde sich die ehedem völlig bedeutungslose Siedlung am Zusammenfluß der Havel und der Nuthe niemals zu ihrer jetzigen Blüte entwickelt haben.





Mannigfaltiges.

Auf der Straße gefunden. — Mary Campbell war die einzige Tochter von Thomas Campbell, dem letzten Sprossen einer alten englischen Familie. Sie erbte einmal die drei großen Landgüter in der Grafschaft Kent und die beiden Zinshäuser in der Shaftesbury Avenue in London W. C. Bei ihrer Geburt hatte sie aber auch bereits das Campbellsche Familienübel, den Hang zur Schwermut und zum Unbefriedigtsein, geerbt, worauf die Campbells immer stolz gewesen waren. Mary war nicht stolz darauf, doch nützten ihr die gelegentlichen Revolten gegen das Erbteil ihres Blutes wenig. Hin und wieder kam der Campbellsche Geist trotz allen Sträubens doch über sie.

Ihr Vater saß im englischen Parlament und hatte nicht viel Zeit für seine Tochter. Mary lebte daher mit ihrer alten Erzieherin, die für ihren ehemaligen Zögling durchs Feuer ging, in einer vornehmen Pension Dresdens. In Dresden fühlte Mary sich wohler als in der Heimat, die sie nur einmal jährlich aufzusuchen pflegte. Das nicht hübsche, etwas zu schlanke, aber sehr sympathische Mädchen war einundzwanzig Jahre alt und von großer Selbständigkeit.

„Ich langweile mich, Miß Steebs," sagte Mary zu ihrer Gesellschafterin an einem schönen Frühlingsmorgen. „Ich werde auf die Straße gehen und später Einkäufe machen. Vielleicht erlebe ich irgend etwas Neues."

„Auf der Straße?" fragte Miß Steebs erstaunt. „Was kann eine Dame auf der Straße erleben?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Mary gähnend. „Aber unsere alltägliche Gesellschaft ist langweilig und fad. Mister Hobson ist ein Esel und Mister Dickinson ein Schaf. Miß Waterspeld ist eine Gans und Miß Springs ein gespreizter Pfau. Mister Richards ist ein —"

„Miß Mary hat heute ihren zoologischen Tag,“ sagte lächelnd die Gesellschafterin. „Darum kommen wir alle schlecht weg. Ich will lieber nicht fragen, was Miß Steebs ist.“

„Miß Steebs ist meine liebe, gute Miß Steebs, nicht mehr und nicht weniger,“ erklärte Mary freundlich und streichelte der alten Dame die Wange. „Aber ich möchte gern einmal mit anderen Menschen in Berührung kommen und was erleben. Ich möchte das arbeitende Volk sehen, damit ich merke, wie gut ich es habe.“

Eine Viertelstunde später wanderte Mary im schlichten Kleid und Hut durch die Reichsstraße dem Stadtinnern zu. Die Straße war nicht sehr belebt, trotzdem mußte Mary auf den Weg achten, weil die Straßenreiniger ihre Herrschaft über die Straße ausübten. Auf dem Asphalt des Dammes schritt eine Kolonne hinter breiten Gummikratzern her, während andere den Fußsteig mit ihren Besen bearbeiteten.

Mary hatte das noch nicht oft gesehen. Neugierig blieb sie stehen und beobachtete die Männer bei ihrer wenig angenehmen, aber nützlichen und notwendigen Arbeit. Da wurde sie in ihrer stillen Betrachtung gestört, denn einer der Straßenkehrer, der das Mädchen offenbar nicht beachtet hatte, kam Mary mit seinem Besen zwischen die Füße und hätte sie fast zu Fall gebracht.

Der Straßenreiniger war ein noch junger Mann, hatte ein intelligentes, hübsches Gesicht und war sauber angezogen. In sichtlicher Verlegenheit über seine Ungeschicklichkeit zog er die Mütze und sagte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, mein Fräulein. Hoffentlich habe ich Ihnen nicht wehe getan!“

Mary blickte den jungen Mann erstaunt an. Die gewählte Ausdrucksweise und höfliche Entschuldigung hätte sie bei einem Straßenarbeiter nicht erwartet.

„Nein, mein Herr, es hatte nichts zu sagen,“ erwiderte sie und ärgerte sich, daß sie rot wurde. Dieser Höflichkeitsaustausch mit einem Straßenarbeiter erschien Mary doch gar zu ungewöhnlich. Sie wollte noch etwas hinzufügen, fand aber nicht die rechten Worte. Sie sah, daß auch der junge Mann zögerte und seine hellen blauen Augen bewundernd auf ihr ruhten.

„Los — los!“ rief ein älterer Arbeiter laut dem jungen zu und brummte dann in den Bart: „Mir sein doch hier nich uff ’m Tanzsaale, wo se mit de Mächens sieße Oogen machen.“

Mary hörte die Worte. Sie war plötzlich wie mit Blut übergossen und eilte davon. Sie sah nicht, daß der junge Arbeiter trotz der Scheltworte seines Kameraden ihr noch lange nachblickte. —

Das junge Mädchen blieb an diesem Tag still und zerstreut. Mary mußte immer an die klugen Augen des jungen Arbeiters denken, die mit aufrichtiger Bewunderung auf ihr geruht hatten. Es war so ganz anders wie bei den Herren ihrer Bekanntschaft. Mary war zu kühl und welterfahren, um nicht zu wissen, daß die bewundernden Blicke der Herren ihres Kreises mehr ihrem Reichtum als ihr selbst galten. Der junge Arbeiter kannte sie aber nicht, in dem schlichten Kleide hatte sie wie ein einfaches Bürgermädchen ausgesehen.

Am nächsten Morgen zog es Mary wieder in die Reichsstraße. „Es ist so interessant, die Leute zu beobachten, wenn sie der Stätte ihrer Beschäftigung zueilen,“ sagte sie zu Miß Steebs und blickte an der alten Dame vorbei.

Die Straßenreiniger waren wieder bei ihrer Beschäftigung, doch der junge Mann fehlte. Mary schritt die Straße dreimal auf und ab, konnte ihn aber nicht entdecken. Die anderen Leute erkannte sie alle wieder, auch der scheltende Alte war dabei. Es schien Mary sogar, als ruhe sein Blick spöttisch auf ihr, und mit hocherhobenem Haupt eilte sie davon.

Ist es nicht immer so im Leben? Erst das unwiederbringlich Verlorene gewinnt an Wert und scheint unschätzbar zu sein.

Nachdem Mary acht Tage lang vergeblich ihren jungen Freund gesucht hatte, umwob ihre Phantasie ihn mit einer Gloriole. Sie dachte an ihn wie an einen entrissenen Geliebten und dichtete ihm Charaktereigenschaften und Schönheiten an, die der einfache Mann aus dem Volke sicher nie besessen hatte noch besitzen würde.

Mary war auf dem besten Wege, schwermütig zu werden, wie schon so manche ihrer weiblichen Vorfahren. Miß Steebs sah es mit heimlicher Sorge und sann auf Mittel und Wege

zur Hilfe. Sie kannte den Grund für die Veränderung ihrer Herrin nicht, glaubte aber, daß das Mädchen zu wenig Zerstreuung habe.

Miß Steebs besprach sich also mit der Pensionsinhaberin, und diese veranlaßte, daß Mary eine Einladung zum Hausball einer ihr bekannten Familie erhielt, die nicht nur gastfrei, sondern auch klug war und die literarische und künstlerische Welt Dresdens in ihrem Salon zu sammeln pflegte. Mary sträubte sich zwar, sagte dann aber doch zu, um Miß Steebs nicht zu kränken.

Zufällig kam Mary erst, als die Gesellschaft schon vollzählig versammelt war. Sie wurde vorgestellt, verbeugte sich aber nur mechanisch, während ihr Herz hörbar klopfte. Beim Eintreten sah sie nämlich einen Herrn in lebhafter Unterhaltung mit der Dame des Hauses, bei dessen Anblick ihr das Blut stockte. Er war es, er mußte es sein, nach dem sie sich seit Tagen unbewußt gesehnt hatte, mit dem sie nur ein paar flüchtige Worte wechselte und der ein schlichter Straßenarbeiter war. Wie kam er in diese Gesellschaft des Geistes und Geldes?

Während Mary darüber grübelte und gleichgültig eine Verbeugung nach der anderen machte, kam die Reihe zur Vorstellung an ihn. Mary hätte laut aufjubeln mögen, denn sie sah auch ihn stutzen, dann ein ganz klein wenig die Farbe verändern und seine Augen lebhaft aufleuchten.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte er nur und verbeugte sich tief wie vor einer Königin. Sie verstanden sich ohne Worte.

Bald darauf kam er wieder: „Ich habe die Hausfrau gebeten, Sie zu Tisch führen zu dürfen. Wollen Sie mir die Gunst gewähren?“

Mary nickte und sagte: „Sie müssen mir viel erzählen.“

Als man bei Tische saß, kam sich Mary wie in ein schönes Wunderland versetzt vor und fürchtete sich vor dem Erwachen aus seligem Traum.

Auch Herbert Straaten hatte erst eine gewisse Befangenheit zu überwinden.

„Ich glaube jetzt an die suggestive Kraft eines starken Willens,“ sagte er. „Seit Tagen denke ich daran: wenn du dem

Mädchen noch einmal begegnen könntest, das trotz des blauen Kittels des Straßenreinigers mit dir wie mit einem Gleichberechtigten gesprochen hat. Sie muß gut, klug und von hohem Geist sein. Noch heute nachmittag dachte ich: sie sollte heute abend dasein! Und nun sitze ich neben Ihnen."

„Wie kamen Sie in die Jacke des Straßenreinigers?" fragte Mary und sah ihm mit stiller Freude in die Augen, die sie seit Tagen im Wachen und Traum gesehen hatte.

„Ich bin Schriftsteller und mit Studien und Vorarbeiten für ein großes Werk beschäftigt, das den Titel ‚Auf der Straße' tragen soll. Um Leid und Freud' der Straßenreiniger aus eigener Anschauung schildern zu können, habe ich für einige Tage ihren Kittel getragen und ihr Handwerkszeug geführt. Da — am letzten Tage meines Straßenamtes — sah ich Sie, um Sie sogleich wieder zu verlieren. Ich hielt Sie für ein kleines Mädchen aus dem Volke und habe —"

„Und habe?" fragte Mary. „Haben Sie Geheimnisse vor mir?"

„Und habe Sie acht Tage lang an den Orten gesucht, wo man die kleinen Mädchen aus dem Volke zu finden gewohnt ist."

„Ich bin wirklich ein kleines Mädchen aus dem Volke," log Mary. „Um mein Brot einmal selbst verdienen zu können, studiere ich Musik und Sprachen."

„Sie sind ein tapferes Mädchen," sagte Straaten und hielt ihr seine Hand hin. „Wir sind also Kollegen. Auch ich bin einfacher Leute Kind und wurzle im Volk. Wir sollten ein Schutz- und Trutzbündnis schließen."

„Bei dem ich der am meisten gewinnende Teil sein würde," sagte Mary lächelnd, und ihr Gesicht sah schön und durchgeistigt aus. —

Ein halbes Jahr später schlossen die beiden, die sich auf so seltsame Weise kennen lernten, den Bund fürs Leben. H. N.

Der kleine Kaiser von China. — Der ehemalige Prinz Puyi, der seit der Thronbesteigung den Namen Hsüan-Tung führt, ist am 14. Tage des 1. Monats des 32. Jahres Kuanghsü in Peking geboren. Dieses chinesische Datum entspricht nach unserem Kalender dem 7. Februar 1906. Er ist also fünf Jahre alt. Sein Geburtstag wird aber nach einem

kaiserlichen Edikt nicht am 14. Tage des 1. chinesischen Monats, sondern bereits am 13. Tage gefeiert, da der 14. der Todestag des Kaisers Mien-ning ist. Für das Jahr 1911 fällt die Feier auf den 11. Februar.

Der neue Name Hsüan-Tung bedeutet „Verkündigung der



Kaiser Hsüan-Tung von China.

Grundprinzipien", womit auf die Verleihung einer Verfassung angespielt werden soll.

Die Annahme eines besonderen Regierungsnamens, des Mien-hao, ist seit Jahrhunderten üblich. Doch deckt er sich nicht mit dem in der chinesischen Geschichte gebrauchten. Nach dem Tode erhält nämlich jeder Kaiser einen neuen Tempelnamen, unter dem ihm geopfert wird, und unter dem er in den Annalen der chinesischen Geschichte fortlebt. So hat der

verstorbene Kaiser Kuang-hsü, der als Prinz den Namen Tsai-tien führte, den Tempelnamen Te-tsung Ching-duang-ti erhalten, was „tugendhafter Ahnherr“ bedeutet.

Bekanntlich ist Hsüan-Tung nicht der Sohn des vorhergehenden Kaisers, sondern des Prinzen Chun, der durch den Erlaß der Kaiserin Tze-hsi zum Prinzregenten und Reichsverweser bestellt wurde. v. W.

Ein Gottesurteil. — Im Jahre 1557 zog eine größere Anzahl Kaufleute aus Nürnberg in einem gemeinschaftlichen Zuge nach Leipzig zur Ostermesse. Diese Karawane führte auf zwanzig Frachtwagen reiche Kaufmannsgüter mit sich, zu deren Fortschaffung vierzig Pferde nötig waren. Ihre große Zahl und ihre Waffen gaben den Reisenden das Gefühl der Sicherheit, und so zogen sie in Ruhe ihres Weges. Sie waren unbelästigt bis zum Dorfe Schönau unweit von Leipzig gekommen, als ihnen plötzlich mehrere berittene Edelleute den Weg versperrten. Die adeligen Herren hatten in Leipzig dem Weine in unmäßiger Weise zugesprochen, und da in jener Zeit der Adel ohnehin die Bürgerlichen sehr herrisch und grob behandelte, so ließen diese auch hier ihrem Übermute die Zügel schießen und beschimpften und verspotteten die Nürnberger „Pfeffersäcke“ und „Gewürzkrämer“. Die Kaufleute waren auch nicht mundfaul, und so kam es bald von Worten zu bösen Taten, das heißt zu einem blutigen Kampf. Am gefährlichsten verletzt wurde der Kaufmann Siegmund Örtel aus Nürnberg, der, kaum in Leipzig eingetroffen, an seinen Wunden verstarb. Die Nürnberger machten sofort auf dem Stadtrathause Anzeige von dem Frevel, und der Magistrat säumte nicht, den übermütigen Edelleuten eine Anzahl berittener Stadtschützen nachzusenden, die auch so glücklich waren, die Flüchtigen einzuholen und sie samt ihren Knechten zu verhaften und an den Magistrat in Leipzig abzuliefern.

Die Untersuchung zog sich von Tag zu Tag hin, denn trotz allen scharfsinnigen Forschens und Befragens war nicht festzustellen, welche von den Verhafteten den Tod des alten Örtel verschuldet hatten. Da schritt man zur Anwendung eines Gottesurteils.

Man holte den Leichnam aus dem Grabgewölbe der Kirche hervor und stellte ihn unter dem Rathause in Gegenwart des Amtsschöffen und eines Gerichtsherrn aus. Dann wurden sämtliche gefangenen Edelleute nebst ihren Knechten zur Leiche geführt und sie gezwungen, unter Nachsprechung eines gewissen Spruches mit ihrer Hand die Leiche zu berühren. War es nun Zufall oder nicht — als der mitangeklagte Wolf v. Droschwitz und se.n Knecht Hans Statsch den Leichnam mit ihren Händen berührt hatten, da floß aus der bereits geschlossenen Wunde frisches Blut. Alle Anwesenden und sogar die beiden Angeklagten Droschwitz und Statsch selbst glaubten an ihre Schuld, und daß sie es seien, die dem Nürnberger Kaufmann die Todeswunde geschlagen.

Die Folge dieses Gottesurteils war, daß Wolf v. Droschwitz und sein erwähnter Knecht als die Schuldigen betrachtet und alle übrigen Gefangenen aus der Haft entlassen wurden. Über die Schuldigen aber wurde das Todesurteil ausgesprochen, das auf Enthauptung mit dem Schwerte lautete. Dieses Urteil wurde auf dem Markte zu Leipzig auf einem mit schwarzem Tuch überzogenen Gerüste vollzogen.

Der Chronikschreiber Heidenreich fügte seiner Darstellung dieses „Wunders“ folgende Verse bei:

„Nicht Ahnen, noch Geschlecht, nicht Saufen, Balgen, Streiten,
Die Tugend nur allein ziert unsern Adelstand,
Wer sich vom Satan läßt am Lasterseile leiten,
Den trifft mit vollem Recht des Henkers rauhe Hand.“ C. T.

Wüsten und Oasen des Meeres. — Wie auf dem Lande fruchtbare und unfruchtbare Gebiete miteinander abwechseln, so sind auch im Meer die Pflanzen und Tiere keineswegs gleichmäßig verteilt, sondern es finden sich in ihm oft dicht nebeneinander liegende Gebiete vor, die sowohl in der Art ihrer Bewohner als auch in der Bevölkerungszahl erstaunliche Abweichungen aufweisen. Die Entwicklung der zahllosen pflanzlichen und tierischen Kleinorganismen, die das Meer bewohnen, steht in engstem Zusammenhang mit der Wassertemperatur. Von der jeweiligen Entwicklung dieser Kleinwesen werden aber wiederum die Ernährungsverhält-

nisse der größeren Meeresbewohner und damit ihr Verweilen und ihre Anhäufung in bestimmten Meeresteilen beeinflußt.

Die Urnahrung des Meeres stellen jene mikroskopisch kleinen pflanzlichen Gebilde dar, unter welchen die Diatomeen oder Kieselalgen, die meist die Form einer Scheibe, eines Schirmes oder Kahnes besitzen, an erster Stelle stehen. Sie beziehen ihre Nährstoffe unmittelbar aus dem Wasser selbst. Von den Kleinalgen aber leben wiederum die winzigen Wurzelfüßer, Gittertiere, Ruderkrebse und Flossenschnecken, die man mit den Kleinalgen unter der Bezeichnung „Plankton" zusammenfaßt. Und diese Kleintiere liefern ihrerseits die Nahrung für die höher stehenden Meeresbewohner.

Das tiefere Zurückgehen der Meerestemperatur, die größere Ausbreitung der kalten Meeresströmungen unter dem Einfluß anhaltend wehender Winde, Temperaturschwankungen in den Verzweigungen des warmen Golfstroms, die in den einzelnen Jahren drei bis vier Grad betragen können — alles dieses ist imstande, die Entwicklung des Planktons zu stören und zu hemmen, während sie umgekehrt Temperatursteigerungen fördern und vermehren.

Wie sehr äußere Einflüsse im Leben der Kleinorganismen mitspielen, zeigt unter anderem der Umstand, daß stärkere Belichtung die Planktontiere in die tieferen Wasserschichten scheucht. Bei Tage ist die Oberfläche des Meeres an ihnen verhältnismäßig arm. Mit dem Anbruch der Dunkelheit aber steigen sie in wimmelnden Scharen empor. Den meisten Planktontieren bringt der Übertritt aus wärmeren in kälteres Wasser den Tod. Als die englische Challengerexpedition aus dem warmen Schwarzen Strom bei Japan in das südliche kalte Wasser gelangte, fand man große Massen von Kleintieren durch den jähen Temperaturwechsel getötet. Bei dem Übergang aus dem warmen Wasser des Stillen Ozeans in das kalte Gebiet der chilenischen Westküste wichen die Wurzelfüßer den Kieselalgen und Röhrenquallen.

Besonders scharf tritt die Wechselwirkung zwischen Temperaturhöhe und Tierleben in der Nähe der Neufundlandbank hervor, wo sich der von Norden kommende kalte Labrador-

strom mit dem südlichen warmen Floridastrom kreuzt. Während der kalte Strom das Verbreitungsgebiet der niederen Krebse, der Flossenschnecken sowie der Wale ist, tut sich nach wenigen Stunden Fahrt mit dem warmen Floridastrom das Reich der Seequallen, Feuerwalzen und fliegenden Fische auf.

Ähnlich sind die Beobachtungen dort, wo bei Spitzbergen der Ausläufer des Golfstromes dem kalten Olgastraßenstrom begegnet. Diese Strömung ist frei von Schirmquallen, dagegen werden sie aus dem Golfstrom mit dem Schwebenetz massenhaft heraufgeholt. Der Golfstrom führt sogar Fische der wärmeren atlantischen Meeresteile bis an die Küsten Norwegens.

Interessant sind die von der deutschen Nationalexpedition aufgestellten Karten, die die schwankende Verteilung und Dichtigkeit des Planktons in den verschiedenen Gebieten des Atlantischen Ozeans deutlich erkennen lassen. Desgleichen wechselt in den Polarmeeren Reichtum mit Armut. In der Nähe der Bäreninsel gedeiht in den Sommermonaten ein üppiges Planktonleben, das durch große Schleimmengen ausgezeichnet ist. Die Fischer nennen diesen Schleim „Råt". Er wird hauptsächlich von den Kieselalgen abgesondert. Auch vom südlichen Eismeer sind derartige örtliche Anhäufungen bekannt. Die Challengerexpedition beobachtete sie vom 50. Grad südlicher Breite an über weite Strecken und fischte mit dem Taunetz solche Massen von Kieselalgen herauf, daß sie, am Ofen getrocknet, einen dichten Filz ergaben. Zwischen Island und Norwegen wiederum erscheinen gegen das Jahresende unzählbare Scharen von winzigen Ruderkrebsen, die den nachziehenden Heringschwärmen die Nahrung liefern. Ihre Milliarden färben das Meer rötlich. Die Fischer bezeichnen sie als „Rotaas". In anderen Gebieten häufen sich Unmengen von Flossenschnecken und Flohkrebsen an. Sie sind das Futter für die Wale. Im Magen des Finnwals hat man gelegentlich zwei Kubikmeter von Kleinkrebsen festgestellt und im Magen des Blauwals tausend bis zwölfhundert Liter Krebstierchen.

Eine ganz eigenartige Erscheinung sind die sogenannten Tierstraßen der Hochsee. Millionen und aber Millionen kleinster

Geschöpfe sind in ihnen aufs dichteste in glänzende Streifen zusammengedrängt, die wie schmale Bänder die Oberfläche des Meeres durchziehen. Bald sind sie zahlreich, bald nur spärlich, oder sie fehlen auch ganz, heute tauchen sie hier, morgen dort auf, die einen schlagen diese, die anderen die entgegengesetzte Richtung ein. Schöpft man aus einer solchen Straße ein Glas voll Wasser, so besteht oftmals die größere Hälfte aus Tieren und die kleinere aus Wasser.

Gewöhnlich sind die Seetierstraßen schon von weitem an der spiegelglatten Beschaffenheit kenntlich, die das Meer hier zeigt, während es dicht daneben mehr oder weniger gekräuselt ist. Oftmals kann man einen solchen öligen Tierstrom, der meist eine Breite von fünf bis zehn Meter besitzt, weiter als ein Kilometer verfolgen, ohne daß das dichte Tiergewimmel in ihm abnimmt. Zu beiden Seiten von ihm dagegen finden sich nur wenige versprengte Nachzügler vor, oder das Meer ist geradezu leer.

Die Verteilung der kleineren Lebewesen wirkt dann, wie schon angedeutet, zurück auf das Vorkommen der größeren Meeresinsassen. So werden denn auch die Kleintiere die Ursache für die Wanderungen der Großtiere. Denn abgesehen von der Auswahl der Laichplätze, ist es die Nahrungsuche, die die Richtung der Tierwanderungen im Meer bestimmt. Von dort, wo es an Nahrung mangelt, wenden sich die Scharen ab und begeben sich nach den Gegenden, wo ihnen ein reiches Mahl vorgesetzt wird. Unter normalen klimatischen Verhältnissen wird sich die lockende Nahrung zu bestimmten Zeiten in denselben Gegenden immer von neuem in Fülle vorfinden, und infolgedessen verlaufen die Wanderungen der Seetiere regelmäßig. Wie schon erwähnt, geht der Hering den kleinen Krebsen nach. Ihn verfo'gt der räuberische Dorsch, und hinter diesem ziehen die Robben und Wale einher. Der Hering erscheint in Norwegen von Februar bis April, an den Küsten Schottlands von April bis Juni. Im nördlichen Europa stellt sich der Dorsch im Februar, im nördlichen Amerika im Mai und Juni ein. Ebenso pünktlich treten für gewöhnlich die Tunfische im Mittelmeer ihre Wanderungen an. Desgleichen

unternehmen die Wale alljährlich große Reisen nach dem Süden.

Nach einer Berechnung werden allein der Nordsee jährlich gegen achthundertfünfundsiebzig Millionen eßbarer Tiere im Wert von hundertfünfzig bis hundertachtzig Millionen Mark entnommen. Natürlich ist dies nur ein kleiner Bruchteil des Tierreichtums, den die Nordsee überhaupt birgt. Aber dieser gesamte Reichtum und der aller Meere hängt zusammen am letzten Ende von dem unerschöpflichen, sich stetig erneuernden Vorrat des Meeres an seinen winzigen Pflanzengebilden ab. Daher müssen auch die Kleinpflanzen die tierischen Lebewesen bedeutend an Menge übertreffen.

Das zeigt sich schon deutlich in dem Verhältnis, welches das Plankton zwischen Kleinalgen und Kleintieren aufweist. So ist beispielsweise der Karajakfjord an der Küste Grönlands im Februar am ärmsten an Plankton. Pflanzen und Tiere verhalten sich in diesem Monat wie 1 : 1. Im März schwillt die Pflanzenentwicklung on, und nun stellen sich die Kleinpflanzen zu den Kleintieren wie 4 : 1. Im April nimmt diese Steigerung noch mehr zu, denn jetzt findet sich ein Verhältnis wie 15,000 : 1 vor. Aber das Körpergewicht der pflanzlichen Gebilde schreitet immer noch weiter vorwärts. Im Juli verhalten sich die Pflanzen zu den Tieren wie 30,000 : 1 und im September sogar wie 50,000 : 1. Von nun an, wo auch die Vermehrung der Tiere zurückebbt und stockt, geht die Pflanzenanhäufung plötzlich zurück Schon im Oktober entfallen auf ein Kleintier nur zehn Kleinpflanzen, und im Februar herrscht zwischen beiden wieder das gleiche Verhältnis. Th. S.

Höfische Redewendungen. — Wegen einer bloßen Etikettenfrage kam es in den ersten Wochen der Regierungszeit Napoleons III. zu einem ernsten Konflikt zwischen Frankreich und den europäischen Höfen. Es handelte sich um die Festsetzung der Formel, die die Staatsoberhäupter in ihren Briefen an Napoleon bei der Anrede zur Anwendung bringen sollten. Die europäischen Fürsten, allen voran der Kaiser von Rußland, wollten nämlich von der gebräuchlichen Anrede: „Mon-

sieur mon frère — mein Herr Bruder“ nichts wissen, und man erklärte rund heraus, daß diese Anredeform nur im Verkehr zwischen Herrschern „von Gottes Gnaden“ angewandt werden könne, zwischen der durch einen Volksbeschluß begründeten Herrschaft Napoleons und der Herrschaft der auf Grund des Erbrechts regierenden Häuser könne aber keinerlei brüderliche Gemeinschaft bestehen.

Endlich entschloß man sich, die Formel: „Sire et bon ami — Majestät und guter Freund“ anzuwenden; es fragte sich nur, ob sich Napoleon damit einverstanden erklären würde. Im Falle der Ablehnung und Weigerung wollte Rußland seinen Botschafter in Paris ganz abberufen, und Preußen und Österreich waren entschlossen, dasselbe zu tun.

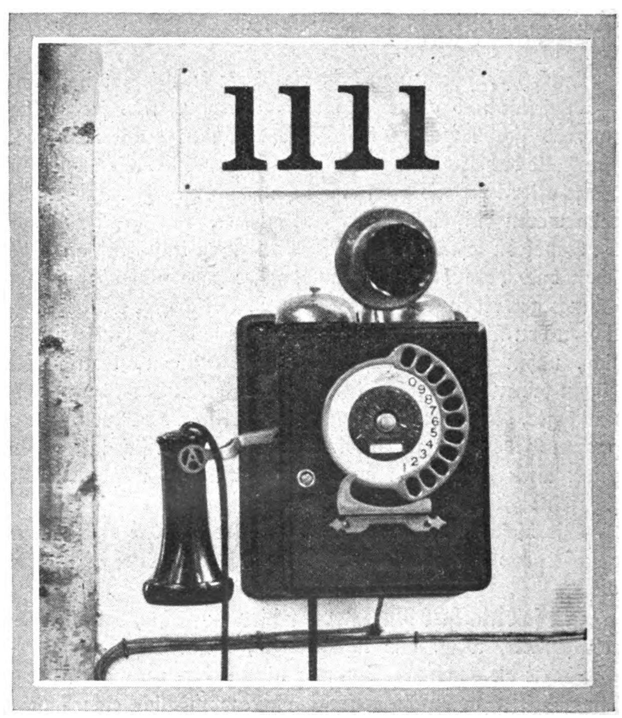
Napoleon lehnte die neue Formel zuerst tatsächlich ab, aber schon bald darauf erfuhr man, daß er ganz plötzlich anderen Sinnes geworden wäre. Der russische Botschafter wurde feierlich zu den Tuilerien geleitet, Napoleon empfing ihn sehr höflich, nahm das Abberufungschreiben entgegen, dankte mit einem feinen Lächeln auf den Lippen für den Brief des Zaren und sagte, daß er den Ausdruck: „Sire et bon ami“ nach seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wisse, da man sich ja Brüder unter allen Umständen gefallen lassen müsse, während man sich seine Freunde wählen könne.

Mit diesen geistreichen Worten hatte sich der Kaiser sehr geschickt aus der schwierigen Lage befreit. Europa atmete auf.

O. v. B.

Ein selbsttätiger Nummeranzeiger. — Jeder, der häufiger telephoniert, weiß, wie lästig es ist, wenn auf dem Fernsprechamt die genannte Nummer nicht richtig verstanden wird, infolgedessen nochmals gefragt oder womöglich eine falsche Verbindung hergestellt wird. Diesem Übelstand will ein Fernsprechapparat mit selbsttätigem Nummeranzeiger abhelfen. An dem Apparat ist eine Scheibe mit einem Kranz von Löchern angebracht, die die Zahlen von 1 bis 9 und 0 tragen. Will, wie auf dem umstehenden Bilde, Nummer 1111 telephonieren und ist beispielsweise die Nummer dessen, zu dem gesprochen werden soll, 912, so steckt man zuerst den Finger

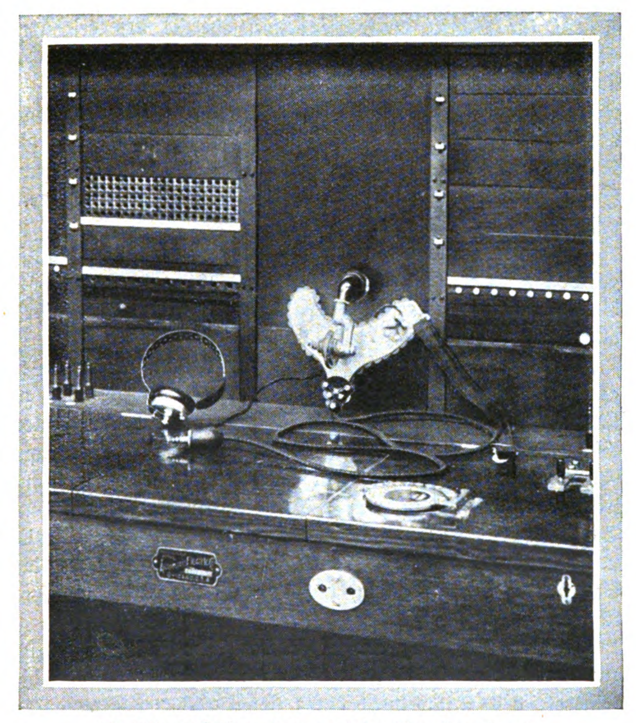
in das Loch mit der Zahl 9 und dreht die Scheibe so lange nach unten, bis man auf Widerstand stößt. Nachdem der Finger aus dem Loch herausgezogen worden ist, schnellt eine Feder die Scheibe in die frühere Lage zurück. Ebenso wird



Der Aufgabeapparat mit Stellscheibe.

der Finger der Reihe nach in die Löcher mit den Zahlen 1 und 2 gesteckt und die Scheibe jedesmal nach unten gedreht. Ein Vermittlungsapparat zeigt die Zahlen dem Fernsprechamt auf einer kleinen Tischscheibe an, wonach die gewünschte Verbindung hergestellt wird. Solange zwei Personen miteinander

sprechen, können ihre Nummern nicht anderweitig an einem Aufgabeapparat zusammengestellt werden. Man merkt also daraus sofort, ob eine bestimmte Nummer in der betreffenden Zeit gerade in Anspruch genommen ist. Erst wenn das Ge-



Der Vermittlungsapparat im Fernsprechamt.

spräch beendet ist, funktioniert der Zahlenstellapparat wieder in der gewöhnlichen Weise. Th. S.

Die Besteigung des Mac Kinleyberges. — Amerikanische Blätter berichten über die endlich erfolgte Überwindung dieses „Riesen von Alaska" durch Tom Lloyd, der mit drei Begleitern

die gefährliche Tour unternahm, die der angebliche „Entdecker des Nordpols", Cook, ausgeführt haben wollte, während er auch hier flunkerte. Lloyd selbst schildert die erlittenen Strapazen in fesselnder Weise. Mehr als dreißig Tage lang haben die vier Amerikaner, mit Eis, Schnee und Stürmen kämpfend, sich Schritt für Schritt emporgearbeitet, ehe sie den ersehnten Gipfel endlich betreten konnten. Mehr als einmal brachte die Tücke des Bergriesen die mutigen Männer in unmittelbare Todesgefahr, aus der sie nur Geistesgegenwart und die Macht des Zufalls retten konnten. In den letzten Tagen ging die Nahrung aus, an der Tatkraft nagten die Qualen des Hungers. Frostbeulen machten die Fortsetzung des Aufstiegs zu einem peinvollen Märtyrertum.

Aber der Plan, an dem man monatelang in der Stille gearbeitet hatte, dieser wohlbedachte Plan, den erfahrene Männer entworfen hatten, wurde Punkt für Punkt ausgeführt, allen körperlichen Nöten zum Trotze.

Die vier Männer, die in jahrelangem Aufenthalt in Alaska es gelernt hatten, täglich mit Kälte, Eis und Schnee zu kämpfen, waren keine Neulinge in der Welt der einsamen Gletscherfirnen, und sie wußten, was ihrer harrte. Ein Trupp bewährter Hunde, die auf den Schneefeldern den Schlittentransport unterstützten, waren ihre einzigen Bundesgenossen. Bis zu einer Höhe von 4000 Meter gelang es, die Hunde mitzuführen; dann freilich, bei den letzten 2000 Metern, waren die Bergsteiger auf sich allein, auf ihre Schneeschuhe und ihre Klettereisen angewiesen.

Es zeigte sich, daß der Gipfel des Mac Kinley eigentlich aus zwei Gipfeln besteht, einer Nord- und einer Südspitze, die beide gleich hoch und durch einen tiefen Eissattel miteinander verbunden sind.

Am 3. April 1910, nach vierwöchiger Kletterarbeit, war man so weit, den letzten entscheidenden Vorstoß wagen zu können.

„Heute morgen," so trägt Lloyd am Abend in sein Tagebuch ein, „erklommen wir den Sattel zwischen den beiden Spitzen des Mac Kinley. Die Fahnenstange mit der Flagge

schleppten wir mit. Bis zum Sattel ging es verhältnismäßig gut, denn meine Leute hatten den Weg schon vorher erkundet und Stufen in das Eis geschlagen. Dann schickten wir uns an, den großen Gletscher zu überschreiten, der zwischen den beiden Spitzen liegt. Wir wandten uns zu der Nordspitze, dort, wo die Felsen aufragen. Die Entfernung mochte in dem Zickzackkurs, den wir einschlagen mußten, etwa drei englische Meilen betragen, aber es ist schwer, in solcher Höhenluft Entfernungen richtig abzuschätzen."

Um die kurze Strecke zurückzulegen, brauchten die vier Männer gegen zehn Stunden bei höchster Kraftanstrengung. Endlich erreichten sie, völlig erschöpft, den Gipfel.

Sachlich und trocken berichtet Lloyd weiter: „Als wir die Nordspitze erklommen hatten, fanden wir viele Felsen und errichteten daraus ein Monument, das wohl so lange stehen wird, als der Berg ragt. Es kostete Mühe, in solcher Höhe die Felsen auszugraben. Der Schnee zwischen den Steinen war gefroren; wir gruben tief in die Felsen hinein: der Flaggenmast wird also sicher stehen. Ringsum errichteten wir Steine, so daß die Fahnenstange tief in soliden Steinmassen eingerammt ist. Die Stange ist volle 4 Meter lang. Die amerikanische Flagge wurde von vier Amerikanern wallisischer, schottischer, kanadischer und schwedischer Abstammung gehißt. Das geschah am 3. April 1910 nachmittags 3 Uhr 25 Minuten."

Die größten Gefahren während der Expedition hatten die tückischen Gletscherspalten bereitet, die trügerisch unter der Schneehülle lauern; die vier Männer waren übereingekommen, sich nicht anzuseilen. Bisweilen gelang es, mit Hilfe der Schneeschuhe diese Spalten zu überqueren, manchmal benützte man die langen Bergstöcke als Brücken, aber mehr als einmal verschwand unter den Füßen des Voranschreitenden plötzlich der Boden, er sank in die Tiefe. Dann war es immer der Bergstock, der Rettung brachte, er legte sich quer über den Spalt, und an ihm hängend konnte der Gefährdete sich retten. Noch in den letzten Tagen wäre Mac Ganagell beinahe das Opfer eines solchen verborgenen Abgrundes geworden. Er fiel plötzlich durch die Schneedecke; aber zum Glück hatte er dabei



seinen Bergstock richtig gehalten, der Stock hielt ihn, während unter ihm die Tiefe gähnte. Er konnte sich noch emporstemmen. O. v. B.

Der Schnurrbart und das Küssen. — Aus Paris berichtet man über ein eigenartiges Experiment, das angestellt wurde, um herauszubekommen, welch eine hygienische Rolle der Schnurrbart beim Küssen spielt. Als „Versuchsobjekte“ dienten drei Personen, eine junge Dame, deren Aufgabe es war, sich küssen zu lassen, und zwei Herren, die das Küssen zu besorgen hatten. Der eine von letzteren war bartlos, der andere hatte einen kräftig entwickelten Schnurrbart. Der die Untersuchung vornahm, war ein bekannter französischer Professor, dessen tiefgründige Studien über alles, was die moderne Bazillentheorie angeht, ihm einen berühmten Namen verschafft haben.

Der Gelehrte führte seine beiden männlichen Versuchskaninchen durch die belebtesten Teile von Paris spazieren, auch durch den Louvre, durch einige gedrängt volle Warenhäuser und ähnliches mehr, um sie schließlich in einem überfüllten Omnibus nach seinem Laboratorium zu bringen.

Dort wartete ihrer das weibliche Versuchsobjekt. Der Professor wusch ihr die Lippen mit einer antiseptischen Flüssigkeit ab, um ganz sicher zu sein, daß an ihnen keinerlei Bazillenkeime hafteten, darauf mußte der bartlose junge Mann auf diese „reinen“ Lippen einen Kuß drücken. Nun fuhr der Gelehrte mit einem sterilisierten Pinsel über die Lippen der Dame, tauchte ihn in ein Reagenzglas mit einer sterilisierten Lösung von japanischer Gelatine und versiegelte das Gefäß so schnell wie möglich.

Zum zweiten Male wurden die Lippen und sogar das Gesicht der jungen Dame antiseptisch gewaschen. Dann folgte der bärtige Mann dem Beispiel des anderen, und abermals traten der sterilisierte Pinsel, ein zweites Reagenzgläschen und der verschließende Siegellack in Tätigkeit wie nach dem ersten Kusse. Beide Male hatte das junge Mädchen während des Küssens auf Geheiß den Atem angehalten, damit sie nicht etwa eine zufällig in der Luft herumlungernde Mikrobe unversehens anzöge und so den Erfolg des Experiments trübte.

Vier Tage lang blieben die Probiergläschen unberührt stehen; dann öffnete sie der Professor und untersuchte ihren Inhalt. Das erste von dem Kuß des glattrasierten Mannes war wie gesprenkelt mit kleinen Pünktchen, von denen jedes sich unter dem Mikroskop als eine Kolonie von hefenartigen Keimen herausstellte, die Schimmel bilden, aber sonst für die Gesundheit ganz unschädlich sind.

Das zweite Glas dagegen mit den Spuren vom Kuß des bärtigen Mannes schwärmte geradezu von einer Menge der bösartigsten Mikroben. Als ersten entdeckte man unter dem Vergrößerungsglase den langen, dünnen Tuberkelbazillus, dann folgte der der Diphtherie, der der Fäulnis und Verwesung und andere mehr. Außerdem fanden sich winzige Partikelchen von Speiseresten, ein Härchen von einem Spinnenbein — kurz eine solche Musterkarte von unappetitlichen und gefährlichen Dingen, daß keiner der Beteiligten den Mut gefunden hat, der jungen Dame das Ergebnis der Untersuchung mitzuteilen.

Der Professor faßte es später in das Verdikt zusammen: „Wenn eine Frau Gelegenheit hätte und sich die Mühe nähme, ein einziges Mal den Bart ihres Gatten oder ihres Verlobten durch ein gutes Mikroskop zu betrachten, so würde sie sich nie wieder von ihm küssen lassen, er ließe sich denn den Bart abnehmen oder umhüllte ihn vor dem Küssen mit antiseptischer Gaze!“

Nun, unsere unmaßgebliche Meinung ist, daß, da wir armen Sterblichen uns doch einmal damit abfinden müssen, mit jedem Atemzug, jedem Trunk Wassers, jedem Bissen Speise Scharen von unsichtbaren Lebewesen in uns aufzunehmen, die uns bisher immerhin noch ganz gut bekommen sind, so brauchen sich die Gattinnen und Bräute unter unseren verehrten Leserinnen durch die lumpigen Hunderttausend von Kleinwesen, mit denen sie etwa durch den Schnurrbart ihres Erwählten in Berührung gebracht werden, auch nicht allzusehr beunruhigen zu lassen. C. D.

Der englische Königstitel. — Die Titel der englischen Könige haben seit dem Einfall der Normannen, mit dem der allgemeinen Volksempfindung nach eigentlich die Geschichte

des britischen Reiches anhebt, sehr häufig gewechselt. Wilhelm, der Sieger von Hastings, nannte sich, indem er seine Erwählung zum Herrscher vor das Recht der Eroberung stellte, „König der Engländer“. Sein Sohn, Wilhelm Rufus, fügte „von Gottes Gnaden“ hinzu. Stephan betitelte sich „König der Engländer, Herzog der Normannen“. Der erste „König von England“ war Heinrich II., der außerdem „Herzog der Normandie und Aquitaniens, Graf von Anjou“ hieß. Sein Sohn, Richard Löwenherz, nahm keine Änderung vor; Johann, der Bruder Richards, dagegen führte den Titel „König von England, Herr von Irland, Herzog der Normandie und Herzog von Aquitanien“. Heinrich III. ließ gegen Ende seiner Herrschaft den „Herzog der Normandie“ fallen, und der so gekürzte Titel blieb, bis Eduard III. sich „König von England und Frankreich und Herr von Irland“ nannte. Der nächste Wechsel trat ein unter Heinrich V., dem „König von England, Erben und Regenten von Frankreich, Herrn von Irland“, doch stellte sein Sohn Heinrich VI. den alten Titel wieder her. Heinrich VIII. nahm nach mehrfachen Änderungen endgültig folgenden Titel an: „König von England, Frankreich und Irland, Verteidiger des Glaubens, auf Erden das höchste Haupt“. Heinrich VIII. wurde auch zuerst als Majestät angeredet.

Die Königin Maria I. und ihr Gatte, der König Philipp von Spanien, führten den bunten Titel: „Philipp und Mary, von Gottes Gnaden König und Königin von England und Frankreich, Neapel, Jerusalem und Irland, Verteidiger des Glaubens, Fürsten von Spanien und Sizilien, Erzherzöge von Österreich, Herzöge von Mailand, Burgund und Brabant“. Die Königin Elisabeth dagegen begnügte sich mit „Königin von England, Frankreich und Irland, Verteidiger des Glaubens“. Alle Herrscher aus dem Hause Stuart hießen: „König von England, Schottland, Frankreich und Irland, Verteidiger des Glaubens“. Unter der Königin Anna wurden jedoch England und Schottland zu „Großbritannien“ zusammengezogen. Die drei ersten George nannten sich „König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Kurfürst von Hannover, Verteidiger des Glaubens“. Im Jahre

1801 änderte Georg III. diesen Titel um in „Von Gottes Gnaden König des Vereinigten Königtums von Großbritannien und Irland, Verteidiger des Glaubens“. Den letzteren Titel führten Georg IV., Wilhelm IV. und die Königin Viktoria, bis im Jahre 1877 „Kaiserin von Indien“ hinzugefügt wurde. Eduard VII. wurde bei seiner Thronbesteigung in derselben Weise betitelt, doch wurde noch vor der Krönung hinter Irland eingeschaltet „und der überseeischen Besitzungen“. Mit diesem Zusatz ist auch Georg V. proklamiert worden. O. v. B.

Erdfrüchtler. — Während die große Mehrzahl der Pflanzen ihre Blüten und Früchte oberirdisch ausbildet, gibt es auch eine Reihe von solchen, die die Blüten regelmäßig zwischen der Erde entfalten und die Früchte unter der Erde entwickeln oder doch dazu die Fähigkeit besitzen. Man bezeichnet diese Pflanzen als „Erdfrüchtler“. Es werden von ihnen drei Gruppen unterschieden. Die erste Gruppe wird hauptsächlich durch die Arongewächse, denen beispielsweise die bekannte Kalla angehört, und die Ingwergewächse vertreten. So steckt das zu den Arongewächsen zählende lanzenblätterige Stylochiton, eine Pflanze, die der Kalla sehr ähnelt und in Mittelafrika heimisch ist, nur die äußersten Spitzen ihrer Blütenscheiden aus Erdritzen hervor, damit die anfliegenden Insekten den mitgebrachten Blütenstaub auf sie übertragen können. Die Fruchtkapseln aber entwickeln sich dann vollständig in der Erde.

Als bekanntester Vertreter der zweiten Gruppe sei das Alpenveilchen genannt. Die Angehörigen dieser Gruppe entwickeln ihre Blüten in der Luft, bringen aber, wenn die Blüten durch die Abladung von Blütenstaub befruchtet sind, die Stengel nach unten, so daß die Früchte im Boden reifen. Das Alpenveilchen rollt die Blütenstiele nach dem Abblühen wie Pfropfenzieher zusammen und senkt sie gleichzeitig nach unten. Infolgedessen kommen die Fruchtanlagen in die Erde zu liegen, wo dann die Samen ausreifen. Auch der Mauerlein wendet seine Blüten zuerst dem Lichte zu. Nach der Befruchtung aber verlängern sich die Blütenstiele, biegen sich um und schieben die heranwachsenden Samenkapseln in Ritzen des Gesteins und Mauerwerks.

Noch zweckvoller verfährt eine Kleeart, die in den Ländern des Mittelmeeres wächst. Das Kraut trägt in jedem Blütenköpfchen zehn bis zwölf Blütchen. Von diesen Blütchen werden indessen nur zwei bis drei fruchtbar. Die übrigen wandeln sich zu spitzen Bohrern um. Wendet sich nun der Blütenstiel zur Erde, so bohren die Bohrer ein kleines Loch im Boden aus, in das die Samen gelegt werden.

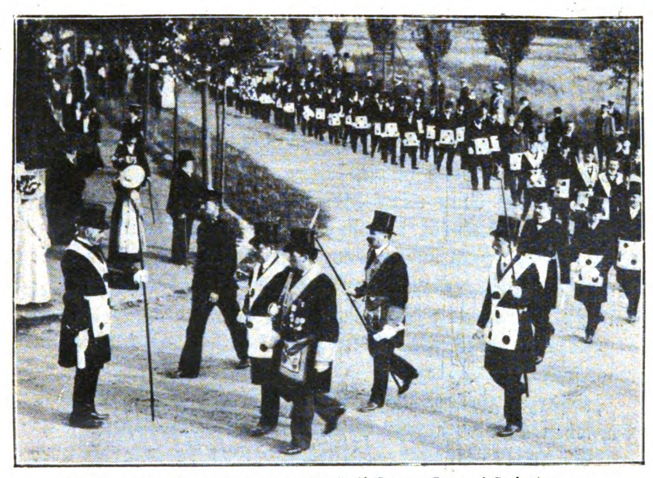
Die dritte Gruppe der Erdfrüchtler ist imstande, die Früchte, wie gewöhnlich, in der Luft zu entwickeln, kann sie aber auch unter Umständen in der Erde ausbilden. Zu dieser Gruppe zählt beispielsweise die doppelfrüchtige Wicke und die doppelfrüchtige Platterbse. Diejenigen Früchte, die nach Herabbiegung der Blütenstengel in der Erde zur Reife gebracht werden, sind etwas kleiner als die oberirdischen und enthalten in der Regel nur ein bis zwei Samenkörner.

Der Nutzen der Erdfrüchtigkeit ist darin zu erblicken, daß die im Boden ausreifenden und geborgenen Früchte besser gegen Tierfraß geschützt sind als die Luftfrüchte und nicht so leicht von der Dürre geschädigt werden. Die meisten Erdfrüchtler sind deshalb auch in trockenen Gebieten heimisch. Th. S.

Englische Freimaurer. — Die älteste englische Urkunde über die Maurerbruderschaft stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Brüder, die gewisse Erkennungszeichen haben und sich eidlich zur Verschwiegenheit verpflichten, sind noch wirkliche Maurer. Erst mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden auch gelehrte Laien, sogenannte angenommene Maurer, zur Bruderschaft zugelassen. Da mit der Zeit das Handwerkertum immer mehr aus den Bruderschaften verdrängt wurde, so beschlossen die Mitglieder, die Werkmaurerei in Geistesmaurerei umzuwandeln. In den Jahren 1716 und 1717 vereinigten sich die vier alten Werkmaurerlogen in London und Westminster zu einer Großloge, wählten einen Großmeister und führten die Neugestaltung in Kultus und Verfassung durch. Das frühere Wappen und das Siegel des Geheimnisses wurden von den neuen Freimaurern beibehalten. Als Zweck wurde unter anderem in den Satzungen hingestellt: „treue Freundschaft unter Personen zu stiften, die

sonst in beständiger Entfernung voneinander hätten bleiben müssen“.

Heute bestehen in Großbritannien drei Großlogen: die Vereinigte große Loge von England in London mit rund 2290 Logen, die Großloge von Schottland in Edinburg mit rund 550 Logen und die Großloge von Irland in Dublin mit 470 Logen. Im Gegensatz zu den Freimaurern in anderen



Zug der Freimaurer von Westcliff zur Grundsteinlegung der Erlöserkirche.

Ländern bewegen sich die englischen Freimaurer mehr in der Öffentlichkeit. So veranstaltete vor kurzem die Freimaurerloge zu Westcliff unter Führung des Kolonels Lockwood, des Großmeisters von Essex, bei der Grundsteinlegung zur Erlöserkirche einen feierlichen Umzug, in dem sich die Brüder mit dem freimaurerischen Schurzfell in der Öffentlichkeit zeigten. Th. S.

Der Besenstiel. — Der bekannte Satiriker Jonathan Swift († 1745) war Dechant zu St. Patrick in Dublin. Als solcher besuchte er häufig die Gattin seines Kirchenpatrons, Lady

Berkeley. Diese bat ihn gewöhnlich, ihr zum Abschied einen Abschnitt aus ihrem Lieblingserbauungsbuche vorzulesen, aus Boyles „Betrachtungen". Das war nun eine Aufgabe, die sich mit Swifts unverwüstlichem Humor schlecht vertrug. Er beschloß, sich an Boyle, den er überhaupt nicht recht leiden konnte, zu rächen für die langweiligen Viertelstunden, die er ihm verursachte.

Das tat er in der Weise, daß er eine sehr gelungene Parodie auf Boyles Art der Auffassung und Behandlung eines Gegenstandes verfaßte. Er betitelte sie: „Erbauliche Betrachtung über einen Besenstiel", ließ sie auf genau demselben Papier und mit denselben Lettern drucken wie Boyles Buch und klebte sie, als seine Patronin einmal aus dem Zimmer gerufen wurde, geschickt in den Band hinein.

Als sie ihn dann wie sonst gegen den Schluß seines Besuches hin aufforderte, ihr ein Kapitel aus Boyle vorzulesen, schlug er das Buch an der bewußten Stelle auf und las mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt die Überschrift: „Erbauliche Betrachtung über einen Besenstiel."

Die Dame unterbrach ihn. „Aber ich bitte, Herr Dechant, keine schlechten Scherze!"

„Scherze? Ich versichere, Mylady, ich lese, wie es hier steht. Da, sehen Sie: Erbauliche Betrachtung über einen Besenstiel."

„Wirklich!" rief Lady Berkeley. „Das begreife ich aber nicht. Noch nie ist mir dies Kapitel aufgefallen. Ein merkwürdiges Thema. Aber lassen Sie hören. Boyle ist so voll tiefer Gedanken, daß ich überzeugt bin, er wird auch das außerordentlich erbaulich machen, so seltsam es auch klingt."

Und Swift las mit größter Ehrbarkeit seinen originellen Vergleich des Menschen mit einem Besenstiel und die Gegenüberstellung der Bestimmung und des Endes von beiden. Feierlich kam es schließlich von seinen Lippen: „Dieser Stiel, der jetzt so verachtet im Winkel steht, war einst eine grünende, blühende Zierde des Waldes. Erkennst du die Übereinstimmung mit deinem eigenen Lose?"

„O mein unvergleichlicher Boyle!" rief die Hörerin ganz in Begeisterung. „Wie bewunderungswürdig er die Sache

durchführt, wie er aus einem so unscheinbaren Gegenstande so erhabene Wahrheiten abzuleiten weiß! Aber daran erkenne ich meinen Boyle: was er nur anrührt, das verwandelt er in Gold."

Swift nickte der Dame Beifall zu, wieder mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, und empfahl sich.

Am Abend desselben Tages hatte das Ehepaar Berkeley Gäste bei sich. Das erste Gesprächsthema, das die Dame des Hauses aufs Tapet brachte, war die wundervolle Abhandlung in Boyles Erbauungsbuch über einen Besenstiel.

Einige von den Geladenen konnten sich des Lachens nicht erwehren.

„Wie können Sie darüber lachen!" schalt Lady Berkeley. „Mich wundert, daß Sie Ihren Boyle nicht besser kennen. Seine Betrachtung über einen Besenstiel ist der Feder eines so großen Moralisten durchaus würdig." Sie holte ihr Buch herbei und zeigte, was man angezweifelt hatte. „Sind Sie nun überzeugt, meine Herrschaften?" fragte sie mit begreiflichem Triumph. „Ich sehe, Sie können es immer noch nicht fassen. Doch gestehe ich, daß es mir anfänglich ebenso erging; auch ich hatte keine Ahnung gerade von diesem großartigen Kapitel, bis unser teurer Swift es mir vorlas."

„Was, Swift hat es entdeckt?" riefen alle lachend aus. „Nun, das erklärt alles. Er hat sich einen seiner Schelmenstreiche mit Ihnen erlaubt."

„Man braucht ja nur ein anderes Exemplar des Buches damit zu vergleichen," schlug einer vor. „Ich werde das meine herbeiholen."

Bald war er mit dem Buche zurück, und man fand die „Erbauliche Betrachtung über einen Besenstiel" selbstverständlich nicht darin vor. Die Gesellschaft war außer sich vor Vergnügen.

Nur Lady Berkeley nahm dem unverbesserlichen Humoristen den Possen sehr übel, den er ihr gespielt hatte. Sie sagte ihm zwar nichts darüber, allein sie forderte ihn nie wieder auf, ihr etwas aus ihrem geliebten Boyle vorzulesen. Und das war's gerade, was der Schalk beabsichtigt hatte. C. D.

Etwas zur Behandlung der Petroleumlampe. — Von der alten, jämmerlichen Tranlampe und Ölfunsel bis zu unserer Petroleumlampe ist ein ganz beachtenswerter Fortschritt, der einerseits durch die Einführung des Petroleums als Brennstoff, anderseits durch die Argandsche Erfindung des Rundbrenners (1783) möglich wurde. Lange Zeit blieb dann allerdings die Kultur an der Petroleumlampe stehen. Diese geriet mehr und mehr in Mißkredit; die blendenden Erfolge anderer Lichtspender stellten sie arg in Schatten, so daß sie in den größeren Städten fast gänzlich verschwunden ist.

Aber verdient es unsere gute, alte Petroleumlampe wohl, so ganz und gar in die Rumpelkammer geworfen zu werden? Nein. Sie muß nur richtig behandelt und vielleicht auch modernisiert werden. Bezüglich des letzteren Punktes ist die Kultur an der Petroleumlampe neuerdings wieder in Fluß geraten.

Petroleumglühlicht! Ein völlig abschließendes Urteil kann allerdings noch nicht darüber gefällt werden; noch hat man mit der Beseitigung von Übelständen, namentlich mit dem Berußen des Glühstrumpfes, zu tun, obwohl auch hierin in letzter Zeit große Fortschritte gemacht sind. Aber wenn diese Lampe gut im Stande ist, so gibt sie ein brillantes Licht, das dem anderen Glühlicht um nichts nachsteht und dabei den Vorzug wesentlich größerer Billigkeit hat, also wohl dazu angetan ist, eine neue Blütezeit für die Petroleumlampe herbeizuführen.

Doch warten wir's ab! Beschränken wir uns zunächst einmal auf die rechte Behandlung, also das rechte Verständnis der einfachen Petroleumlampe.

Hauptbedingung für gute Leuchtkraft ist — neben gutem Brennmaterial — die rechte Luft-, das heißt Sauerstoffzufuhr. Dies besorgt der Rundbrenner. Er läßt die Luft nicht bloß von außen her zur Flamme gelangen wie der Spaltbrenner, sondern auch durch seinen Hohlraum hindurch von innen her, mitten hinein. Darum muß er mit allen seinen Zugängen, dem dreieckigen Ausschnitt und der siebartigen Hülse, recht sauber gehalten, also öfters „geputzt" werden. Das gilt auch von den auf manchen Brennern aufzusetzenden Siebplatten,

die die Flamme zerteilen, verbreitern, für den Luftdurchgang geeigneter machen sollen. Namentlich ist also darauf zu sehen, daß die kleinen Öffnungen nicht verstopft sind, auch daß die Siebplatte ordentlich aufgesetzt ist. Sehr wichtig ist ferner der Lampenzylinder, der sozusagen den Schornstein für die Lampe bildet, also dafür zu sorgen hat, daß die Luftzuführung flott und geordnet vor sich geht, daß die Verbrennungsgase rasch und ungestört in einem warmen, mit dünner, leichter Luft angefüllten Kanal nach oben abfließen, damit immer aufs neue frische Luft von unten her zur Flamme gelangen kann. Dabei hält er die der Flamme unentbehrliche Wärme zusammen und schützt sie vor störenden Einflüssen.

So ist es klar, daß vor allen Dingen der Zylinder ganz sein muß. Ein Zylinder, an dem oben ein mehr oder weniger großes Stück fehlt, wird die erforderliche Regulierung der Flamme nur mangelhaft besorgen können. Die Lampe „blakt“ und brennt nicht gut. Ein zu niedriger Schornstein würde ja auch nur ein schlechtes Brennen herbeiführen. Daß der Zylinder sauber zu halten ist, richtig aufgesetzt werden muß usw., sind natürlich selbstverständliche Forderungen.

Weiter ist von Wichtigkeit die richtige Zuführung des Brennstoffes, die durch den Docht geschieht. Der Haarröhrchenanziehung gemäß steigt das Petroleum in ihm allmählich in die Höhe und gelangt fein zerteilt in die Flamme, durch die es nun gründlich ausgenützt wird. Es ist also klar, daß der Docht so beschaffen sein muß, daß sich die Haarröhrchenanziehung in ihm genügend geltend machen kann: nicht zu schwach und fest, ganz sauber und trocken vor dem Einziehen, oben gleichmäßig abgeschnitten, leicht und gleichmäßig schraubbar usw. Zum Abputzen, was nach jedem Gebrauche geschehen muß, ist am zweckmäßigsten ein glattes Stück Blech zu nehmen. Nach längerer Benützung wird der Docht untauglich, hart und mit allerlei Ablagerungen angefüllt; er muß also, mindestens zu Anfang jedes Winters, erneuert beziehungsweise ausgekocht und ausgewaschen werden.

Das Zucken, Flackern und Surren der Flamme deutet auf schlecht geordneten Luftzug und wird gewöhnlich durch besseres

Aufsetzen des Zylinders beseitigt. Steht die Flamme ungleich hoch, so kann sie natürlich nicht die volle Leuchtkraft entwickeln. Man muß dann den Zylinder noch einmal abnehmen und den Docht gleichmäßiger abstreichen. Daß der Docht zu hoch geschraubt wird, verbietet sich durch das Blaken von selbst, aber er soll auch nicht zu niedrig stehen. Wir sollen unseren Augen wirklich das Höchstmaß von Licht gönnen. Ein Irrtum ist es auch, anzunehmen, daß durch das Herunterschrauben des Dochtes, zum Beispiel beim Verlassen des Zimmers, eine bemerkenswerte Verminderung des Petroleumverbrauchs eintrete. Man verschlechtert nur die Luft um ein beträchtliches, da die Verbrennung mangelhafter wird.

Auch äußerlich muß die Lampe recht sauber, namentlich das Bassin usw. völlig trocken gehalten werden. Viel Schuld an dem „Schwitzen" der Lampe trägt das übermäßige Füllen des Bassins. Das Petroleum rieselt dabei nicht nur über die Teile der Lampe, sondern es wird auch zu reichlicherem Ausschwitzen gezwungen. Nichts aber ist widerwärtiger als ein übelriechender Petroleumdunst im Zimmer, nichts auch unangenehmer, als wenn sich bei jeder Berührung mit der Lampe die Finger fetten. Es ist darum wichtig, daß das Bassin von Glas ist, damit man das Einfüllen kontrollieren kann.

Von Bedeutung ist ferner ein kleines Loch, das sich gewöhnlich am Grunde des Brennerkegels unten in dem dreieckigen Ausschnitt befindet. Hierdurch soll die Luft in das Bassin eintreten können; denn ohne den nötigen Luftdruck würde die Haarröhrchenanziehung, die das Petroleum im Dochte emporleitet, nicht wirksam werden. Darum muß dieses kleine Loch stets offen erhalten, öfters einmal durchgestoßen und gereinigt werden. Gerade in der Verstopfung dieses wichtigen kleinen Kanals hat vielfach das schlechte Brennen und Leuchten der Petroleumlampe seinen Grund.

Wichtig für ein gutes Leuchten ist natürlich auch das Brennmaterial, das Petroleum. Man sollte für die Bedienung der Stubenlampe nur die beste Qualität verwenden. Gute Dienste leistet auch eine Prise Salz oder dergleichen, die man beim Einfüllen in das Bassin tut.

Als selbstverständlich darf es wohl bezeichnet werden, daß der Petroleumlampe gegenüber die bei allen explodierbaren Gegenständen erforderliche Vorsicht walten muß. Das Füllen der Lampe ist am besten bei Tage, jedenfalls nicht bei offenem Licht oder gar bei brennender Lampe selbst vorzunehmen. Die Lampe darf auch nicht an einem zu warmen Orte aufbewahrt werden. Beim Auslöschen schraube man den Docht herunter und blase leicht über den Zylinder hinweg, nicht hinein. Man könnte sonst die Flamme nach unten treiben und eine Explosion herbeiführen. Durch das Darüberblasen aber entreißt man dem Zylinder und der Flamme die Luft, so daß sie nicht mehr weiterbrennen kann.

Wenn die Petroleumlampe in der richtigen Weise behandelt wird, so ist sie sehr wohl imstande, ein brauchbares Beleuchtungsmittel zu sein und zu bleiben. Ihr traulicher Schein hat etwas Anheimelndes, Familiäres, Stetiges, schier Poesievolles. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß man bei allen anderen Beleuchtungsmitteln viel mehr Verdruß hat, als bei einer richtig behandelten Petroleumlampe. Man sollte also diesen billigen und gemütlichen Hausgenossen nicht gar so sehr über die Achsel ansehen. K. N.

Zwei Werbegeschichten. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen besichtigte eines Tages mit seinem Gefolge, Förstern und Jägern, die Grenze zwischen Preußen und Sachsen in der Nähe von Wittenberg, als er einen überlangen Schäferknecht rückwärts auf seinen Schäferstab gelehnt an einem Wassergraben stehen sah, indessen seine Schafherde vor ihm weidete. Der Schäferknecht bemerkte die Herren gar nicht und ahnte nichts Böses. Der Wassergraben, an dem er stand, war der Grenzgraben, über den weder Brücke noch Steg führte. Diesen Mann hätte der hohe Herr nun gern für seine Riesengarde gehabt, aber wie ihn kriegen?

Wie nun so darüber hin und her geredet wurde, legte ein Jägerbursche rasch seine Büchse an und schoß den Stab weg, der dem Schäfer zur Stütze diente, so daß der Mann rücklings ins Wasser plumpste, worauf man ihn herauszog, und dann ging's mit ihm gen Potsdam, seinem Schicksale entgegen.

Da war nun im Mecklenburgischen ein anderer Schäferknecht klüger. Der war auch übermenschlich groß, und die preußischen Werber stellten ihm nach und trachteten, ihn einzufangen. Bekanntlich schläft der Schäfer nachts meist in der fahrbaren Schäferhütte bei seinen Schafen auf dem Felde. Diesen Umstand gedachten die Werber zu benützen und den Langen in der Nacht samt der Schäferhütte zu entführen. Der Schäferknecht hatte aber wohl gemerkt, daß die Werber ihm nachstellten, und er beredete die Hebamme des nächsten Dorfes, daß sie ihn gegen ein Geldgeschenk einige Zeit vertreten und in der Schäferhütte bei den Schafen schlafen möchte. Die Frau ging ahnungslos auf den Handel ein und legte sich abends in der Schäferhütte nieder. Nun kamen die Werber wirklich, und als sie hörten, daß in dem Schäferkarren ein Mensch schnarchte, spannten sie zwei Pferde davor und machten sich im Galopp mit ihrem Raube davon. Aber was machten die für Augen, als sie ihren Fang besehen wollten, und statt des langen Schäfers ein altes Weib aus der Karre kroch und so greulich schrie und schimpfte, daß sie sie schnell mit ein paar Taler beruhigten und wieder heimschickten! C. T.

Selbstbetriebbares Karussell. — Die bisherigen Kinderkarusselle haben den Mangel, daß die auf ihnen sitzenden Kinder sie nicht selbst in Bewegung setzen können, sondern daß andere Kinder sie laufend vorwärts schieben müssen. Es ist dies nur ein halbes Vergnügen für die Kinder, denn jedes Kind sehnt sich doch danach, auf dem Karussell zu sitzen und nicht, es zu schieben.

In dem selbstbetriebbaren Karussell der Firma Hohenzollernwerk M. Löffler in Altona, Kreuzweg 132, ist nun eine ideale Lösung gefunden worden. Die Kinder bringen es selbst in Bewegung und zwar durch eine Betätigung, die als die für den Körper gesündeste und die Entwicklung förderndste von Ärzten und Fachleuten anerkannt ist, durch Ruderbewegung.

Vor dem Sitze eines jeden Kindes ist ein Doppelhebel angebracht. Den oberen Quergriff des Doppelhebels ergreift das Kind mit den Händen, während die Füße auf den Tritt am unteren

Ende des Doppelhebels einwirken. Er wird in der Weise in Bewegung gesetzt, daß das Kind mit beiden Händen den oberen Griff vorwärts und rückwärts bewegt, während die Füße durch die umgekehrte Bewegung des anderen Endes des Doppelhebels seine Wirkung verstärken, so daß ohne große Anstrengung doch eine beträchtliche Kraft ausgeübt wird. Der Hebel treibt durch eine Kurbel ein Rad am Untergestell an und damit das ganze Karussell. Auf diese Weise ist die Ruderbewegung mit Händen und Füßen in vollkommenster Weise nachgeahmt, sie bildet den Körper am gleichmäßigsten und vorteilhaftesten



Selbstbetriebbares Karussell.

aus, und das einzelne Kind braucht sich nicht wesentlich anzustrengen, da meist mehrere Kinder auf dem Karussell sitzen. P. R.

Auch ein Schlangenbeschwörer. — Der berühmte Naturforscher Lenz in Schnepfenthal machte sich an einem Sommertage im Jahre 1830 mit einigen jungen Freunden auf, um Schlangen zu suchen. Vor seinem Hause trat ein etwa vierzigjähriger Mann zu ihm, der sich ihm als Begleiter anbot mit dem Bemerken, er sei der Schlangenbeschwörer Hörselmann. Dieser Mann hatte wegen Betrugs im Zuchthause gesessen und ernährte sich nun damit, daß er in den Wirtshäusern und auf Jahrmärkten umherzog, die Taschen voll Ringelnattern und Blindschleichen, die er für giftige ausländische Schlangen ausgab, deren Zähmung seiner Kunst gelungen sei. Lenz ließ

sich die Begleitung des Abenteurers gefallen. Dieser erzählte, er verdanke seine Kunst teils eigener Forschung, teils der Unterweisung eines indischen Arztes.

Die unternommene Schlangenjagd blieb indes ohne Erfolg. Lenz kehrte nach Hause zurück. Hörselmann begleitete ihn und wünschte die Schlangen zu sehen, die der Naturforscher in wohlverschlossenen Kisten aufbewahrte.

Beim Anblicke der Schlangen gingen dem Schlangenbeschwörer Herz und Mund erst recht auf. Er tat, als habe er alte Bekannte vor sich, sprach vertraulich zu ihnen und rühmte sich seiner Macht über sie. Endlich ließ er sich eine der Kisten öffnen. In dieser lagerten fünf Schlangen. Er faßte eine derselben, eine Kreuzotter, um die Mitte des Leibes und hob sie aus der Kiste. Die Schlange blieb teilnahmlos und begnügte sich, das Schwanzende um den Arm des Verwegenen zu legen. Als er fortfuhr, mit ihr zu sprechen, und sie hin und her schwenkte, begannen aber ihre Augen zu glühen, und ihre Zunge zeigte sich in heftiger Bewegung. Erschrocken rief Lenz dem Beschwörer zu, das gefährliche Tier von sich zu werfen, aber dieser hatte in seiner Selbsttäuschung den höchsten Gipfel erreicht, murmelte eine unsinnige Zauberformel und steckte plötzlich den Kopf der Schlange in seinen Mund. Dieses entsetzliche Schauspiel dauerte aber nur einen einzigen Augenblick. Der Gaukler riß plötzlich die Schlange wieder zum Munde heraus, sein Gesicht rötete sich zusehends, und er spie wiederholt Blut aus. Die Schlange hatte den Gaukler in die Zunge gebissen. Alle schleunigst angewandten Gegenmittel blieben erfolglos; nach einer Stunde war er eine Leiche. C. T.

Der überlistete Einbrecher. — In Paris wurden vor zwei Jahren kurz hintereinander zwei Einbruchdiebstähle verübt, bei denen den Verbrechern große Summen Bargeld in die Finger fielen. Nach monatelangen Forschungen gelang es endlich der Polizei, einen alten Einbrecher namens Divinaux zu verhaften, gegen den man reichliches Belastungsmaterial gesammelt hatte. Aber dieses Belastungsmaterial langte nur dazu hin, Divinaux des ersten Einbruchdiebstahls zu überführen. Hinsichtlich des anderen, der die Montmartregenossen-

schaft um eine große Summe gebracht hatte, leugnete der schlaue Verbrecher jede Täterschaft ab, und dabei war gerade dieser zweite Fall den Herren von der Polizei deswegen so interessant, weil dabei ein Geldschrank in einer Weise geöffnet worden war, die keinerlei Zeichen einer äußeren Gewaltanwendung zurückließ. Die bestohlene Genossenschaft hatte außerdem eine große Belohnung auf Ergreifung des Täters ausgesetzt, um dann gegen den Fabrikanten des betreffenden Geldschrankes, der diesen als absolut diebessicher verkauft hatte, vorgehen zu können. Doch, wie gesagt, Divinaux blieb dabei, er habe nur den einen Diebstahl auf dem Gewissen, und so mußte man sich vorläufig damit zufrieden geben.

Der bereits mehrfach vorbestrafte Einbrecher wurde zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt und verbüßte seine Strafzeit in der bei Paris gelegenen Anstalt Etampes.

Nach etwa einem Jahre wurde Divinaux eines Vormittags in das Zimmer des Zuchthausdirektors gerufen, wo ihm dieser einen Herrn zeigte, der ein besonderes Anliegen an ihn hatte.

„Ich bin der Gutsbesitzer Melville," begann der Fremde. „Meine Besitzung liegt dort drüben jenseits der Seine. Ich führe zurzeit mit einem Nachbarn einen Prozeß um ein Wiesengrundstück und habe in dieser Sache heute nachmittag in Paris auf dem Gericht einen Termin, in dem ich wichtige Dokumente vorlegen soll, die mein Anrecht auf das wertvolle Wiesenland beweisen. Als ich nun vor einer halben Stunde diese Dokumente aus meinem Geldschrank herausnehmen will, kann ich mein Schlüsselbund nicht finden. Es ist spurlos verschwunden. Da höchste Eile not tut — ich verliere den Prozeß, falls ich die Papiere heute nicht dem Gericht überreiche —, bitte ich Sie, den Versuch zu machen, meinen Geldschrank auf irgend eine Art zu öffnen. Der Herr Direktor hier, ein alter Bekannter von mir, hat mir nämlich unlängst erzählt, daß seine Anstalt einen Spezialisten auf dem Gebiete des Einbrechertums beherbergt. In meiner argen Verlegenheit fiel mir dies ein. So bin ich auf Ihre Person gekommen. Vielleicht gelingt es Ihnen, mir zu helfen. Es soll Ihr Schade nicht sein."



Der alte Einbrecher lächelte selbstgefällig und erklärte sich gern bereit, den Versuch zu machen. Unter sicherer Bedeckung fuhr er dann dem Gutshause des Herrn Melville zu.

Der Geldschrank, der seine Schätze so hartnäckig hütete, stand in dem hellen Arbeitszimmer. Divinaux warf nur einen einzigen Blick auf die Fabrikmarke, die an der Tür des stählernen Schrankes angebracht war, und verlangte sofort ohne nähere Besichtigung des Schlosses einen langen, biegsamen Draht. Diesen bog er zu einer Schlinge, die er in die Schlüsselöffnung einführte. Sehr bald schon hörten die Anwesenden ein leises Schnappen. Divinaux hatte die erste Hemmung zurückgezogen. Nach weiteren fünf Minuten war der Schrank geöffnet.

Triumphierend schaute der große Einbrecherspezialist seinen Auftraggeber an.

Aber dessen Antwort ließ dieses Lächeln urplötzlich wieder verschwinden. „Divinaux," sagte der angebliche Gutsbesitzer ironisch, „Sie sind wirklich ein Künstler! Aber Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß Sie zum ersten Male einen solchen Schrank unter den Fingern gehabt haben? Denken Sie nur an den Einbruch in das Kassengewölbe der Montmartregenossenschaft. Dabei wurde ganz derselbe Schrank seines Inhalts beraubt, nachdem er auf eine unerklärliche Weise geöffnet worden war. Sie haben bisher von dieser Sache nie etwas wissen wollen. Aber jetzt eben erbrachten Sie uns den Beweis, daß Sie doch der Täter sind. Oder — können Sie mir eine glaubwürdige Erklärung dafür abgeben, wie es kommt, daß Sie sich mit der Konstruktion dieses Schlosses hier so sehr vertraut zeigten?"

Divinaux versuchte es in der ersten Überraschung mit allerlei Ausreden, verwickelte sich aber immer mehr in Widersprüche und mußte endlich doch die Waffen strecken.

Der angebliche Gutsbesitzer Melville war kein anderer als ein Geheimpolizist, der schon längst den Plan gefaßt hatte, den Einbrecher zu überlisten. Auf seine Veranlassung war ein Geldschrank genau derselben Konstruktion wie der, welcher der auf so geheimnisvolle Weise bestohlenen Montmartregenossenschaft gehörte, in das Gutshaus geschafft, und auch die ganze

weitere Komödie gespielt worden. Der Fabrikant jener Geldschränke, die eine geübte Hand so leicht auch ohne den passenden Schlüssel und ohne Stahlbohrer und Sauerstoffgebläse zu öffnen verstand, mußte sich von der bestohlenen Genossenschaft eine Schadenersatzklage gefallen lassen. W. K.

Ein galanter Arzt. — Der einst berühmte Arzt Doktor Balthasar Ludwig Tralles in Breslau (1708—1797) war auch Dichter und verschrieb einst einer jungen und schönen Dame, welche sich beklagte, daß er ein kleines Überbein auf ihrer rechten Hand nicht vertreiben könne, folgendes Rezept:

Du klagst, daß von der Hand durch Pflaster und durch Blei
Ein trotzig Überbein nicht zu verjagen sei.
Getrost! Bei deren Zahl, die sie mit Andacht küssen,
Wird, Freundin, es gewiß in kurzem weichen müssen;
Höhlt durch gelinden Fall ein Tropfen Erz und Stein,
So wird ein Knorpelchen doch wegzuküssen sein! C. T.

Eigenartige Einladungen. — Während der Regierung Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs“, war es in Paris Mode geworden, daß vornehme Kavaliere, die mit einem ebenbürtigen Gegner einen Zweikampf vorhatten, zu dem Duell nicht nur bekannte Herren, sondern auch Damen der Gesellschaft einluden.

Als einmal der Graf v. Vitry, ein flandrischer Edelmann, seinen Degen mit dem des Herrn v. Auberville kreuzte, soll der Saal des kleinen Vorstadttheaters, in dem das Duell stattfand, beinahe zu klein für die Zahl der Zuschauer gewesen sein. Graf Vitry hatte für diesen Zweck besondere Einladungskarten drucken lassen, die oben sein Wappen und darunter folgenden Text trugen: „Graf Cesare Emile Louis v. Vitry, Herr der Schlösser Seukclerke und Paulehak, wird am 17. Dezember 1632 die Ehre der Frau v. Moubbartville mit dem Degen gegen einen Herrn verteidigen, dessen Name nicht wert ist, fernerhin genannt zu werden. Ew. Hochgeboren sind hiermit zu dem Zweikampf, der um fünf Uhr nachmittags in dem Theatersaale Chabriot seinen Anfang nimmt, ehrerbietigst eingeladen.“

Bei diesem Duell wurde, wie ein Zeitgenosse des Grafen



berichtet, der Herr v. Auberville im fünften Gange durch einen Degenstoß, der das Herz durchbohrte, getötet. Und — ein Zeichen der damaligen Sittenverrohung! — der Vetter des Gefallenen ließ sofort an Ort und Stelle das blutbefleckte seidene Hemd Aubervilles in kleine Stückchen zerschneiden und an die anwesenden Damen verteilen, die auch nicht im entferntesten daran gedacht hatten, beim Anblick des unter dem wohlgezielten Degenstoße Zusammensinkenden in Ohnmacht zu fallen.

In Kalifornien hatten Verbrecher, die zum Tode verurteilt waren, das Recht, zu ihrer Hinrichtung Freunde und Bekannte einzuladen. Darin waren sie in keiner Weise beschränkt, und alle in regelrechter Form „gebetenen Gäste“ wurden zu dem grausigen Schauspiele zugelassen. Das vorgedruckte Formular der Einladung lautete: „Sie werden hiermit ergebenst gebeten, der Hinrichtung von X. Y. im Gefängnishofe nächsten Freitag, vormittags elf Uhr, beizuwohnen. Zeigen Sie diese Karte gefälligst dem Kapitän am Gefängnistor vor. Eine Übertragung an andere ist unbedingt unstatthaft.“

Da in jedem Verbrecher ein großes Stück Renommiersucht und Eitelkeit steckt, so machten die meisten von diesem Rechte, ihre Bekannte auf ihrem letzten Gange um sich zu haben, tatsächlich Gebrauch. Sie zeigten sich größtenteils äußerst gefaßt, um von ihren Freunden nicht für Schwächlinge gehalten zu werden. W. K.

Die Seitenlinien der Fische. — Während die Tastkörperchen, die die Gefühlswahrnehmung vermitteln, in der Haut der Fische nur sehr spärlich vertreten sind, so daß ihr Gefühlsvermögen und wahrscheinlich auch ihr Schmerzgefühl nur gering sein kann, besitzen sie in den Seitenlinien ein Sinnesorgan, das den landbewohnenden Wirbeltieren fehlt. Die Seitenlinien machen sich bei der Betrachtung eines Fisches sofort bemerkbar. Bei den Süßwasserfischen verlaufen sie auf beiden Seiten des Körpers vom Kopf bis zum Schwanz ziemlich wagerecht als Längsrinnen. Bei der näheren Untersuchung ergibt sich, daß diese Längsrinnen sich als unter den Schuppen liegende Kanäle darstellen, die sich durch feine Röhrchen, die die Schuppen



durchsetzen, nach außen öffnen. Weiter finden sich längs des Kanals zahlreiche stiftchenförmige Sinneszellen vor, die durch Nervenäste mit dem fünften, siebenten, neunten und zehnten Hirnnervenpaar in Verbindung stehen. Die Seitenlinien sind demnach zweifellos Hautsinnesorgane. Ihr Zweck ist vermutlich, den Fischen die Druckschwankungen im Wasser, die sich ja ziemlich plötzlich vollziehen und namentlich bei starker Wellenbewegung sehr bedeutend sind, schnell und deutlich fühlbar zu machen, damit sie sich durch die Flucht in die ruhigen Tiefen vor Schädigungen bewahren. Außer bei den Fischen treten die Seitenlinien auch noch bei den wasserbewohnenden Amphibien, und besonders bei ihren Larven, auf. Th. S.

Originelles Bittgesuch. — Eine kränkliche Majorswitwe in Rom hatte schon mehrfach umsonst eine kleine Erhöhung ihrer kärglichen Pension erbeten, als sie auf den Gedanken kam, ihre Bitte an „Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Jolanda im Quirinal" zu richten. Die Prinzessin war damals erst ein halbes Jahr alt, und man übergab daher das Schreiben dem König Viktor Emanuel III. Er las das Schriftstück und gab es dem Diener zurück mit dem Bemerken: „Der Brief ist an die königliche Prinzessin gerichtet, also überbringen Sie ihn nur ihr selbst und hören Sie, was sie dazu meint."

Etwas verblüfft eilte der Diener zur Wiege, wo die kleine Prinzessin schlief, und als die Königliche Hoheit nicht aufwachte, übergab er den Brief der Amme.

„Nun, was hat die Prinzessin gemeint?" fragte der hinzutretende König.

„Kein Wort, Majestät."

„Schön, wer schweigt, stimmt zu. Sorgen Sie also dafür, daß die Bitte erfüllt wird." C. T.

Der Mittagschlaf. — Professor Doktor Triller gab im Jahre 1711 eine „Diätik in Versen" heraus, worin es über den Mittagschlaf heißt:

Was man vom Mittagschlaf der Alten,
Und ob er ihnen nützt, zu halten,
Sei kürzlich nur allhier gedacht:
Sie schlafen wenig in der Nacht,

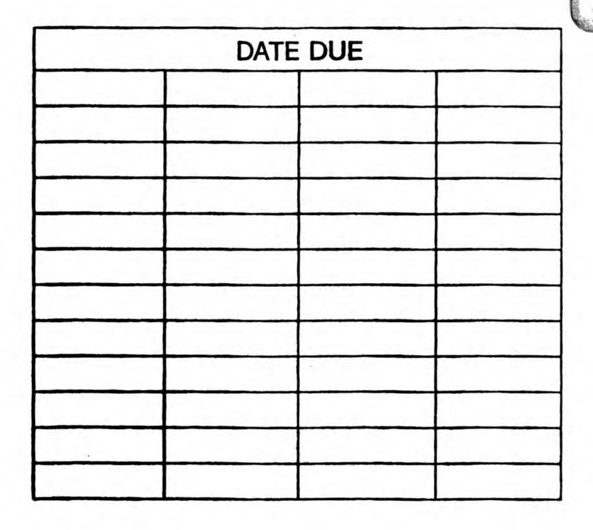
Drum ist es ihnen wohl zu gönnen,
Daß sie, wenn etwas sie gespeist,
Drauf mäßig Ruhe halten können,
Denn sie erquicket Leib und Geist.
Hingegen ist von jungen Leuten
Nicht Ziel und Maß zu überschreiten,
Der Schlaf zu Mittag schadet mehr,
Als daß er ihnen dienlich wär'.
Sie werden an den Gliedern träge,
Sind zum Studieren ungeschickt,
Die Jugendkraft, die frisch und rege,
Wird matt und endlich unterdrückt. C. T.

Vor und nach der Hochzeit. — In Japulpur in Indien lebte einst ein armer Soldat, der verlobt war, aber nicht an eine Heirat denken konnte, weil er ebenso arm war wie sein Schatz. Da hielt in jener Stadt ein großer Zirkus Einzug. Um Reklame zu machen, kündigte der Direktor an, daß er fünfhundert Rupien demjenigen ausbezahlen würde, der einen bekannten schottischen Soldatentanz im Löwenkäfig ausführen wolle. Natürlich hatte der Direktor erwartet, sein Geld behalten zu können, dabei aber die Rechnung ohne die Liebe gemacht.

Eines Abends meldete sich jener Soldat, der bereit war, das Wagestück zu bestehen. Wirklich tanzte er inmitten der brüllenden Raubtiere, erhielt seine fünfhundert Rupien ausbezahlt und hat nachher seine Braut heimgeführt.

Merkwürdigerweise wurde der bisher sehr nüchterne Mann bald darauf recht unsolid, blieb hinterm Becher sitzen, solange ein Kamerad bei ihm aushielt, und war kaum zum Heimgehen zu bewegen. Als man ihn nach dem Grunde dieser auffälligen Wandlung befragte, erklärte er, er hätte sich gründlich in die Nesseln gesetzt; er würde jetzt weit lieber umsonst in einem Löwenkäfig tanzen, als zu seiner Xantippe heimgehen. B. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



DATE DUE			



